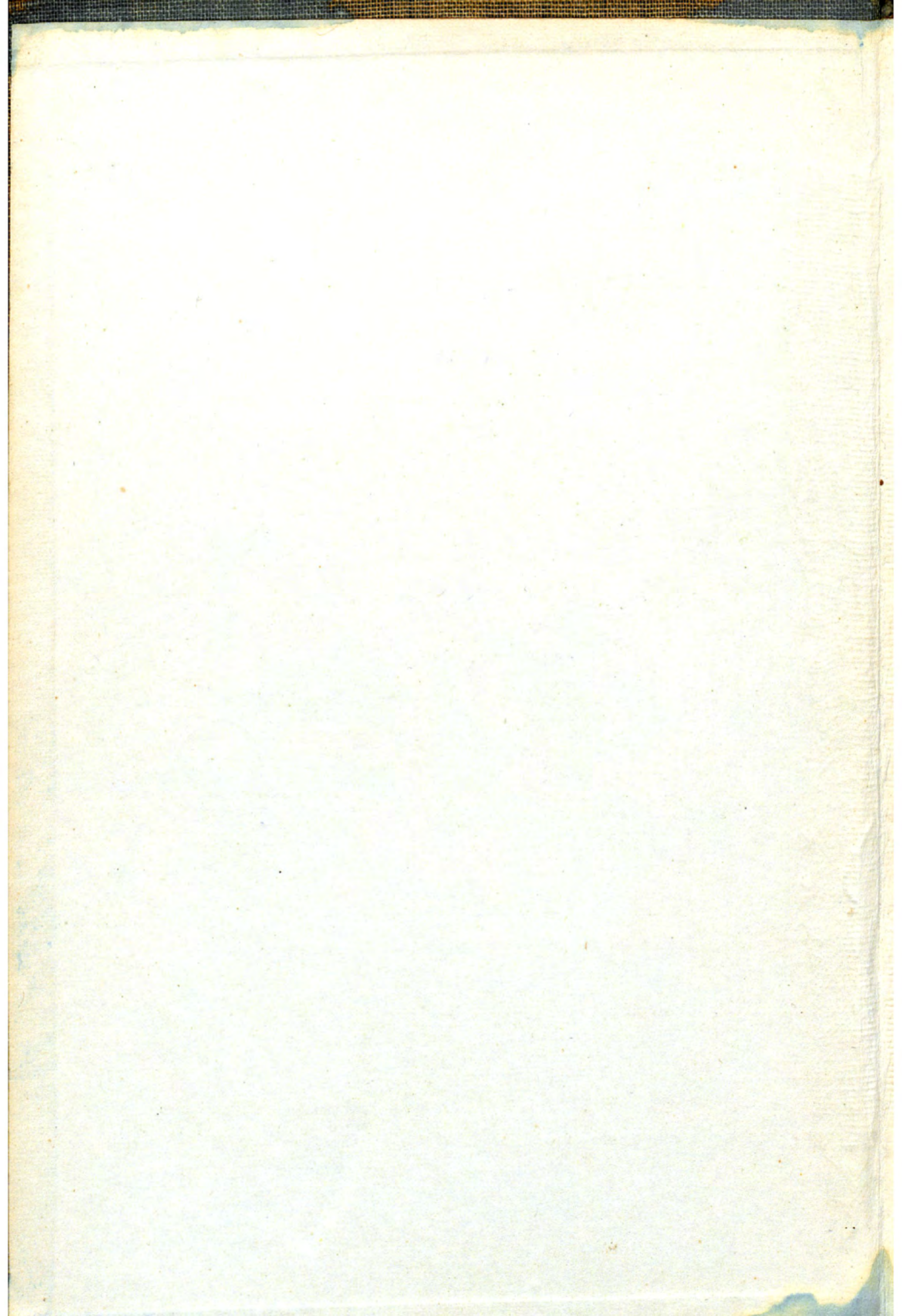
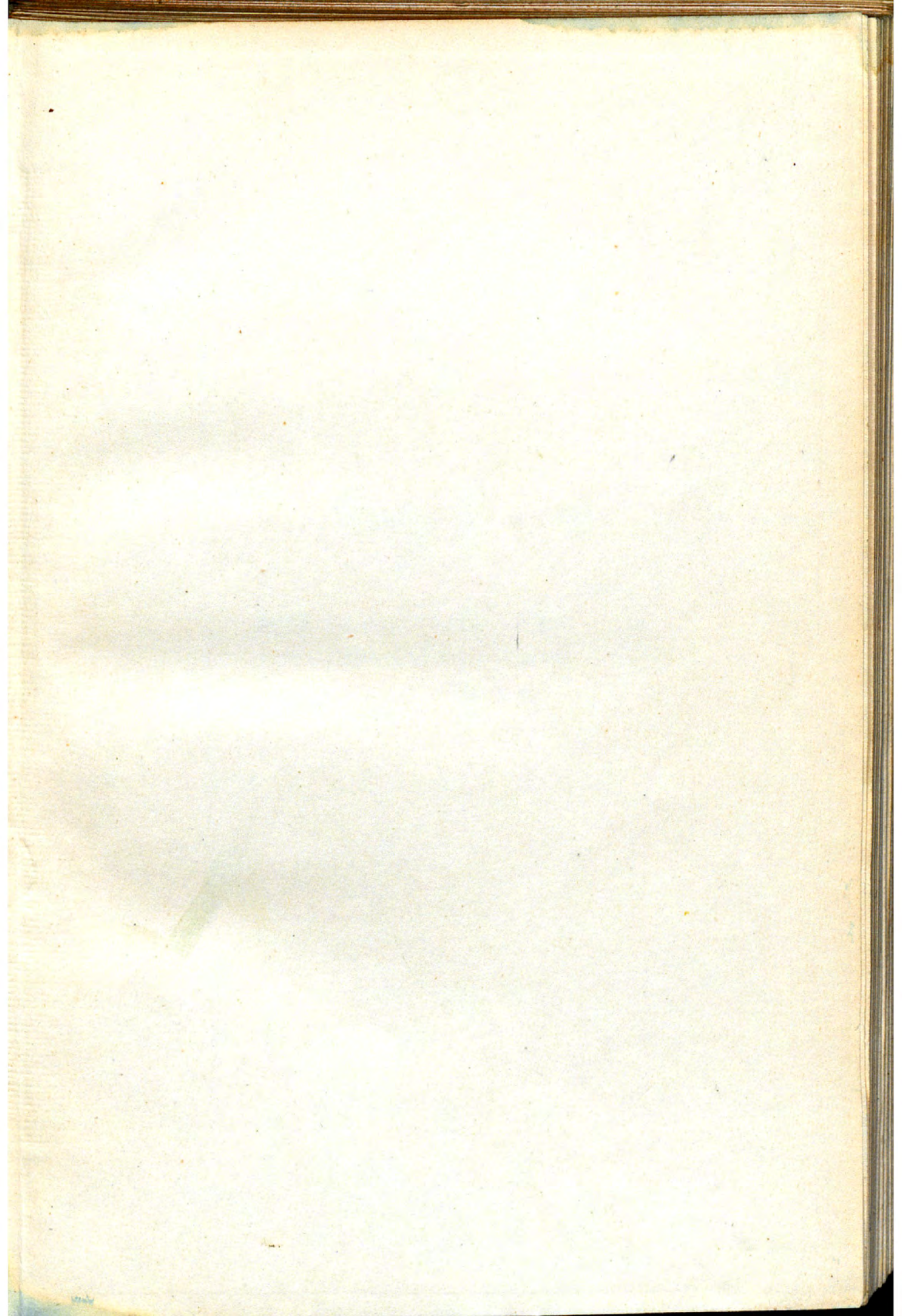
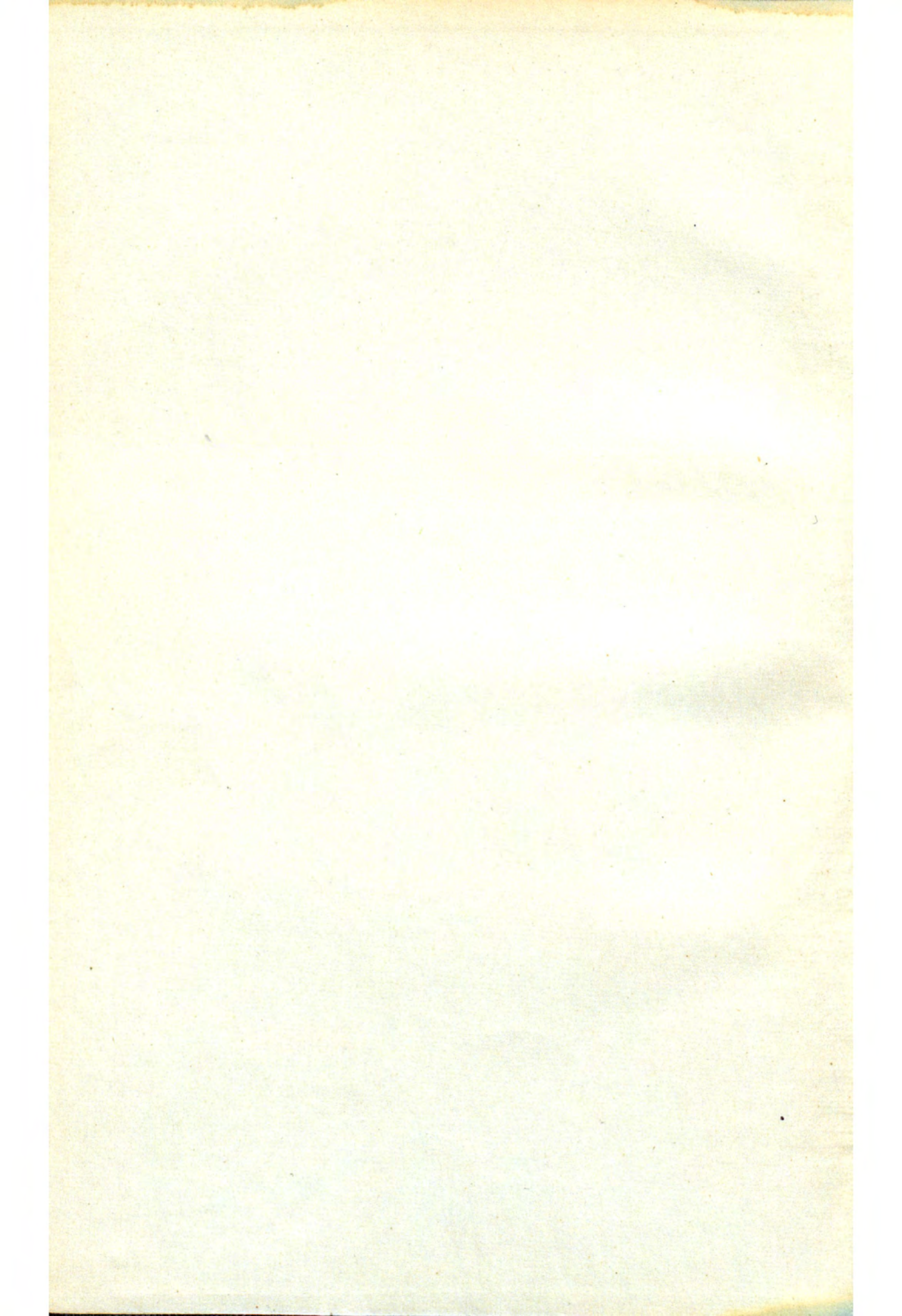
Almanach der Psychoanalyse

1928







ALMANACH
1928

INTERNATIONALER
PSYCHOANALYTISCHER
VERLAG / WIEN

Almanach

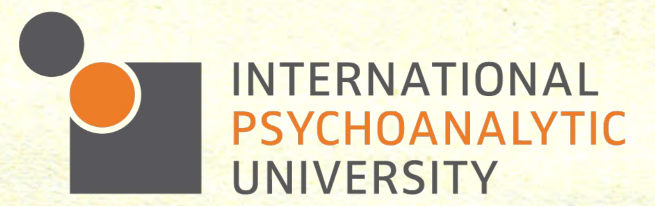
für das Jahr

1928

Internationaler
Psychoanalytischer Verlag
Wien

Dieser dritte Almanach des Internationalen Psychoanalytischen Verlages in Wien für das Jahr 1928, herausgegeben von A. J. Storfer, wurde in einer Auflage von 8000 Exemplaren gedruckt in der Buchdruckerei Christoph Reisser's Söhne, Wien V

*



INHALTSVERZEICHNIS

Die mit einem Sternchen (*) bezeichneten Beiträge werden hier zum erstenmal veröffentlicht; bei jedem der anderen Beiträge ist die Stelle der ersten Veröffentlichung jeweils angegeben

PSYCHOANALYTISCHES LESEBUCH

KUNSTBEILAGEN

KALENDARIUM FÜR DAS JAHR

1928

	JANUAR	FEBRUAR	MÄRZ	APRIL	
Mo	2 9 16 23 30	6 13 20 27	5 12 19 26	2 9 16 23 30	Mo
Di	3 10 17 24 31	7 14 21 28	6 13 20 27	3 10 17 24	Di
Mi	4 11 18 25	1 8 15 22 29	7 14 21 28	4 11 18 25	Mi
Do	5 12 19 26	2 9 16 23	1 8 15 22 29	5 12 19 26	Do
Fr	6 13 20 27	3 10 17 24	2 9 16 23 30	6 13 20 27	Fr
Sa	7 14 21 28	4 11 18 25	3 10 17 24 31	7 14 21 28	Sa
So	1 8 15 22 29	5 12 19 26	4 11 18 25	1 8 15 22 29	So

	MAI	JUNI	JULI	AUGUST	
Mo	7 14 21 28	4 11 18 25	2 9 16 23 30	6 13 20 27	Mo
Di	1 8 15 22 29	5 12 19 26	3 10 17 24 31	7 14 21 28	Di
Mi	2 9 16 23 30	6 13 20 27	4 11 18 25	1 8 15 22 29	Mi
Do	3 10 17 24 31	7 14 21 28	5 12 19 26	2 9 16 23 30	Do
Fr	4 11 18 25	1 8 15 22 29	6 13 20 27	3 10 17 24 31	Fr
Sa	5 12 19 26	2 9 16 23 30	7 14 21 28	4 11 18 25	Sa
So	6 13 20 27	3 10 17 24	1 8 15 22 29	5 12 19 26	So

	SEPTEMBER	OKTOBER	NOVEMBER	DEZEMBER	
Mo	3 10 17 24	1 8 15 22 29	5 12 19 26	3 10 17 24 31	Mo
Di	4 11 18 25	2 9 16 23 30	6 13 20 27	4 11 18 25	Di
Mi	5 12 19 26	3 10 17 24 31	7 14 21 28	5 12 19 26	Mi
Do	6 13 20 27	4 11 18 25	1 8 15 22 29	6 13 20 27	Do
Fr	7 14 21 28	5 12 19 26	2 9 16 23 30	7 14 21 28	Fr
Sa	1 8 15 22 29	6 13 20 27	3 10 17 24	1 8 15 22 29	Sa
So	2 9 16 23 30	7 14 21 28	4 11 18 25	2 9 16 23 30	So

Ostersonntag 8. April

Pfingstsonntag 27. Mai

Der Humor

Von

Sigm. Freud

In meiner Schrift über den „Witz und seine Beziehung zum Unbewußten" (1905) habe ich den Humor eigentlich nur vom ökonomischen Gesichtspunkt behandelt. Es lag mir daran, die Quelle der Lust am Humor zu finden, und ich meine, ich habe gezeigt, daß der humoristische Lustgewinn aus erspartem Gefühlsaufwand hervorgeht.

Der humoristische Vorgang kann sich in zweierlei Weisen vollziehen, entweder an einer einzigen Person, die selbst die humoristische Einstellung einnimmt, während der zweiten Person die Rolle des Zuschauers und Nutznießers zufällt, oder zwischen zwei Personen, von denen die eine am humoristischen Vorgang gar keinen Anteil hat, die zweite aber diese Person zum Objekt ihrer humoristischen Betrachtung macht. Wenn, um beim gröbsten Beispiel zu verweilen, der Delinquent, der am Montag zum Galgen geführt wird, die Äußerung tut: „Na, die Woche fängt gut an", so entwickelt er selbst den Humor, der humoristische Vorgang vollendet sich an seiner Person und trägt ihm offenbar eine gewisse Genugtuung ein. Mich, den unbeteiligten Zuhörer, trifft gewissermaßen eine Fernwirkung der humoristischen Leistung des Verbrechers; ich verspüre, vielleicht ähnlich wie er, den humoristischen Lustgewinn.

Der zweite Fall liegt vor, wenn z. B. ein Dichter oder Schilderer das Gehaben von realen oder erfundenen Personen in humoristischer Weise beschreibt. Diese Personen

brauchen selbst keinen Humor zu zeigen, die humoristische Einstellung ist allein Sache dessen, der sie zum Objekt nimmt und der Leser oder Zuhörer wird wiederum wie im vorigen Falle des Genusses am Humor teilhaftig. Zusammenfassend kann man also sagen, man kann die humoristische Einstellung — worin immer diese bestehen mag — gegen die eigene oder gegen fremde Personen wenden; es ist anzunehmen, daß sie dem, der es tut, einen Lustgewinn bringt; ein ähnlicher Lustgewinn fällt dem — unbeteiligten — Zuhörer zu.

Die Genese des humoristischen Lustgewinns erfassen wir am besten, wenn wir uns dem Vorgang beim Zuhörer zuwenden, vor dem ein anderer Humor entwickelt. Er sieht diesen anderen in einer Situation, die es erwarten läßt, daß er die Anzeichen eines Affekts produzieren wird; er wird sich ärgern, klagen, Schmerz äußern, sich schrecken, grausen, vielleicht selbst verzweifeln, und der Zuschauer-Zuhörer ist bereit, ihm darin zu folgen, die gleichen Gefühlsregungen bei sich entstehen zu lassen. Aber diese Gefühlsbereitschaft wird enttäuscht, der andere äußert keinen Affekt, sondern macht einen Scherz; aus dem ersparten Gefühlsaufwand wird nun beim Zuhörer die humoristische Lust.

So weit kommt man leicht, aber man sagt sich auch bald, daß es der Vorgang beim anderen, beim „Humoristen" ist, der die größere Aufmerksamkeit verdient. Kein Zweifel, das Wesen des Humors besteht darin, daß man sich die Affekte erspart, zu denen die Situation Anlaß gäbe und sich mit einem Scherz über die Möglichkeit solcher Gefühlsäußerungen hinaussetzt. Insoferne muß der Vorgang beim Humoristen mit dem beim Zuhörer übereinstimmen,

richtiger gesagt, der Vorgang beim Zuhörer muß den beim Humoristen kopiert haben. Aber wie bringt der Humorist jene psychische Einstellung zustande, die ihm die Affektentbindung überflüssig macht, was geht bei „der humoristischen Einstellung" dynamisch in ihm vor? Offenbar ist die Lösung des Problems beim Humoristen zu suchen, beim Zuhörer ist nur ein Nachklang, eine Kopie dieses unbekannten Prozesses anzunehmen.

Es ist Zeit, daß wir uns mit einigen Charakteren des Humors vertraut machen. Der Humor hat nicht nur etwas Befreiendes, wie der Witz und die Komik, sondern auch etwas Großartiges und Erhebendes, welche Züge an den beiden anderen Arten des Lustgewinns aus intellektueller Tätigkeit nicht gefunden werden. Das Großartige liegt offenbar im Triumph des Narzißmus, in der siegreich behaupteten Unverletzlichkeit des Ichs. Das Ich verweigert es, sich durch die Veranlassungen aus der Realität kränken, zum Leiden nötigen zu lassen, es beharrt dabei, daß ihm die Traumen der Außenwelt nicht nahe gehen können, ja es zeigt, daß sie ihm nur Anlässe zu Lustgewinn sind. Dieser letzte Zug ist für den Humor durchaus wesentlich. Nehmen wir an, der am Montag zur Hinrichtung geführte Verbrecher hätte gesagt: Ich mach' mir nichts daraus, was liegt denn daran, wenn ein Kerl wie ich aufgehängt wird, die Welt wird darum nicht zugrunde gehen, — so müßten wir urteilen, diese Rede enthält zwar diese großartige Überlegenheit über die reale Situation, sie ist weise und berechtigt, aber sie verrät auch nicht die Spur von Humor, ja sie ruht auf einer Einschätzung der Realität, die der des Humors direkt zuwiderläuft. Der Humor ist nicht resigniert, er ist trotzig, er bedeutet nicht nur den Triumph des Ichs, sondern

auch den des Lustprinzips, das sich hier gegen die Ungunst der realen Verhältnisse zu behaupten vermag.

Durch diese beiden letzten Züge, die Abweisung des Anspruchs der Realität und die Durchsetzung des Lustprinzips nähert sich der Humor den regressiven oder reaktionären Prozessen, die uns in der Psychopathologie so ausgiebig beschäftigen. Mit seiner Abwehr der Leidensmöglichkeit nimmt er einen Platz ein in der großen Reihe jener Methoden, die das menschliche Seelenleben ausgebildet hat, um sich dem Zwang des Leidens zu entziehen, einer Reihe, die mit der Neurose und dem Wahnsinn anhebt, und in die der Rausch, die Selbstversenkung, die Ekstase einbezogen sind. Der Humor dankt diesem Zusammenhange eine Würde, die z. B. dem Witze völlig abgeht, denn dieser dient entweder nur dem Lustgewinn oder er stellt den Lustgewinn in den Dienst der Aggression. Worin besteht nun die humoristische Einstellung, durch die man sich dem Leiden verweigert, die Unüberwindlichkeit des Ichs durch die reale Welt betont, das Lustprinzip siegreich behauptet, all dies aber, ohne wie andere Verfahren gleicher Absicht den Boden seelischer Gesundheit aufzugeben? Die beiden Leistungen scheinen doch unvereinbar miteinander.

Wenn wir uns an die Situation wenden, daß sich jemand gegen andere humoristisch einstellt, so liegt die Auffassung nahe, die ich auch bereits im Buch über den Witz zaghaft angedeutet habe, er benehme sich gegen sie wie der Erwachsene gegen das Kind, indem er die Interessen und Leiden, die diesem groß erscheinen, in ihrer Nichtigkeit erkenne und belächle. Der Humorist gewinne also seine Überlegenheit daher, daß er sich in die Rolle des Erwachsenen, gewissermaßen in die Vateridentifizierung begebe

und die anderen zu Kindern herabdrücke. Diese Annahme deckt wohl den Sachverhalt, aber sie erscheint kaum zwingend. Man fragt sich, wie kommt der Humorist dazu, sich diese Rolle anzumaßen.

Aber man erinnert sich an die andere, wahrscheinlich ursprünglichere und bedeutsamere Situation des Humors, daß jemand die humoristische Einstellung gegen seine eigene Person richtet, um sich solcherart seiner Leidensmöglichkeiten zu erwehren. Hat es einen Sinn zu sagen, jemand behandle sich selbst wie ein Kind und spiele gleichzeitig gegen dies Kind die Rolle des überlegenen Erwachsenen?

Ich meine, wir geben dieser wenig plausiblen Vorstellung einen starken Rückhalt, wenn wir in Betracht ziehen, was wir aus pathologischen Erfahrungen über die Struktur unseres Ichs gelernt haben. Dieses Ich ist nichts einfaches, sondern beherbergt als seinen Kern eine besondere Instanz, das Über-Ich, mit dem es manchmal zusammenfließt, so daß wir die beiden nicht zu unterscheiden vermögen, während es sich in anderen Verhältnissen scharf von ihm sondert. Das Über-Ich ist genetisch Erbe der Elterninstanz, es hält das Ich oft in strenger Abhängigkeit, behandelt es wirklich noch wie einst in frühen Jahren die Eltern — oder der Vater — das Kind behandelt haben. Wir erhalten also eine dynamische Aufklärung der humoristischen Einstellung, wenn wir annehmen, sie bestehe darin, daß die Person des Humoristen den psychischen Akzent von ihrem Ich abgezogen und auf ihr Über-Ich verlegt habe. Diesem so geschwellten Über-Ich kann nun das Ich winzig klein erscheinen, alle seine Interessen geringfügig, und es mag dem Über-Ich bei dieser neuen Energieverteilung leicht

werden, die Reaktionsmöglichkeiten des Ichs zu unterdrücken.

Unserer gewohnten Ausdrucksweise treu, werden wir anstatt Verlegung des psychischen Akzents zu sagen haben: Verschiebung großer Besetzungsmengen. Es fragt sich dann, ob wir uns solche ausgiebige Verschiebungen von einer Instanz des seelischen Apparats auf eine andere vorstellen dürfen. Es sieht wie eine neue *ad hoc* gemachte Annahme aus, doch dürfen wir uns erinnern, daß wir wiederholt, wenn auch nicht oft genug, bei unseren Versuchen einer metapsychologischen Vorstellung des seelischen Geschehens mit einem solchen Faktor gerechnet haben. So nahmen wir zum Beispiel an, der Unterschied zwischen einer gewöhnlichen erotischen Objektbesetzung und dem Zustand einer Verliebtheit bestehe darin, daß in letzterem Falle ungleich mehr Besetzung auf das Objekt übergeht, das Ich sich gleichsam nach dem Objekt entleert. Beim Studium einiger Fälle von Paranoia konnte ich feststellen, daß die Verfolgungsideen frühzeitig gebildet werden und lange Zeit bestehen, ohne eine merkliche Wirkung zu äußern, bis sie dann auf einen bestimmten Anlaß hin die Besetzungsgrößen erhalten, die sie dominant werden lassen. Auch die Heilung solcher paranoischer Anfälle dürfte weniger in einer Auflösung und Korrektur der Wahnideen als in der Entziehung der ihnen verliehenen Besetzung bestehen. Die Abwechslung von Melancholie und Manie, von grausamer Unterdrückung des Ichs durch das Über-Ich und von Befreiung des Ichs nach solchem Druck hat uns den Eindruck eines solchen Besetzungswandels gemacht, den man übrigens auch zur Erklärung einer ganzen Reihe von Erscheinungen des normalen Seelenlebens heranziehen müßte. Wenn dies bisher

in so geringem Ausmaß geschehen ist, so liegt der Grund dafür in der von uns geübten, eher lobenswerten Zurückhaltung. Das Gebiet, auf dem wir uns sicher fühlen, ist das der Pathologie des Seelenlebens; hier machen wir unsere Beobachtungen, erwerben wir unsere Überzeugungen. Eines Urteils über das Normale getrauen wir uns vorläufig nur insoweit, als wir in den Isolierungen und Verzerrungen des Krankhaften das Normale erraten. Wenn diese Scheu einmal überwunden ist, werden wir erkennen, eine wie große Rolle für das Verständnis der seelischen Vorgänge den statischen Verhältnissen wie dem dynamischen Wechsel in der Quantität der Energiebesetzung zukommt.

Ich meine also, die hier vorgeschlagene Möglichkeit, daß die Person in einer bestimmten Lage plötzlich ihr Über-Ich überbesetzt und nun von diesem aus die Reaktionen des Ichs abändert, verdient es festgehalten zu werden. Was ich für den Humor vermute, findet auch eine bemerkenswerte Analogie auf dem verwandten Gebiet des Witzes. Als die Entstehung des Witzes mußte ich annehmen, daß ein vorbewußter Gedanke für einen Moment der unbewußten Bearbeitung überlassen wird, der Witz sei also der Beitrag zur Komik, den das Unbewußte leiste. Ganz ähnlich wäre der Humor der Beitrag zur Komik durch die Vermittlung des Über-Ichs.

Wir kennen das Über-Ich sonst als einen gestrengen Herrn. Man wird sagen, es stimmt schlecht zu diesem Charakter, daß es sich herbeiläßt, dem Ich einen kleinen Lustgewinn zu ermöglichen. Es ist richtig, daß die humoristische Lust nie die Intensität der Lust am Komischen oder am Witz erreicht, sich niemals im herzhaften Lachen ausgibt; es ist auch wahr, daß das Über-Ich, wenn es die

humoristische Einstellung herbeiführt, eigentlich die Realität abweist und einer Illusion dient. Aber dieser wenig intensiven Lust schreiben wir — ohne recht zu wissen warum — einen hochwertigen Charakter zu, wir empfinden sie als besonders befreiend und erhebend. Der Scherz, den der Humor macht, ist ja auch nicht das Wesentliche, er hat nur den Wert einer Probe; die Hauptsache ist die Absicht, welche der Humor ausführt, ob er sich nun an der eigenen oder an fremden Personen betätigt. Er will sagen: Sieh' her, das ist nun die Welt, die so gefährlich aussieht. Ein Kinderspiel, gerade gut, einen Scherz darüber zu machen!

Wenn es wirklich das Über-Ich ist, das im Humor so liebevoll tröstlich zum eingeschüchterten Ich spricht, so wollen wir daran gemahnt sein, daß wir über das Wesen des Über-Ichs noch allerlei zu lernen haben. Übrigens sind nicht alle Menschen der humoristischen Einstellung fähig, es ist eine köstliche und seltene Begabung und vielen fehlt selbst die Fähigkeit, die ihnen vermittelte humoristische Lust zu genießen. Und endlich, wenn das Über-Ich durch den Humor das Ich zu trösten und vor Leiden zu bewahren strebt, hat es damit seiner Abkunft von der Elterninstanz nicht widersprochen.

Fetischismus

Von

Sigm. Freud

In den letzten Jahren hatte ich Gelegenheit, eine Anzahl von Männern, deren Objektwahl von einem Fetisch beherrscht war, analytisch zu studieren. Man braucht nicht zu erwarten, daß diese Personen des Fetisch wegen die Analyse aufgesucht hatten, denn der Fetisch wird wohl von seinen Anhängern als eine Abnormität erkannt, aber nur selten als ein Leidenssymptom empfunden; meist sind sie mit ihm recht zufrieden oder loben sogar die Erleichterungen, die er ihrem Liebesleben bietet. Der Fetisch spielte also in der Regel die Rolle eines Nebenbefundes.

Die Einzelheiten dieser Fälle entziehen sich aus naheliegenden Gründen der Veröffentlichung. Ich kann darum auch nicht zeigen, in welcher Weise zufällige Umstände zur Auswahl des Fetisch beigetragen haben. Am merkwürdigsten erschien ein Fall, in dem ein junger Mann einen gewissen „Glanz auf der Nase" zur fetischistischen Bedingung erhoben hatte. Das fand seine überraschende Aufklärung durch die Tatsache, daß der Patient eine englische Kinderstube gehabt hatte, dann aber nach Deutschland gekommen war, wo er seine Muttersprache fast vollkommen vergaß. Der aus den ersten Kinderzeiten stammende Fetisch war nicht deutsch, sondern englisch zu lesen, der „Glanz auf der Nase" war eigentlich ein „Blick auf die Nase" (*glance* = Blick), die Nase war also der Fetisch, dem er übrigens nach seinem Belieben jenes besondere Glanzlicht verlieh, das andere nicht wahrnehmen konnten.

Die Auskunft, welche die Analyse über Sinn und Absicht des Fetisch gab, war in allen Fällen die nämliche. Sie ergab sich so ungezwungen und erschien mir so zwingend,

daß ich bereit bin, dieselbe Lösung allgemein für alle Fälle von Fetischismus zu erwarten. Wenn ich nun mitteile, der Fetisch ist ein Penisersatz, so werde ich gewiß Enttäuschung hervorrufen. Ich beeile mich darum hinzuzufügen, nicht der Ersatz eines beliebigen, sondern eines bestimmten, ganz besonderen Penis, der in frühen Kinderjahren eine große Bedeutung hat, aber später verloren geht. Das heißt: er sollte normalerweise aufgegeben werden, aber gerade der Fetisch ist dazu bestimmt, ihn vor dem Untergang zu behüten. Um es klarer zu sagen, der Fetisch ist der Ersatz für den Phallus des Weibes (der Mutter), an den das Knäblein geglaubt hat und auf den es — wir wissen warum — nicht verzichten will.[1]

Der Hergang war also der, daß der Knabe sich geweigert hat, die Tatsache seiner Wahrnehmung, daß das Weib keinen Penis besitzt, zur Kenntnis zu nehmen. Nein, das kann nicht wahr sein, denn wenn das Weib kastriert ist, ist sein eigener Penisbesitz bedroht, und dagegen sträubt sich ein Stück Narzißmus, mit dem die Natur vorsorglich gerade dieses Organ ausgestattet hat. Eine ähnliche Panik wird vielleicht der Erwachsene später erleben, wenn der Schrei ausgegeben wird, Thron und Altar sind in Gefahr, und sie wird zu ähnlich unlogischen Konsequenzen führen. Wenn ich nicht irre, würde Laforgue in diesem Falle sagen, der Knabe „skotomisiert" die Wahrnehmung des Penismangels beim Weibe.[2] Ein neuer Terminus ist dann berechtigt, wenn er einen neuen Tatbestand beschreibt oder heraushebt. Das

---

1) Diese Deutung ist bereits 1910 in meiner Schrift „Eine Kindheitserinnerung es Leonardo da Vinci" ohne Begründung mitgeteilt worden.

2) Ich berichtige mich aber selbst, indem ich hinzufüge, daß ich die besten Gründe habe anzunehmen, Laforgue würde dies überhaupt nicht sagen. Nach seinen eigenen Ausführungen ist „Skotomisation" ein Terminus, der aus der Deskription der Dementia praecox stammt, nicht durch die Übertragung psychoanalytischer Auffassung auf die Psychosen entstanden ist und auf die Vorgänge der Entwicklung und Neurosenbildung keine Anwendung hat. Die Darstellung im Text bemüht sich, diese Unverträglichkeit deutlich zu machen.

liegt hier nicht vor; das älteste Stück unserer psychoanalytischen Terminologie, das Wort „Verdrängung“ bezieht sich bereits auf diesen pathologischen Vorgang. Will man in ihm das Schicksal der Vorstellung von dem des Affekts schärfer trennen, den Ausdruck „Verdrängung“ für den Affekt reservieren, so wäre für das Schicksal der Vorstellung „Verleugnung“ die richtige deutsche Bezeichnung. „Skotomisation“ scheint mir besonders ungeeignet, denn es weckt die Idee, als wäre die Wahrnehmung glatt weggewischt worden, so daß das Ergebnis dasselbe wäre, wie wenn ein Gesichtseindruck auf den blinden Fleck der Netzhaut fiele. Aber unsere Situation zeigt im Gegenteil, daß die Wahrnehmung geblieben ist und daß eine sehr energische Aktion unternommen wurde, ihre Verleugnung aufrecht zu halten. Es ist nicht richtig, daß das Kind sich nach seiner Beobachtung am Weibe den Glauben an den Phallus des Weibes unverändert gerettet hat. Es hat ihn bewahrt, aber auch aufgegeben; im Konflikt zwischen dem Gewicht der unerwünschten Wahrnehmung und der Stärke des Gegenwunsches ist es zu einem Kompromiß gekommen, wie es nur unter der Herrschaft der unbewußten Denkgesetze — der Primärvorgänge — möglich ist. Ja, das Weib hat im Psychischen dennoch einen Penis, aber dieser Penis ist nicht mehr dasselbe, das er früher war. Etwas anderes ist an seine Stelle getreten, ist sozusagen zu seinem Ersatz ernannt worden und ist nun der Erbe des Interesses, das sich dem früheren zugewendet hatte. Dies Interesse erfährt aber noch eine außerordentliche Steigerung, weil der Abscheu vor der Kastration sich in der Schaffung dieses Ersatzes ein Denkmal gesetzt hat. Als *stigma indelibile* der stattgehabten Verdrängung bleibt auch die Entfremdung gegen das wirkliche weibliche Genitale, die man bei keinem Fetischisten vermißt. Man überblickt jetzt, was der Fetisch leistet und wodurch er gehalten wird. Er bleibt das Zeichen

des Triumphes über die Kastrationsdrohung und der Schutz gegen sie, er erspart es dem Fetischisten auch, ein Homosexueller zu werden, indem er dem Weib jenen Charakter verleiht, durch den es als Sexualobjekt erträglich wird. Im späteren Leben glaubt der Fetischist noch einen anderen Vorteil seines Genitalersatzes zu genießen. Der Fetisch wird von anderen nicht in seiner Bedeutung erkannt, darum auch nicht verweigert, er ist leicht zugänglich, die an ihn gebundene sexuelle Befriedigung ist bequem zu haben. Um was andere Männer werben und sich mühen müssen, das macht dem Fetischisten keine Beschwerde.

Der Kastrationsschreck beim Anblick des weiblichen Genitales bleibt wahrscheinlich keinem männlichen Wesen erspart. Warum die einen infolge dieses Eindruckes homosexuell werden, die anderen ihn durch die Schöpfung eines Fetisch abwehren und die übergroße Mehrzahl ihn überwindet, das wissen wir freilich nicht zu erklären. Möglich, daß wir unter der Anzahl der zusammenwirkenden Bedingungen diejenigen noch nicht kennen, welche für die seltenen pathologischen Ausgänge maßgebend sind; im übrigen müssen wir zufrieden sein, wenn wir erklären können, was geschehen ist, und dürfen die Aufgabe, zu erklären, warum etwas nicht geschehen ist, vorläufig von uns weisen.

Es liegt nahe zu erwarten, daß zum Ersatz des vermißten weiblichen Phallus solche Organe oder Objekte gewählt werden, die auch sonst als Symbole den Penis vertreten. Das mag gelegentlich stattfinden, ist aber gewiß nicht entscheidend. Bei der Einsetzung des Fetisch scheint vielmehr ein Vorgang eingehalten zu werden, der an das Haltmachen der Erinnerung bei traumatischer Amnesie gemahnt. Auch hier bleibt das Interesse wie unterwegs stehen, wird etwa der letzte Eindruck vor dem unheimlichen, traumatischen, als Fetisch festgehalten. So verdankt

der Fuß oder Schuh seine Bevorzugung als Fetisch — oder ein Stück derselben — dem Umstand, daß die Neugierde des Knaben von unten, von den Beinen her nach dem weiblichen Genitale gespäht hat; Pelz und Samt fixieren — wie längst vermutet wurde — den Anblick der Genitalbehaarung, auf den der ersehnte des weiblichen Gliedes hätte folgen sollen; die so häufig zum Fetisch erkorenen Wäschestücke halten den Moment der Entkleidung fest, den letzten, in dem man das Weib noch für phallisch halten durfte. Ich will aber nicht behaupten, daß man die Determinierung des Fetisch jedesmal mit Sicherheit durchschaut. Die Untersuchung des Fetischismus ist all denen dringend zu empfehlen, die noch an der Existenz des Kastrationskomplexes zweifeln oder die meinen können, der Schreck vor dem weiblichen Genitale habe einen anderen Grund, leite sich z. B. von der supponierten Erinnerung an das Trauma der Geburt ab. Für mich hatte die Aufklärung des Fetisch noch ein anderes theoretisches Interesse.

Ich habe kürzlich auf rein spekulativem Wege den Satz gefunden, der wesentliche Unterschied zwischen Neurose und Psychose liege darin, daß bei ersterer das Ich im Dienste der Realität ein Stück des Es unterdrücke, während es sich bei der Psychose vom Es fortreißen lasse, sich von einem Stück der Realität zu lösen, bin auch später noch einmal auf dasselbe Thema zurückgekommen.[1] Aber bald darauf bekam ich Anlaß zu bedauern, daß ich mich so weit vorgewagt hatte. Aus der Analyse zweier junger Männer erfuhr ich, daß sie beide den Tod des geliebten Vaters im zweiten und im zehnten Jahr nicht zur Kenntnis genommen, „skotomisiert" hatten — und doch hatte keiner

1) „Neurose und Psychose" und der „Realitätsverlust bei Neurose und Psychose", beides in der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse", X, (1924). [In Ges. Schriften, Bd. V, bezw. VI.]

von beiden eine Psychose entwickelt. Da war also ein gewiß bedeutsames Stück der Realität vom Ich verleugnet worden, ähnlich wie beim Fetischisten die unliebsame Tatsache der Kastration des Weibes. Ich begann auch zu ahnen, daß analoge Vorkommnisse im Kinderleben keineswegs selten sind, und konnte mich des Irrtums in der Charakteristik von Neurose und Psychose für überführt halten. Es blieb zwar eine Auskunft offen; meine Formel brauchte sich erst bei einem höheren Grad von Differenzierung im psychischen Apparat zu bewähren; dem Kind konnte gestattet sein, was sich beim Erwachsenen durch schwere Schädigung strafen mußte. Aber weitere Untersuchungen führten zu einer anderen Lösung des Widerspruchs.

Es stellte sich nämlich heraus, daß die beiden jungen Männer den Tod des Vaters ebensowenig „skotomisiert" hatten wie die Fetischisten die Kastration des Weibes. Es war nur eine Strömung in ihrem Seelenleben, welche den Tod des Vaters nicht anerkannt hatte; es gab auch eine andere, die dieser Tatsache vollkommen Rechnung trug; die wunschgerechte wie die realitätsgerechte Einstellung bestanden nebeneinander. Bei dem einen meiner beiden Fälle war diese Spaltung die Grundlage einer mittelschweren Zwangsneurose geworden; in allen Lebenslagen schwankte er zwischen zwei Voraussetzungen, der einen, daß der Vater noch am Leben sei und seine Tätigkeit behindere, und der entgegengesetzten, daß er das Recht habe, sich als den Nachfolger des verstorbenen Vaters zu betrachten. Ich kann also die Erwartung festhalten, daß im Fall der Psychose die eine, die realitätsgerechte Strömung, wirklich vermißt werden würde.

Wenn ich zur Beschreibung des Fetischismus zurückkehre, habe ich anzuführen, daß es noch zahlreiche und gewichtige Beweise für die zwiespältige Einstellung des

Fetischisten zur Frage der Kastration des Weibes gibt. In ganz raffinierten Fällen ist es der Fetisch selbst, in dessen Aufbau sowohl die Verleugnung wie die Behauptung der Kastration Eingang gefunden hat. So war es bei einem Manne, dessen Fetisch in einem Schamgürtel bestand, wie er auch als Schwimmhose getragen werden kann. Dieses Gewandstück verdeckte überhaupt die Genitalien und den Unterschied der Genitalien. Nach dem Ausweis der Analyse bedeutete es sowohl, daß das Weib kastriert sei, als auch, daß es nicht kastriert sei, und ließ überdies die Annahme der Kastration des Mannes zu, denn alle diese Möglichkeiten konnten sich hinter dem Gürtel, dessen erster Ansatz in der Kindheit das Feigenblatt einer Statue gewesen war, gleich gut verbergen. Ein solcher Fetisch, aus Gegensätzen doppelt geknüpft, hält natürlich besonders gut. In anderen zeigt sich die Zwiespältigkeit an dem, was der Fetischist — in der Wirklichkeit oder in der Phantasie — an seinem Fetisch vornimmt. Es ist nicht erschöpfend, wenn man hervorhebt, daß er den Fetisch verehrt, in vielen Fällen behandelt er ihn in einer Weise, die offenbar einer Darstellung der Kastration gleichkommt. Dies geschieht besonders dann, wenn sich eine starke Vateridentifizierung entwickelt hat, in der Rolle des Vaters, denn diesem hatte das Kind die Kastration des Weibes zugeschrieben. Die Zärtlichkeit und die Feindseligkeit in der Behandlung des Fetisch, die der Verleugnung und der Anerkennung der Kastration gleichlaufen, vermengen sich bei verschiedenen Fällen in ungleichem Maße, so daß das eine oder das andere deutlicher kenntlich wird. Von hier aus glaubt man, wenn auch aus der Ferne, das Benehmen des Zopfabschneiders zu verstehen, bei dem sich das Bedürfnis, die geleugnete Kastration auszuführen, vorgedrängt hat. Seine Handlung vereinigt in sich die beiden miteinander unverträglichen Behauptungen: das

Weib hat seinen Penis behalten und der Vater hat das Weib kastriert. Eine andere Variante, aber auch eine völkerpsychologische Parallele zum Fetischismus möchte man in der Sitte der Chinesen erblicken, den weiblichen Fuß zuerst zu verstümmeln und den verstümmelten dann wie einen Fetisch zu verehren. Man könnte meinen, der chinesische Mann will es dem Weibe danken, daß es sich der Kastration unterworfen hat.

Schließlich darf man es aussprechen, das Normalvorbild des Fetisch ist der Penis des Mannes, wie das des minderwertigen Organs der reale kleine Penis des Weibes, die Klitoris.

PSYCHOANALYTISCHES LESEBUCH

Narzißmus und Dichter

Wilhelm Schlegel: *„Dichter sind doch immer Narzisse."*

Oscar Wilde: *„Selbstliebe ist der Anfang zu einem lebenslänglichen Roman."*

Thomas Mann: *„Liebe zu sich selbst ist immer der Anfang eines romanhaften Lebens . . . denn nur wo das Ich eine Aufgabe ist, hat es einen Sinn zu schreiben."*

Aufgabe des Narzißmus in der Liebe

Hebbel: *„Lieben heißt, in dem Anderen sich selbst erobern."*

Strindberg: *„Wir beginnen ein Weib zu lieben, indem wir bei ihr Stück für Stück unserer Seele niederlegen. Wir verdoppeln unsere Persönlichkeit und die Geliebte, die bisher gleichgültig, neutral war, beginnt sich in unser anderes Ich zu kleiden und sie sind unser Doppelgänger."*

Was daraus folgt, daß es nicht die Frau gewesen ist, die den Vater totgeschlagen hat

Von

Lou Andreas-Salomé

Unser Titel bezieht sich auf Freuds Voraussetzung, wonach das menschliche Urverbrechen im Totschlag am Vater bestanden habe: und zwar nicht nur irgendwann in grauer Urhordenvorzeit, sondern jederzeit noch fortgesetzt durch infantile Gedankenwiederholung im Sohn, dessen Mutterbindung sich am Vater stößt.

Ist es so, dann kann es nicht ohne Folge geblieben sein, daß von der Urschuld der Söhne die Töchter freiblieben. Denn mochte ihnen die umgekehrte Sachlage, die Mutterkonkurrenz, zu noch so ähnlichen Antrieben Gelegenheit geben, so ergibt sich daraus doch nicht dasselbe, weil die Mutter nicht dieselbe Bedeutsamkeit hat: für beide Geschlechter der Schoß, dem sie entstiegen, doch darum noch nicht das Gesetz, das ihr weiteres Leben regelt. Schon die Urhorde erschlägt im Stammesvater den Herrn ihrer Welt, den regelnden Maßstab, das zukunftbestimmende Vorbild für die Stammeseinzelnen, — weshalb denn auch Er es ist, der posthum wieder aufgerichtet wird, in reuevollem Rückschlag zu um so unbedingterem Gehorsam.

Was hat es nun auf sich, mit solcher Reue und Unterwerfung, wodurch der Vater zum Richter, zum Gnadenherrn, zum mehr und mehr Vergöttlichten sich erhebt, und der Gehorsam mehr und mehr zur Anbetung? Wir kennen den Vorgang des Vergöttlichens unmittelbar allein vom Erotischen her; das Erotische ist ein Rausch der Überschätzung. Bekanntlich beschrieb Freud schon früh gerade den männlichen Liebestypus, also gerade den der Aggression, als einen der „Anlehnung", der sich an Überschätzung des Liebesobjekts kaum genug tun kann, und erst mittels der Gegenliebe seines Selbstwertes wieder gewiß wird. Ursprünglich befähigt uns

nichts zu dergleichen; zunächst ruhen wir, gewissermaßen wie vormals im Mutterschoß, fast unabgehoben von unserer Umgebung, — sie einbegreifend in uns, und hinwiederum ihr einverleibt. Freud hat diesen Gefühlshintergrund Narzißmus genannt, den erst wachsende Bewußtheit und dadurch bedingte Selbst- und Weltunterscheidung dazu bringt, nach außen Anschlüsse zu gewinnen: sich zu zerteilen in bewußte Eigenliebe und in Liebesüberbrückungen zu den Einzelobjekten draußen. Das gelingt am frühesten am leiblichen Erleben; besitzen wir an unserer Leiblichkeit doch dasjenige Stück Außenwelt zu eigen, das wir einerseits nur so indirekt kennen lernen können, wie sonstige Fremdstücke der Welt, und das anderseits unverbrüchlich uns selbst, unser Selbst, bedeutet; infolgedessen vereint das Leibliche dauernd in sich sowohl den unheimlichen Grenzstrich für unsern Narzißmus, als auch den Bindestrich, der uns lebenslang an einen letzten Punkt narzißtisch berechtigt erhält, — Welt und Selbst ineinandergeschachtelt hält, trotzdem unser Bewußtsein beide in ein Gegenüber auseinander tat. In der leiblich untergründeten Liebe nun, in deren Überbrückung zum fremden Einzelobjekt, wird die alte Urverwandtschaft uns zur neu erlebten Tatsache, und, wie zum Dank dafür, überschüttet unsere, daran verschwenderisch gewordene Eigenliebe das veranlassende Objekt mit ungeheurer Überschätzung, es momentan zum Träger und Inbegriff von allem machend, wie wir es uranfänglich innerhalb unserer zu sein glaubten. Freilich sinkt diese Urteilsverfälschung deshalb mit ihrem Grund, dem erotischen Blutrausch, zurück, um sich, ebenso sporadisch, mit und an ihm erneut herzustellen.

Damit, über den Rausch des Leiblichen hinaus, eine solche Überwertung stattfinden könne, die uns den Vorgang des Vergöttlichens erklärt, scheint es ohne das Geschehnis der Schuld nicht abzugehen. Erst die Schuld schlägt in den Narzißmus die nötige weitere Gefühlsbresche, die der sachlichen Bewußtseinsentwicklung entspricht. Was sich narzißtisch erst recht Raum schaffen wollte, als es den Vater aus der Welt hinausdachte, hat gerade sich damit tödlich ge-

troffen, hat das Ihm-selbst-Gleichste, sein eigenes Zukunftsbild damit hinweggelöscht, sich mit sich in Zwiespalt gesetzt. Gefühlsmäßig ist erst die Schuld ein Innewerden dessen, daß man nicht „Alles" ist; an ihr erst wird man etwas zunichte, um etwas zu werden: dies zu Werdende steigt unermeßlich hoch auf, um von oben her mit dem zu locken, was man zu sein schon wähnte. Ein wenig abstrakt läßt es sich auch so ausdrücken: die Breite des Allesseins steilt sich darin auf in die senkrechte Linie der Wertung, des über alles Schätzenswerten. Gewertet wird erst, wo schon verglichen wird, wo das quantitativ Ausschließliche, Unteilbare, das man vor sich selbst darstellte, qualitativ ersetzt zu werden strebt. Der Anspruch, alles zu sein, wandelt sich in die Aufforderung, sich anzustrengen; das infantil Gewünschte wird zur männlichen Aktion am Leben.

Man darf beinahe sagen, — sofern sich über dergleichen ja nur schematisch versinnbildlichend reden läßt, — von diesem Verzicht auf die narzißtische Breitenlagerung als stärkstem Ansporn zum wertverpflichteten Aufstieg, wird das weibliche Geschlecht nur wenig berührt. Es fällt gleichsam nicht ganz heraus aus der Vaterliebe, der das männliche Geschlecht sich erst wieder anpassen muß; in Freuds Terminologie hieße das: im Weibe muß der Inzestwunsch nicht ganz so total überwunden sein wie im Manne, wie ja auch die Kastrationsdrohung am Weibe sinnlos wird. Wohl überschätzt auch das Weib seine Vater-Imago, ja restloser noch als der Mann, aber es geschieht zwiespaltloser; der das Objekt vergöttlichende Blutrausch verfeinert sich nur bis ins Geistigste hinauf; verliert nie gänzlich den letzten zarten Schwips gewissermaßen, der immer noch aus der leiblichen Urverwandtschaft gespeist ist, aus der sich darin verwirklichenden Vater- (= Gottes =) Kindschaft. Durch diesen inneren Umstand rundet auch alle übrige Entfaltung des Wesens sich innerhalb des Ursprünglichen eher ab, harmonisiert und bannt sich gleichzeitig darin; auch da noch, wo sie in ihren Dimensionen zunehmen mag, wie allseitig es auch geschehe, muß dies Kreishafte dazu nicht gesprengt sein. Nur daß, je geringer

die Dimensionen ausfallen, der Kreis sich entsprechend verengt; das Leibliche, gering aufgearbeitet in alles menschliche Erlebnis, sich um so benommener um sich selbst dreht als um seine alleinige Einzelheit. Mag aber der Umfang des Weiblichen größer oder kleiner sein, in jedem Fall behauptet man nicht ganz zu Unrecht, dem gesamten Geschlecht gehe das eigentliche Gefühlsverständnis ab für letzte Gewissensstrenge und Gesetzesordnung, für das von außenher Bestimmende, Imperativische, als habe es da eine Art von Nüchternheit vor dem empfindlicher reagierenden Manne voraus: es hat eben seine Gesetzlichkeit und Ordnung anderswo.

Im Vergleich dazu steht der Mann zwischen Schuld und Begehren, zwischen einem natürlichen Rebellentum, das sich alles Störenden, wie eines Feindes, entschlagen möchte, und dem Antrieb, sich am strafenden Gegenüber seiner eigenen Wertgebungen von einer Stufe zur andern hochzuringen. Daher bewahren seine Wertmaßstäbe jene Überstrenge, die sich nur imperativisch und kategorisch äußern kann, will sie nicht den spornenden Sinn verlieren. Ganz auf Aktion gestellt, ist er deshalb im entscheidenden Punkt seiner Initiative dennoch am schönsten dadurch gekennzeichnet, daß er der sich Neigende, sich Darbringende und Drangebende zu sein vermag. Ja, daß er darin fast an die Haltung des Weibes rührt, — und es ist interessant, wie beider Charakteristik sich von hier aus fast umstülpen läßt, ohne die Tiefe der Wesensverschiedenheit zu vermindern. Dies ist aber um deswillen so, weil, wo jedes Geschlecht sich voll auswirkt, es an die Grenzen des andern gelangt: es schafft sich zurande, indem es über sich hinausschafft in das menschlich Wesentliche, das, in treibender Sonderung, doch allem einheitlich zugrunde liegt.

Welches ist nun für das Weib der so fruchtbare Punkt, wo es sich so über sich selbst hinaus öffnet? Wiederum geschieht es innerhalb des Leiblichen und erst von dorther aufgenommen in alle weitern Bezogenheiten. Die Mutterschaft ist es, die das Weib in seinem weiblichsten Umkreis so zurande leben läßt, daß es, einen neuen Lebenskreis aus sich schaffend, einer männlichen Wesensleistung nahe zu kommen

scheint: zeugend, nährend, schützend, führend. Von jeher weckte es damit des Mannes Neid, als vergriffe es sich damit an Mannesähnlichem, und entwiche ihm damit zugleich am unerreichlichsten in des Leibes Mysterium, wie ihm die eigene Mutter das Unerreichliche des Schönsten war. Es gestaltet sich ihm dadurch allerdings mehr zu einem Symbolbild als zu einer realen Einzelperson, zu einem letzten Bilde bewußt unausdrückbarer Zusammengehörigkeit über alle menschlichen Unterscheidungen hinaus. Aber das haftet ja überhaupt, wohl unauslöschlich, an der Auffassung des Weiblichen, daß es in die genaue Mitte gerät zwischen Kreaturlichem und Überpersonellem, wodurch man argwöhnen darf, ob es nicht an der Persönlichkeit fragwürdig bleibe. Zwar gehört ja diese Auffassungsweise zu den ältesten Gemeinplätzen, die je davon ausgesagt wurden, aber das Kennzeichen der urtümlich alten Gemeinplätze pflegt dies zu sein, daß sie stimmen.

Nun ist auch in der Tat erst sehr allmählich für die Frau was Kränkendes dabei herausgekommen; es war nicht der Fall, solange es neben ihrer Kreaturlichkeit auch noch den gemeinplätzigen uralten (=Vater=) Gott voll erhalten gab, dem sie in erster Stelle — d. h. unabtrennbar auch durch den Mann — zugehörte. Erst als der Gottesdienst sich in Menschendienst aufhob, das schimmernde Mittelding zwischen Dirne und Madonna sich in die würdige Gattin wandelte, wurde sie kränkbar. Etwas in ihr besann sich da vielleicht darauf, daß in Vorzeiten die Einehe wie eine persönliche Frechheit zu sühnen und zu bezahlen war, bevor sie Eheinstitution werden konnte (wovon ja noch lange genug die reservierten Vorrechte der Deflorationsnacht für den gottvertretenden Priester, König, Grundherrn usw. zeugen). Mit der Möglichkeit der Versklavung durch den Menschen mußte eine Gleichheitssucht entstehen (der „Penisneid"), Wettkampf um Rechte; was die Frau ja auch wählen kann, bleibt sie sich nur klar bewußt, daß, unvermeidlich, ihre ureigensten Quellengebiete dabei eintrocknen; daß sie damit die Grenze übertritt zur Dürre und Drangsal von Zwiespalten, die sie, in Rebellenehrgeiz und Schuld, sich selbst entfremden; kurz: daß sie den Vater totzuschlagen beginnt.

Fragt man, was aus alledem zu folgern wäre für die Bindungen der Geschlechter untereinander, so allem voran wohl dies: wie wichtig es sei, deren Zweierlei nicht verloren zu geben aneinander, — nach der sanktionierten Methode des gegenseitigen Sichabschleifens und Abflachens, — sondern es in größtmöglichstem Spielraum sich ausweiten und vertiefen zu lassen bis an den Wesensrand des Andern und gerade von dorther das einfühlende Verständnis für ihn zu gewinnen. Anstatt des üblichen und üblen Eheideals fast gewaltsamer Ausschließlichkeit würde das für den Mann zum Beispiel zu bedeuten haben, daß er dem vollen, anspruchsvollen Anschluß an Seinesgleichen dadurch nicht entrückt wird; wie die Kinder unmittelbar der Frau zufallen, als die soziale Tat, womit sie begnadet ist und an der sie „männliche" Tugenden des Führens und Schützens und Schaffens hinzuübt, so bedarf des Mannes Wirken — über das Familiäre hinaus, das sich von selbst versteht — des Schaffens mit und für Seinesgleichen; und dies so sehr, daß die daran geübte Tätigkeit und Tüchtigkeit heranreicht an „weibliche" Drangabe in aufopfernder Freude. Was aber die Frau betrifft: soll Ehe ihr mehr heißen als bürgerliches Vorurteil oder zufällig andauerndes Konkubinat, so muß sie noch im Manne des V a t e r s Kind lieben, das Kind dessen, worein sie beruhen bleibt als im Urgrund beider letzter Gemeinsamkeit, die allein auch wahrhaft verschwistert, nicht nur vermählt. Womit denn freilich zum allseitig vollzogenen „Inzest" nichts mehr fehlte! Und womit Beide die eigentliche Sanktion und Bindung im Dritten, im Vater, erfahren: denn auch des Mannes echteste Verehrung, ja Vergöttlichung, des Weiblichen ist ja eine übertragene, — sie geht über die Vaterwitwe.

Das Sakrament der Ehe

Von

Fritz Wittels

Daß wir alle doppelgeschlechtlich seien, ist heute den Gebildeten geläufig. Eine der Psychoanalyse wohlbekannte Befangenheit hindert uns aber, diesen für die Psychologie grundlegenden Gedanken zu verfolgen, bis er alles hergibt, was an Aufklärung in ihm steckt. Die Einheit des Bewußtseins, oder was man so nennt, zwingt uns immer wieder, den andersgeschlechtigen Anteil zu verdrängen und im Spiegel unseres Ideal-Ichs eingeschlechtig zu erscheinen. Manchmal zeigt uns dieser Spiegel gar nicht unser von der Anatomie beglaubigtes Geschlecht, wir wollen eher dem anderen Geschlechte gleichen und das Leben wird dann um so zwiespältiger.

Zwischen dem von der Anatomie legitimierten Anteil der Persönlichkeit und dem anderen herrscht zeitlebens eine Spannung, die uns in Form von Ambivalenzen aller Art zu Bewußtsein, oder wenigstens zu Trieb und Gegentrieb wird. Der Ödipuskomplex ist einer der ersten Versuche zur Lösung solcher Spannung. Der Kastrationskomplex ein zweiter, die Latenzperiode ein dritter und die Wandlung der Pubertät ein endgültiger. Das Kindesalter ist glücklicher im Ertragen der Doppelgeschlechtigkeit. Man darf sagen, die Spannung sei geringer und die beiden Pole vertragen sich besser miteinander. Schon der körperliche Ausdruck zeigt das. Man kann verkleideten Kleinkindern, etwa Bübchen mit Kopftuch oder Mädchen in Hoserln das Geschlecht kaum ansehen. Die sekundären Merkmale der Behaarung, Fettverteilung, des Busens, Knochenbaus sind noch nicht da. Auch im Greisenalter fließen diese Unterschiede ineinander und wie sehr man berechtigt ist, von Spannung, von willkürlich erhaltener Spannung zu sprechen, zeigt sich an Totenmasken. Hier hat die Muskelspannung der Züge aufgehört und wer die Maske unbefangen ansieht (Goethe, Beethoven, der Schauspieler Kainz),

der wird das andere Geschlecht in der irdischen Hülle deutlich erkennen. Mit der Seele ist auch die Fiktion der Eingeschlechtigkeit entflohen.

Zwischen den Altern des Kindes und der Greisenhaftigkeit müht uns das Doppelgeschlecht und wir unternehmen viel, um diese Spannung los zu werden oder wenigstens herabzusetzen. Der Tod ist eine heroische Lösung; der Schlaf eine triviale. Von pathologischen Rauschzuständen abgesehen — zu ihnen gehören die akuten der Rauschgifte und die chronischen der Neurose und Psychose — können wir nur durch die Liebe glücklich werden. Vorübergehend glücklich bis zur Wunschlosigkeit. Liebe ist ein Überfließen des anderen Geschlechtes aus uns in den Partner. Wir entledigen uns der seelischen Spannung ebenso, wie wir uns der körperlichen entledigen. Ein Stück wohnt dann außerhalb der Schranken unseres Körpers, ist objektiviert, grüßt uns aus den Zügen der geliebten Person, die wir „erkennen", als wäre sie ein Stück von uns. Was ihr gut scheint, erscheint uns selber gut. Wir überschätzen sie in einem für den kalten Dritten lächerlichen Grade, weil wir ja gewohnt sind, uns selber, unsere Wichtigkeit, unsere Einzigkeit zu überschätzen. Das Du ist zum Ich geworden. Immer wieder hören wir, daß Liebende einander so unerhört bekannt, befreundet, vereint erscheinen. Unfaßbar der Gedanke, daß man sich jemals nicht gekannt hätte. Vielleicht vor Äonen, auf einem anderen Stern, in einer anderen Gestalt, schon für einander bestimmt gewesen. Vom süßen Wörtchen „Und" singen Tristan und Isolde. Aber auch „Einander" ist ein schönes Wort, das den Kern der Liebe trifft. Der Destruktionstrieb scheint ausgerottet. Zwar wetterleuchtet er in Form von Eifersucht, von allerlei sadistischer Vorlust durch die Liebe auch des Normalen, wird aber von der strahlenden Oberstimme überbraust.

Die Anlage des Menschen gestattet nicht die dauernde Unterdrückung des zerstörenden Prinzipes. Mit der geliebten Person vereint, hat der Liebende allerdings den Tod überwunden, weil er ja mit ihr zusammen das Neue schafft, die Unsterblichkeit seines Keimplasmas bewährt. Wenn Dichter

immer wieder davon sagen, daß gleichwohl der Tod dicht hinter großer Liebe steht, so liegt diese Nähe des zerstörenden Prinzipes an der Spaltung des Ichs. Die Liebe macht aus zweien eins. Aber sie macht auch in dem beschriebenen Sinne aus einem zwei, aus einem in sich abgschlossenen, vollständigen Menschen einen, dessen Flanke aufgerissen ist und der ohne die Ergänzung draußen nicht mehr leben kann oder will. Dies unter der Annahme einer Leidenschaft, welche wirklich die Kraft der Liebe, das ist des geistigen Orgasmus, hat. In diesem Zustande ist der Mensch leichter verwundbar, besonders von der geliebten Person her, der er sich ausgeliefert hat. So kommt es, daß der Destruktionstrieb dem strahlenden Eros nachkriecht und sein Pfand erst zaghaft, dann immer entschlossener wieder zurückverlangt. Erlösung von der Spannung der Zweigeschlechtigkeit ist gut. Seine Doppelgeschlechtigkeit sicher in sich selbst zu tragen, ist aber ein Bedürfnis des *Principium individuationis*, das nur in Ausnahmefällen und nur vorübergehend überwunden werden kann.

So also ist der Rhythmus unseres Lebens: die Spannung steigt, bis wir sie los werden wollen um den Preis der Sprengung unserer Individuation. Diese Sprengung an sich ist ein Akt des Destruktionstriebes im Inneren der Persönlichkeit. Er wird am Eingang unseres Liebesglückes vollzogen. Wir bleiben dann glücklich, bis wir uns besinnen — und die Liebe abbauen. Solange wir liebten, haben wir unserem Narzißmus den Verzicht auf Individuation abgewonnen. Dieser Verzicht ist gleichzeitig sein Triumph. Man könnte die Liebe einen verzweiten Narzißmus nennen, wenn das Wort Narzißmus dadurch nicht seinen Sinn verlöre. Wenn das ausgeliehene Gut, der ausgewanderte Teil des Ichs wieder zurückgenommen ist, dann wird das eben noch vergötterte Du wie grau. Wir kennen es nicht mehr, es ist nicht mehr unser zweites Ich, wir können ganz und gar nicht begreifen, wie wir es so sehr überschätzten, und da wir uns immerhin an eine Beziehung erinnern, die uns nunmehr magisch scheint, wird die ehemals geliebte Person unheimlich und wir vermeiden

sie. Der Sprachgebrauch verwendet auch hier das Wort Spannung. Die beiden ehemals Verliebten stehen gespannt zueinander. Das ist die nämliche Spannung, wie sie bei Menschen, die durch die Liebe nicht erlöst sind, zwischen den doppelgeschlechtigen Polen im Inneren des Ichs besteht. Der Kreis der ewigen Wiederkehr des Gleichen ist geschlossen. Spannung im Ich — Entspannung durch Übertragung auf das Du — Abspannung und Rücknahme der Übertragung — Spannung zwischen Ich und Du — wiederum Spannung im Ich.

In dieser Not erinnert sich die Seele einer Zeit, da der schmerzhafte und gefährliche Rhythmus der Doppelgeschlechtigkeit noch nicht bestand. Dem Kinde tritt die Doppelgeschlechtigkeit in Form von leiblichen Eltern: Vater und Mutter gegenüber, sie ist außerhalb, und es ist sehr wahrscheinlich, daß unser Ichbewußtsein durch Vernämlichung (Identifizierung) mit den überragenden Figuren erfolgt, die sich über die Wiege neigen. Im Verhältnis zu Eltern liegen Momente, die der Geschlechtsliebe fehlen. Ihrer sind vornehmlich drei: Ewigkeit, Verläßlichkeit und Gehorsam. Mit anderen Worten: Beständigkeit, Treue und Zwang. Die Eltern waren immer da, sie werden immer da sein und die Eltern bleiben bis zu ihrem Tode, von dem das Kind überdies nichts weiß. Das Kleinkind wäre verloren, wenn es sich auf Liebe und treue Wartung der Eltern oder des Elternersatzes nicht verlassen könnte. Es braucht nicht zu befürchten, die Eltern könnten das Stück Ich zurücknehmen, das dem Kinde ein für allemal übergeben ist. Was aber den Zwang anbelangt, ohne den es in der Erziehung nicht abgeht, so wird er in der normalen Kinderstube als unabänderlich hingenommen und später in der Erinnerung sogar als lustvoll empfunden und vermißt.

Als der Mensch diese drei Momente aus der Kind-Eltern-Beziehung in den Kampf der Geschlechter hineintrug, die Liebe mit ihnen legierte und legitimierte, da hatte er die Ehe und ihr Sakrament erfunden. Wir müssen außerpsychologische Wissenschaften heranziehen, um den Zeitpunkt dieser

Erfindung festzustellen. Ackerbau, Seßhaftigkeit, Eigentum, Leibeserbschaft werden wir namhaft machen, um die neue soziale Einrichtung der Ehe zu begründen. Die neue Einrichtung war eine uralte, schon im Tierreiche biologisch festgelegt, jedoch vom primitiven Menschen verlassen und vom Kulturmenschen wieder gefunden. Der Mann, der Vater und Mutter verläßt, um sich mit fremden Weibern zu vermischen, nimmt aus dem Elternhaus die stärkste Erinnerung mit, an die besondere Form der elterlichen Zärtlichkeit. Im Elternhause fehlten die Schauer der Entladung. Sie wurden nicht vermißt, weil sie dem Kinde noch unbekannt waren. In den Armen der Geliebten wiederum fehlt die Sicherheit des Besitzes, die Bürgschaft der Treue. Die Frage bleibt unbeantwortet, ob man an ihrer Brust selig sorglos einschlafen dürfe. So kindisch ist man, daß man diese Antwort wünscht. Die Geliebte soll wie die Mutter sein.

Da die Geschlechtsliebe an sich mit den sakramentalen Eigenschaften der Ehe nichts zu tun hat, ist die Ehe auf einem Irrtum aufgebaut; zwar auf einem glorreichen Irrtum, der aber immerhin nur durch den Druck der Sitte aufrecht erhalten wurde. Die Schwierigkeiten des ehelichen Zusammenlebens stammen letzten Endes allesamt von da. Wenn der Druck der Sitte, Religion, des Gesetzes, der Armut nachläßt, dann klopft die Erkenntnis des eigenartigen Bruches im Aufbau der Ehe an die Türe unseres Bewußtseins und wir rebellieren. Wenn Kinder erzeugt werden, dann erhalten die sakramentalen Eigenschaften der Ehe Verstärkung aus dem erneuerten, wenn auch umgekehrten Kind-Eltern-Verhältnis. Dann nennen sich Eheleute auch untereinander gern Vater und Mutter und glauben, daß sie es nach dem Beispiel ihrer Kinder tun. Sie tun es aber aus Erinnerung.

Die Einrichtung der Ehe soll verbürgen, daß wir von der Spannung der Doppelgeschlechtigkeit dauernd befreit seien, indem wir das Andere in uns feierlich und für ewig nach außen verlegen. Zeitlebens sollen wir bleiben, was wir sonst nur in Augenblicken der Verzückung sind und in den kurzlebigen Fristen, die auf Verzückung zielen — ein ganzer Mann,

ein ganzes Weib. Niemandem kann der Unterschied des Gesichtsausdruckes und der ganzen Haltung entgehen, der sogar noch heute inmitten der Ehekrise zwischen verheirateten und ledigen Frauen besteht. Selbst die deklarierte Hetäre, die *grande amoureuse*, bleibt immer ein Fräulein, weil sie niemanden hat, bei dem sie ihr „Anderes" dauernd unterbringen könnte. Im Schatten des Ewigkeitsgedankens verändert die Frau ihren Ausdruck, weil sie auf ihre Brunhildennatur verzichtet und ein Stück ihres Ichs prinzipiell für immer dem Gatten übergeben hat. Ihr Wesen erhält ein neues Gleichgewicht, nach dem sie benannt wird und nach dem sie ausschaut.

Wie die Dinge zu laufen scheinen, wird man solche Feststellungen binnen kurzem vielleicht als abgetan betrachten. Bei Männern kann man ja schon heute den Unterschied zwischen junggesellig und vollmännlich fast nicht bemerken. Die Ehe muß man aber dort studieren, wo ihre Folgerichtigkeit und ihr gesellschaftlicher Zwang in voller Blüte und Kraft standen. Der Staat war eine Erfindung von seßhaften Männern und Kriegern und da er Männer brauchte, dauernd hundertprozentige Männer, brauchte er auch die Ehe. Tacitus berichtet, daß der Ehebruch bei den Germanen unbekannt gewesen sei. Näher stehen uns der Meister aus der guten, alten Zeit und seine Meisterin. Er, würdig, vollbärtig, mit den Sitten, das ist mit dem Zwange seiner Zeit einverstanden, nach seinen Vätern hin orientiert. Sie, eingehüllt von Kopf bis Fuß, rundlich, die Hausfrau am Herd. Wir lachen über solche Romantik. Immerhin, Meister und Meisterin hatten für sich und ihre Zeit die Frage der Doppelgeschlechtigkeit gelöst. Sie benützten zur dauernden Abstoßung ihres „Anderen" die Einrichtung der Ehe und fügten sich — vermutlich ohne viel davon zu merken — dem Zwange der Treuheit und Ewigkeit.

Wagners Meistersinger enthalten den Widerspruch zwischen Liebe und Ehe und lösen ihn so, daß man die symbolische Zusammengehörigkeit von Liebe und Kunst, auf der anderen Seite von Ehe und Zwangsregel erkennt.

Walter: Ein schönes Lied, ein Meisterlied:
Wie faß ich da den Unterschied?
Sachs: Mein Freund, in holder Jugendzeit,
wenn uns von mächt'gen Trieben
zum sel'gen ersten Lieben
Die Brust sich schwellet hoch und weit,
ein schönes Lied zu singen,
mag vielen da gelingen:
der Lenz, der sang für sie.
Kam Sommer, Herbst und Winterzeit,
Viel Not und Sorg' im Leben,
manch' eh'lich Glück daneben,
Kindtauf', Geschäfte, Zwist und Streit:
denen's dann noch will gelingen,
Ein schönes Lied zu singen,
seht: Meister nennt man die!
Walter *(zart und begeistert)*:
Ich lieb ein Weib und will es frein,
mein dauernd Ehgemahl zu sein . . .
Walter: Wer war es, der die Regeln schuf?
Sachs: Das waren hochbedürft'ge Meister,
Von Lebensmüh' bedrängte Geister:
in ihrer Nöten Wildnis
sie schufen sich ein Bildnis,
daß ihnen bliebe,
der Jugendliebe
ein Angedenken klar und fest,
dran sich der Lenz erkennen läßt.

Und als Walter fragt, warum die zweite Strophe nach den Regeln der Zunft der ersten völlig gleich sein müsse, erwidert Sachs bedeutungsvoll:

Damit man seh'
Ihr wähltet euch gleich ein Weib zur Eh!

*

Obgleich man diese Verse nicht ohne Rührung zitieren kann, leben wir in einer Zeit, die der uralten, und sogar biologisch begründbaren Lösung der Bisexualität durch die Ehe nicht günstig ist. Andere Wege werden gesucht und

angeblich gefunden, um die Spannung der Doppelgeschlechtigkeit auszugleichen. Verzwitterung in sich selber, larvierte Homosexualität, die immer mehr zum Kennzeichen unserer Zeit wird, einhäusige Narzißten, die nur ihr Spiegelbild lieben können, private Religionen, private Zwänge aller Art erscheinen der Psychoanalyse bedenkliche Lösungen. Indessen hat diese Wissenschaft keine Vorschläge zu erstatten. In die Zukunft zu schauen, ist nicht ihre Sache. Man hat sie um dieser Beschränkung willen pessimistisch genannt. Sie ist aber weder pessimistisch noch optimistisch. Wir sehen die Krise der Ehe und versuchen, deren psychologischen Anteil zu erklären. Andere, die sich zu Reformen berufen fühlen, mögen sich unserer analytischen Arbeit bedienen.

Die monogame Forderung

von

Karen Horney

Aus „Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse", XIII (1927), Heft 4.

Ich habe mich seit einiger Zeit mit wachsender Verwunderung gefragt, warum denn eigentlich Eheprobleme noch keine grundsätzliche analytische Darstellung gefunden haben,[1] obgleich sicher jeder einzelne Analytiker eine Menge darüber zu sagen wüßte, und obgleich es sowohl von der Seite der Praxis als von der der Theorie dazu drängt, sie endlich in Angriff zu nehmen. Von seiten der Praxis, weil wir tag-

---

1) Das will nicht heißen, daß diese Fragen nicht schon von den verschiedensten Seiten in der psychoanalytischen Literatur berührt wären, so von Freud: Die kulturelle Sexualmoral und die moderne Nervosität; Freud: Beitrag zur Psychologie des Liebeslebens; Ferenczi: Zur Psychoanalyse von Sexualgewohnheiten; Reich: Die Funktion des Orgasmus; Schultz-Henke: Einführung in die Psychoanalyse; Flügel: The psycho-analytic study of the family. Weiter im „Ehebuch" (von Max Marcuse herausgegeben) die Arbeiten von Róheim: Urformen und Wandlungen der Ehe; Horney: Psychische Eignung und Nichteignung zur Ehe; Über die psychischen Bedingungen zur Gattenwahl; Über die psychischen Wurzeln einiger typischer Ehekonflikte.

täglich mit Ehekonflikten zu tun haben — von der Theorie her, weil es kaum eine Situation im Leben gibt, die eine so nahe und so offensichtliche Verwandtschaft mit der Ödipussituation hat wie die Ehe.

Vielleicht — habe ich mir gedacht — liegen die Zusammenhänge, die sich hier darbieten, zu nahe, als daß sie wissenschaftlicher Neugier und wissenschaftlichem Ehrgeiz ein verlockendes Ziel bieten könnten. Es könnte aber auch so sein, daß es nicht die Probleme, sondern die Konflikte sind, die zu nahe liegen, zu nahe an wichtigen Verankerungen von unser aller persönlichstem Erleben. Eine weitere Schwierigkeit liegt darin, daß die Ehe ja eine soziale Institution ist und daß ihre Problematik vom Psychologischen her überhaupt nur beschränkt zugänglich ist. Indessen zwingt schon die praktische Bedeutsamkeit der Eheprobleme, zum mindesten einen Versuch zu machen, sie als solche aus ihren psychologischen Wurzeln heraus zu begreifen.

Wenn ich nun für den heutigen Vortrag ein bestimmtes Problem herausgegriffen habe, so müssen wir uns zunächst — wenn auch nur in einigen großen Linien — die psychische Grundsituation vergegenwärtigen, die in der Ehe gegeben ist. Keyserling hat jüngst in seinem Ehebuch die ebenso merkwürdige wie naheliegende Frage aufgeworfen, was denn eigentlich die Menschen, trotz des häufigen Eheunglücks aller Zeiten, immer wieder in die Ehe gedrängt habe. Wir sind dieser Frage gegenüber in der glücklichen Lage, uns weder auf den „natürlichen“ Wunsch nach Mann und Kind, noch — mit Keyserling — auf metaphysische Deutungen berufen zu müssen, sondern präziser aussagen zu können: das, was uns in die Ehe hineintreibt, ist offenbar nicht mehr und nicht weniger als die Erwartung auf die Erfüllung aller alten Wünsche aus der kindlichen Ödipussituation: selbst die Frau eines Vaters sein, ihn für sich allein besitzen und von ihm Kinder haben. Nebenbei gesagt eine Einsicht, die geeignet ist, uns gegenüber Prophezeiungen vom baldigen Ende dieser Institution Ehe äußerst skeptisch zu machen, wenn auch zuzugeben ist, daß auch diese unsterblichen Wünsche in ihrer Form

von der jeweiligen Struktur der Gesellschaft beeinflußbar sein werden.

So ist gleich die Anfangssituation der Ehe mit einem gefährlich großen Ballast unbewußter Wünsche belastet — und zwar mehr oder weniger unvermeidlich, denn wir wissen ja, daß gegen die Zähigkeit dieser Wünsche kein Kraut gewachsen ist, daß weder bewußte Einsichten in die Schwierigkeiten, noch Erfahrungen an anderen ihnen viel anhaben können. Gefährlich aber ist diese Belastung aus einem doppelten Grunde. Von seiten des Es droht eine Enttäuschung, nicht nur, weil das Selbst-Vater-und-Mutter-Sein dem Bild gar nicht entsprechen kann, das die kindlichen Sehnsüchte in uns zurückgelassen haben, sondern weil — mit Freud zu sprechen — der Ehemann immer nur ein Ersatzmann ist, die Ehefrau eine Ersatzfrau ist. Die Größe der Enttäuschung hängt ab einerseits vom Grad der Fixierung, anderseits davon, wie weit das real gefundene Objekt von den Imagines, die real gewährte Befriedigung von den speziellen unbewußten Sexualwünschen abweichen.

Auf der andern Seite droht von seiten des Über-Ich — und zwar um so mehr, je größer die unbewußte Erfüllung ist — die Wiederbelebung des alten Inzestverbots dem Ehepartner gegenüber. Diese anscheinend sehr typische Wiederbelebung des Inzestverbots in der Ehe führt *mutatis mutandis* zu derselben Entwicklung wie in der Kind-Elternbeziehung, nämlich zu einem Zurücktreten der direkten Sexualstrebungen hinter den zielgehemmten, zärtlichen Strömungen. Ich kenne persönlich nur einen Fall, in dem diese Entwicklung nicht stattfand, in dem der Ehemann dauernd ein Objekt sexuellen Verliebtseins blieb — und in diesem Fall hatte die Frau im Alter von zwölf Jahren eine reale Sexuallust vom Vater erfahren.

Natürlich spielt bei dieser Entwicklung der Sexualität in der Ehe auch der Faktor eine Rolle, daß die Sexualspannung infolge der Erfüllung und vor allem der steten leichten Erfüllbarkeit dem einen Objekt gegenüber nachläßt; aber die tiefere Begründung dieser typischen Erscheinung, zum mindesten ihr

Tempo und vor allem ihr Grad, finden offenbar ihre Begründung in einer solchen Wiederholung der Ödipusentwicklung.[1] Art und Größe dieser Auswirkungen werden, abgesehen von akzidentellen Momenten, davon abhängen, welche lebendige Kraft das Inzestverbot noch im einzelnen zu entfalten vermag. Die stärkeren Auswirkungen lassen sich, so verschieden sie im Einzelfall aussehen, unter einem gemeinsamen formalen Gesichtspunkt beschreiben: sie führen zu gewissen Einschränkungen oder Bedingungen, unter denen das Erleben einer solchen Beziehung dennoch möglich ist.

Solche einschränkenden Bedingungen können bekanntlich schon in der Art der Gattenwahl zum Ausdruck kommen. Etwa in der Form, daß die Frau, die zur Gattin gewählt wird, in keiner Weise an die Mutter erinnern darf, in Rasse oder Herkunft, geistigem Niveau oder Aussehen einen gewissen Gegensatz zur Mutter repräsentieren muß. Wir verstehen in diesem Zusammenhang, warum sogenannte Vernunftehen oder von Dritten vermittelte Ehen relativ besser auszulaufen pflegen als eigentliche Liebesheiraten. Wenn schon die Ähnlichkeit der Ehesituation mit den Wünschen aus dem Ödipuskomplex eine Wiederholung der alten Einstellung und Entwicklung automatisch erzwingt, so wird diese doch gemildert, wenn nicht schon von vornherein die ganzen unbewußten Erwartungen sich an die Person des Partners geknüpft haben. Wir verstehen auch ein wenig davon, daß in der Institution der Ehevermittlung bei den Ostjuden, die einerseits besonders inzestgebunden, anderseits durch ihre Isoliert-

---

1) **Freud** hat in seiner Arbeit „Über die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens" dieses Problem in einer verwandten Form bereits angeschnitten. Er sagt dort: „Aber trifft es auch zu, daß mit einer Befriedigung des Triebes sein psychischer Wert allgemein so sehr herabsinkt?" Und erinnert an das Verhältnis des Trinkers zum Wein, bei dem gerade die Zeit das Band zwischen ihm und seiner Sorte Wein immer enger knüpft. Seine Antwort deckt sich zum Teil mit der hier gegebenen, insofern er daran erinnert, daß im Liebesleben das ursprüngliche Objekt durch eine unendliche Reihe von Ersatzobjekten vertreten werden kann, „deren doch keines voll genügt". Ich habe diese Erklärung nur in dem Punkt ergänzt, daß zu diesem Suchen nach dem „eigentlichen" Objekt das Abgestoßensein von dem jeweils gefundenen Objekt durch das Verbot, das der Erfüllung so leicht anhaftet, hinzukommt.

heit auf eine feste Struktur der Familie besonders angewiesen waren, eine gewisse psychologische Weisheit lag, wenn wir die unbewußte Tendenz zugrunde legen, der Ehe heftigere Erschütterungen fernzuhalten.

Innerhalb der Ehe selbst sehen wir, wie von allen Instanzen in uns solche Bedingungen geschaffen werden können. Da sind von seiten des Es genitale Hemmungen aller Art von einer bloßen sexuellen Reserve dem Ehepartner gegenüber, die Variationen der Vorlust oder des Verkehrs nicht gestattet, bis zur völligen Impotenz, respektive Frigidität. Weiter sehen wir von seiten des Ich Beschwichtigungen oder Rechtfertigungen ausgehen, die sehr verschieden aussehen können. Die eine kommt einer Art Verleugnung der Ehe gleich, zeigt sich bei Frauen häufig darin, daß sie gewissermaßen die Tatsache ihrer Verheiratung nur äußerlich zur Kenntnis nehmen, aber nicht innerlich erleben, daher immer wieder darüber erstaunt sind, sich leicht mit ihrem Mädchennamen unterschreiben, einen mädchenhaften Eindruck machen usw.

Unter demselben Druck einer inneren Nötigung, die Ehe vor dem eigenen Gewissen zu rechtfertigen, nimmt das Ich aber nicht selten auch eine entgegengesetzte Haltung der Ehe gegenüber ein: die der Überbetonung der Ehe, genauer der Überbetonung der Liebe zum Ehepartner. Man könnte sie mit einem Schlagwort „die Rechtfertigung durch die Liebe" nennen, etwa wie auch vor dem Strafrecht der Verbrecher aus Liebe eine mildere Beurteilung erfährt. Freud hat in einer Arbeit über einen Fall weiblicher Homosexualität gesagt, daß man sich über nichts so unklar zu sein pflege, wie über Grade der Zuneigung oder Abneigung, die man für einen Menschen empfinde. Dies trifft für die Ehe in ganz ausgesprochenem Maße zu, und zwar häufig in dem Sinne, daß der Grad der Liebe überschätzt wird. Ich habe mich lange gefragt, wie das zu verstehen sei. Daß man in flüchtigen Beziehungen einer solchen Täuschung leicht unterliegt, ist am Ende noch nicht so verwunderlich, aber in der Ehe — sollte man meinen, — daß nicht nur die Dauer, sondern auch die häufigere sexuelle Erfüllung geeignet sei, die Sexualüberschätzung und

die damit zusammenhängenden Illusionen abzubauen. Die nächstliegende Antwort war die, daß man das begreifliche Bestreben habe, die großen psychischen Kosten einer Ehe durch ein großes Gefühl vor sich selbst zu begründen und darum an diesem Gefühl auch über dessen lebendige Dauer hinaus festzuhalten. Diese Erklärung reicht indessen nicht sehr tief; sie entspräche etwa dem Bedürfnis zur Synthese, das wir von seiten des Ich kennen, und dem wir schon eine Fälschung zugunsten einer einheitlichen Gefühlseinstellung in einer so lebenswichtigen Beziehung zutrauen dürfen.

Sehr viel tiefer reicht auch hier die Relation zum Ödipuskomplex. Wir sehen nämlich, daß mit dem Gebot und Gelübde der Liebe und Treue zum Gatten, das am Anfang der Ehe steht, für das Unbewußte das vierte Gebot erneuert wird. Den Ehepartner nicht zu lieben wird damit auch für das Unbewußte eine ebenso große Sünde, wie die Nichterfüllung des vierten Gebotes den Eltern gegenüber, und auch in dieser Beziehung: der Unterdrückung des Hasses und der Überbetonung der Liebe wiederholt sich bis auf Einzelheiten genau zwanghaft das früher Erlebte. Ich glaube jetzt, daß man — jedenfalls in vielen Fällen — dieser Erscheinung erst ganz gerecht wird, wenn man annimmt, daß auch die Liebe zu den Bedingungen gehören kann, unter denen eine vom Über-Ich verbotene Beziehung gerechtfertigt erscheint. Das Festhalten an dieser Liebe respektive ihrer Illusion, hat dann natürlich eine wichtige ökonomische Funktion und wird darum so hartnäckig verteidigt.

Endlich werden wir uns nicht wundern, unter den Bedingungen, unter denen sich die Ehe gegen ein stärkeres Inzestverbot durchsetzen kann — wie bei einem neurotischen Symptom — auch die Bedingung des Leidens zu finden. Die Wege, auf denen sich ein solches Leiden durchsetzen kann, sind so mannigfaltig, daß man nicht hoffen darf, ihnen in einer kurzen Skizzierung gerecht zu werden. Darum nur einige Hinweise: da sind einmal wirtschaftliche und berufliche Begebenheiten, die entweder im Sinne eines unbewußten Arrangements zu einem Übermaß von Arbeit und Entbehrungen, das

für die Familie geleistet werden muß, gestaltet werden, oder doch als eine solche Belastung empfunden werden. Man denkt weiter an die so häufige Beobachtung, daß wesentliche Teile der Entwicklung eines Menschen in beruflicher, charakterischer oder geistiger Hinsicht der Ehe gewissermaßen zum Opfer fallen. Endlich fallen hierunter die zahlreichen Fälle, in denen sich der eine Partner zum Sklaven der Ansprüche des andern macht und das Leiden unter dem andern etwa unter der bewußten Überzeugung eines bei ihm gesteigerten Verantwortlichkeitsgefühls willig trägt.

Angesichts solcher Ehen fragt man sich oft verwundert, warum sie eigentlich nicht auseinandergehen, sondern im Gegenteil oft so fest halten, und findet in diesem Zusammenhang die Antwort, daß eben die Erfüllung der Leidensbedingung den Bestand dieser Ehen garantiert.

Es ist leicht ersichtlich, daß von hier aus nur eine unscharfe Grenze ist gegenüber den Fällen, in denen eine Ehe mit einer Neurose erkauft wird, aber ich möchte auf diese Fälle nicht eingehen, weil hier vor allem die Verhältnisse innerhalb der Breite des Normalen zur Diskussion stehen.

Es erscheint fast überflüssig zu erwähnen, daß eine solche Darstellung den wirklichen Verhältnissen Zwang antut, nicht nur insofern, als jede einzelne dieser Bedingungen auch eine andere Determinierung zuließe, sondern auch insofern, als sie hier zugunsten der Darstellbarkeit isoliert hingestellt sind, während sie sich in Wirklichkeit zu überschneiden pflegen. So findet sich z. B. ein wenig von diesen gesamten Bedingungen in der gerade bei wertvollen Frauen nicht seltenen Grundeinstellung der Mütterlichkeit, unter der allein ihnen die Ehe möglich zu sein scheint; eine Einstellung, die etwa besagt: ich darf auch dem Manne gegenüber nicht die Rolle der Frau, der Geliebten spielen, sondern nur die der Mutter mit aller Fürsorglichkeit und Verantwortlichkeit, die mit dieser Rolle verknüpft sind — eine Einstellung, die in einer Weise eine gute Gewähr für die Ehe bietet, aber dennoch durch die zugrunde liegende Liebeseinschränkung eine Ehe innerlich veröden lassen kann.

Wie auch immer im einzelnen die Auswirkungen jenes Dilemmas eines Zuviel und eines Zuwenig an Erfüllung sein mögen, überall da, wo es im größeren Ausmaße lebendig wird, wird beides: Enttäuschung und Inzestverbot mit allen seinen Folgen von geheimer Feindseligkeit gegen den Partner von ihm forttreiben und ihn unwillkürlich neue Objekte suchen lassen. Dies ist die Grundsituation, aus der heraus die Monogamie zum Problem wird.

Die andern Wege, die der freiwerdenden Libido offen stehen: die der Sublimierung, der Verdrängung, der regressiven Besetzung alter Objekte und der Weg zu den Kindern sollen uns heute nicht interessieren.

Die Möglichkeit, daß andere Menschen für uns zu Liebesobjekten werden, ist wohl stets als gegeben anzusehen. Sind doch unsere Kindheitseindrücke und deren sekundäre Bearbeitungen von einer solchen Mannigfaltigkeit, daß sie uns in der Regel sogar die Wahl von ganz verschiedenen Objekten gestatten.

Dieses Suchen nach neuen Objekten kann nun — auch in der Breite des Normalen — mächtige Verstärkungen aus unbewußten Antrieben erfahren. So sehr nämlich der Sinn der Ehe eine Erfüllung infantiler Wünsche darstellt, so geht die Möglichkeit solcher Erfüllung doch nur so weit, als die Entwicklung eines Menschen ihm gestattet, sich wirklich mit der Rolle von Vater oder Mutter zu identifizieren. Alle Ausgänge des Ödipuskomplexes, die von dieser fiktiven Norm abweichen, haben das Gemeinsame, daß man in irgendwelchen wesentlichen Punkten an der Rolle des Kindes in dieser Trias: Mutter, Vater, Kind festhält. Die Wünsche nun, die sich aus solcher Triebeinstellung ergeben, finden in der Ehe keine direkte Befriedigung.

Diese aus der Kindheit festgehaltenen Liebesbedingungen sind uns aus den Arbeiten Freuds gut bekannt. Darum genügt es, nur mit Stichworten darauf hinzuweisen, um zu zeigen, wie die Ehe ihrem Sinn nach diese Bedingungen nicht erfüllen kann. Für das Kind ist das Liebesobjekt unlösbar mit der Bedingung des Verbotenen verknüpft — und

die Liebe zum Ehepartner ist nicht nur erlaubt, sondern es besteht sogar die ominöse eheliche Pflicht. Die Rivalität, also die Bedingung des geschädigten Dritten, ist dem Sinn der monogamen Ehe nach ausgeschaltet, ja der alleinige Anspruch gesetzlich privilegiert. Weiter — genetisch nicht auf einer Stufe, da die eben genannten Bedingungen aus der Ödipussituation selbst stammen, während die weiteren aus der Fixierung gewisser Ausgangssituationen herrühren — die Nötigung, sich im Falle einer zurückgebliebenen genitalen Unsicherheit und einer entsprechenden Brüchigkeit im narzißtischen Gefüge immer wieder Beweise für Potenz oder erotische Anziehungskraft holen zu müssen. Oder im Falle der unbewußten Wendung zur Homosexualität die Nötigung, das gleichgeschlechtliche Objekt zu suchen, sei es — von der Frau aus gesehen — auf dem Umweg über den Ehemann, den man in Beziehungen zu anderen Frauen hineintreibt; sei es, daß die Ehefrau selbst solche Beziehungen sucht, in denen eine andere Frau eine Rolle spielt. Vor allem — als wahrscheinlich praktisch Wichtigstes — im Falle einer verbliebenen Spaltung im Liebesleben die Nötigung, zärtliche und sinnliche Liebeswünsche auf verschiedene Objekt zu verteilen.

Es ist leicht ersichtlich, daß alle diese festgehaltenen infantilen Bedingungen dem monogamen Prinzip ungünstig sind, daß sie vielmehr zu anderen Objekten treiben müssen.

Diese polygamen Wünsche stoßen nun auf die monogame Forderung des Partners und auf das in uns selbst ausgebildete Treueideal.

Sehen wir uns zunächst das erstere an, weil ein Verlangen, das von dem anderen einen Verzicht fordert, gegenüber einem Verzicht, den wir uns selbst auferlegen, ja offenbar das Primitivere darstellt. Die Herkunft dieser Forderung liegt — jedenfalls in ihren großen Zügen — klar zutage: sie ist deutlich eine Wiederbelebung des infantilen Wunsches, Vater oder Mutter ganz für sich allein zu besitzen. Nun ist das Verlangen nach Ausschließlichkeit — entsprechend der Ubiquität seines Ursprungs — ja keineswegs charakteristisch

für die Ehe, sie liegt vielmehr im Wesen jeder vollen Liebesbeziehung. Sie kann natürlich auch in der Ehe eine reine Liebesforderung bleiben, aber sie ist ihrer ganzen Entstehungsgeschichte nach so unlösbar eng mit destruktiven, objektfeindlichen Tendenzen verknüpft, daß von der Liebesforderung oft nicht mehr bleibt als die Fassade, hinter der sich diese feindlichen Tendenzen durchsetzen.

Zunächst zeigt sich dieser Wunsch nach Ausschließlichkeit in Analysen deutlich als ein Abkömmling der oralen Phase und heißt als solcher, daß man den andern sich einverleiben möchte, um ihn ganz zu besitzen. Er verrät häufig schon auch bei gewöhnlicher Beobachtung diese seine Herkunft in der Besitzgier, die dem andern nicht nur ein anderes erotisches Erleben mißgönnt, sondern die Eifersucht auch auf Freunde, Arbeit, Interessen erstreckt. Diese Äußerungsformen bestätigen die theoretische Erwartung, daß er wie alle oral bedingten Einstellungen die Ambivalenz in sich trägt. Wenn man gelegentlich den Eindruck hat, als ob der Mann die naive und ungebrochene monogame Forderung nicht nur tatsächlich nachdrücklicher durchzusetzen verstanden hat als die Frau, sondern als sei sie auch triebhaft stärker bei ihm vorhanden, so könnte man sich denken, daß neben gewichtigen bewußten Gründen — die Sicherung der Vaterschaft — auch gerade aus dieser Quelle für ihn ein stärkerer Impuls strömt, hat er doch beim Stillen der Mutter eine mindestens partielle Einverleibung erlebt, während das Mädchen auf keine entsprechenden Erfahrungen beim Vater zurückgreifen kann.

Weitere destruktive Elemente sind mit diesem Wunsch dadurch eng verlötet, daß das Verlangen nach der alleinigen Liebe von Vater oder Mutter früher auf Versagung und Enttäuschung gestoßen war und eine Reaktion von Haß und Eifersucht ausgelöst hatte. Daher liegt gewissermaßen hinter der Forderung immer ein Haß auf der Lauer, ein Haß, der ja auch in der Art, wie die Forderung durchgesetzt wird, meist deutlich zu spüren ist und bei Wiederholung der alten Enttäuschung oft genug durchbricht.

Die alte Versagung traf ja aber nicht nur unsere Liebeswünsche, sondern auch unser Selbstgefühl an empfindlichster Stelle; und wir wissen, daß eben an dieser Stelle jeder Mensch eine narzißtische Narbe davongetragen hat. Daher wird die monogame Forderung zu einem wesentlichen Teil späterhin vom Selbstgefühl aus getragen, und zwar um so gebieterischer, je empfindlicher die Narbe noch ist, die aus jener Kränkung zurückgeblieben ist. In der patriarchalischen Gesellschaft, in der die Forderung vor allem vom Mann getragen wird, kommt eben dieses narzißtische Moment ja auch in dem Odium der Lächerlichkeit, das dem „Hahnrei" anhaftet, deutlich genug zum Ausdruck. Sie ist — auch von hier aus gesehen — keine Liebesforderung mehr, sondern eine Prestigefrage. Sie mußte auch gerade in einer männlichen Gesellschaft immer mehr zu einer Prestigefrage werden, da ja in der Regel für den Mann Fragen der sozialen Geltung einen breiteren Raum einnehmen als Liebesfragen.

Die monogame Forderung ist endlich eng verknüpft mit anal-sadistischen Triebelementen, und diese sind es, die neben den narzißtischen Elementen der Forderung in der Ehe ihren besonderen Charakter verleihen. Denn im Gegensatz zu freien Liebesbeziehungen sind Fragen des Besitzes in doppelter Weise eng mit dem historisch gegebenen Sinn der Ehe verbunden. Daß die Ehe als solche eine Wirtschaftsgemeinschaft darstellt, spielt hierbei weniger eine Rolle, als die Anschauung, nach der die Frau als Besitz des Mannes galt. Diese Elemente treten daher auch ohne besondere individuelle Betonung analer Züge in der Ehe in Kraft und lassen die Liebesforderung zu einer anal-sadistischen Besitzforderung werden. Elemente dieser Herkunft treten in krassester Form aus alten Strafbestimmungen gegen die Ehebrecherin zutage, verraten sich aber in heutigen Ehen noch offen genug in den Mitteln, mit denen dieser Forderung Nachdruck verliehen wird: ein mehr oder weniger liebevoller Zwang und ein immer wacher Zweifel, beide geeignet den Partner zu quälen — Mittel, deren Herkunft wir ja aus der Psychoanalyse der Zwangsneurose kennen.

Primitiv genug sehen also die Quellen aus, aus denen die monogame Forderung gespeist wird. Daß sie trotz dieser sozusagen bescheidenen Herkunft zu einem anspruchsvollen Ideal wurde, diesen Werdegang teilt sie — wie wir wissen — mit anderen Idealen, in denen sich ja bekanntlich auch elementare und vom Bewußtsein verurteilte Triebregungen durchsetzen; und zwar dankt sie es dem Umstand, daß hier die Erfüllung stärkster, verdrängter Wünsche zugleich eine Reihe sozialer und kultureller Werte darstellt. Diese Idealbildung ermöglicht es, wie Radó in seiner Arbeit „Eine ängstliche Mutter"[1] ausgeführt hat, daß das Ich seine kritische Urteilsfunktion einschränkt, die ihm sagen würde, daß dieses Verlangen nach dauernder Ausschließlichkeit zwar als Wunsch verständlich, aber als Forderung nicht nur schwer erfüllbar, sondern auch unberechtigt sei oder etwa, daß sich in dieser Forderung viel mehr narzißtische und sadistische Antriebe durchsetzen als eben gerade Liebeswünsche. Die Idealbildung schafft nach dem Ausdruck Radós dem Ich die „narzißtische Sicherung", unter deren Schutz es alle diese sonst verurteilten Triebe ausleben und sich gleichzeitig dabei im Gefühl, etwas Rechtes und Ideales zu vertreten, gehoben fühlen darf.

Natürlich ist es verhängnisvoll, daß auch das Gesetz diese Forderungen sanktioniert; und Reformvorschläge, die von der Einsicht in die Gefahren ausgehen, die der Ehe gerade aus diesem Zwang erwachsen, pflegen an diesem letzteren Punkt besonderen Anstoß zu nehmen. Indessen ist diese gesetzliche Sanktionierung doch wohl nicht mehr als der äußerlich sichtbare Ausdruck für den psychischen Wert, den die Forderung für den Menschen hat. Und wenn wir uns klar sind, auf wie festverankerten Triebgrundlagen sich das Verlangen nach Ausschließlichkeit aufbaut, gehen wir wohl nicht fehl in der Annahme, daß die Menschheit sich auf alle Fälle in dieser oder jener Weise eine ideale Rechtfertigung für sie wiederschaffen wird, wenn ihr die jetzige genommen würde. Außerdem hat die Gesellschaft, solange ihr an den Werten der mono-

---

[1] Radó: Eine ängstliche Mutter, Internat. Zeitschr. f. PsA. XIII, 1927.

gamen Ehe gelegen ist, aus Gründen psychischer Ökonomie, ein Interesse daran, zum Ausgleich für die dadurch gegebene Triebeinschränkung die Befriedigung derjenigen elementaren Triebe, die sich hinter der Forderung verstecken, freizugeben.

Die so im allgemeinen begründete monogame Forderung kann im Einzelfall an den verschiedensten Punkten Verstärkungen erfahren, einmal wenn eines der sie konstituierenden Elemente eine übermäßig große Rolle im Triebhaushalt spielt, ferner aus all den Faktoren, die wir auch sonst als treibende Kräfte bei der Eifersucht kennen. Wie wir ja überhaupt die monogame Forderung als eine Sicherung gegen die Qualen der Eifersucht beschreiben können.

Genau wie wir es von der Eifersucht kennen, kann sie auf der andern Seite auch verdrängt sein unter dem Druck von Schuldgefühlen, welche besagen, daß man den Vater nicht für sich allein besitzen dürfe, oder dann, wenn andere Triebziele sie überlagert haben, wie wir es von den Äußerungsformen der latenten Homosexualität kennen.

Die polygamen Wünsche stoßen, wie ich sagte, weiter auf das eigene Treueideal. Im Gegensatz zu der monogamen Forderung an den andern finden wir für die eigene Treueeinstellung im infantilen Erleben kein direktes Vorbild; sie besagt ja auch inhaltlich eine Triebeinschränkung, ist also offenbar nichts Elementares, sondern entspricht bereits einer Triebumwandlung.

Wir haben in der Regel mehr Gelegenheit, sie an der Frau zu studieren und stehen hier vor der Frage nach dem Warum. Es ist für uns nicht die Frage nach der vielbehaupteten größeren polygamen Veranlagung des Mannes; nicht nur, weil wir uns klar sind, daß wir gerade über Fragen der Veranlagung so wenig Sicheres wissen, sondern auch, weil der Behauptung in dieser Form durchsichtigerweise doch nur der Wert einer tendenziösen Bearbeitung zugunsten des Mannes zukommt. Immerhin erscheint die Frage gerechtfertigt, welchen psychologischen Momenten es zuzuschreiben ist, daß die tatsächliche Treue des Mannes soviel seltener ist als die der Frau.

Diese Frage ist darum nicht eindeutig zu beantworten, weil sie von historisch-sozialen Momenten nicht zu isolieren ist, d. h. inwieweit die größere Treue der Frau nur sekundär bedingt sein könnte, dadurch, daß der Mann in jeder Weise seine monogame Forderung stärker durchgesetzt hat. Ich denke hier nicht nur an die wirtschaftliche Abhängigkeit der Frau, nicht nur an die drakonischen Bestrafungen der weiblichen Ehebrecher, sondern auch an viel diffizilere Zusammenhänge, wie Freud sie in seinem „Tabu der Virginität" deutlich ausgesprochen hat, daß nämlich die männliche Forderung, die Frau habe als Virgo in die Ehe zu treten, dem Manne ein gewisses Maß von Hörigkeit von seiten der Frau sichere.

Vom analytischen Denken her lassen sich zu diesem Problem zwei Fragen aufwerfen. Die erste: Sollte nicht doch der Umstand, daß der Koitus für die Frau durch die Möglichkeit der Konzeption eine größere physiologische Tragweite hat, irgendeine psychische Repräsentanz bei ihr gefunden haben? Mich persönlich sollte es wundern, wenn es nicht so wäre. Wir wissen hierüber so wenig, weil wir bisher einen Trieb zur Fortpflanzung niemals isoliert, sondern immer nur in seinen psychischen Überlagerungen erfassen konnten. Aber sollte nicht z. B. die Tatsache, daß die Spaltung in seelische und sinnliche Strömungen, die für die Möglichkeit von Treue so besonders verhängnisvoll ist, eine vorwiegend, ja fast spezifisch männliche Einstellung ist, vielleicht das gesuchte psychische Korrelat zu den biologischen Unterschieden darstellen können!?

Die zweite Frage gründet sich auf folgende Überlegung: die Verschiedenheit im Ausgang des weiblichen und männlichen Ödipuskomplexes ließe sich etwa auf die Formel bringen, daß der Knabe radikaler sein Urobjekt aufgibt zugunsten seines Genitalstolzes, während das Mädchen stärker an die Person des Vaters fixiert bleibt, dies aber offenbar nur unter der Bedingung kann, daß sie weiter von ihrer Geschlechtsrolle abrückt. Die Frage würde heißen, ob nicht dieser Unterschied sich im weiteren Leben in einer grundsätzlich größeren genitalen Hemmung der Frau dokumentiere,

und eben diese ihr die Treue erleichtere — eine größere Hemmung, wie sie in der ungleich stärkeren Verbreitung der Frigidität, als der Impotenz zum Ausdruck kommt?

Wir sind damit schon zu einem der Faktoren gekommen, die man geneigt sein könnte, ganz generell als Vorbedingung für die Möglichkeit zur Treue anzusehen: die genitale Hemmung. Indessen zeigt uns ein Blick auf die Neigung frigider Frauen oder schwachpotenter Männer zur Untreue, daß in dieser Form die Bedingung vielleicht nicht falsch, aber sicher zu weit gefaßt ist.

Etwas weiter führt die Beobachtung, daß sich bei den Menschen mit zwanghafter Treue die sexuellen Schuldgefühle oft hinter den konventionellen Verboten verstecken.[1] Alles konventionell Verbotene, also damit auch jedes außereheliche Erleben wird dann mit der ganzen Schwere der unbewußten Verbote belastet und wird durch diese Belastung so gewichtig. Wie zu erwarten, treffen wir diese Schwierigkeit bei denselben Menschen, denen auch die Ehe selbst nur unter Bedingungen gestattet ist.

Diese Schuldgefühle werden aber speziell auch dem Ehepartner gegenüber empfunden. Denn dieser übernimmt für das Unbewußte nicht nur die Rolle des begehrten und geliebten Elternteils, sondern es können sich ihm gegenüber auch die alte Angst vor Verboten und Strafen wiederholen. Insbesondere werden dann die alten Schuldgefühle wegen Onanie reaktiviert und schaffen so, unter dem Druck des vierten Gebots, dieselbe schuldbeladene Atmosphäre von übermäßigen Verpflichtungsgefühlen, respektive einer reaktiven Gereiztheit — oder von Unoffenheit, respektive der reaktiven Angst, ja nichts vor dem anderen zu verheimlichen. Ich möchte vermuten, daß die Beziehung Untreue—Onanie eine noch engere ist als nur die über die Brücke der Schuldgefühle. In der Onanie finden zwar ursprünglich die sexuellen Wünsche auf die Eltern ihren körperlichen Ausdruck; aber inso-

---

1) Dieser Zusammenhang sehr deutlich gestaltet von Sigrid Undset in „Kristin Lavranstochter".

fern gewöhnlich schon sehr früh in den Onaniephantasien die Eltern durch andere Objekte ersetzt werden, stellen die Onaniephantasien gleichzeitig auch die erste Untreue gegenüber den Eltern dar. Dasselbe gilt für die frühen erotischen Erlebnisse mit Geschwistern, Kameraden, Dienstboten usw. Wie die Onanie die erste Untreue in der Phantasie, stellen diese Erlebnisse die erste Untreue in der Realität dar; und man macht in Analysen die Erfahrung, daß für Menschen, bei denen ein besonders empfindliches Schuldgefühl wegen dieser frühen phantasierten oder realen Erlebnisse zurückgeblieben ist, eine Untreue in der Ehe darum besonders ängstlich gemieden wird, weil sie eine Wiederholung dieser alten Schuld darstellen würde.

Dieses Stück der alten Bindung ist es häufig, das sich bei Menschen, die trotz heftiger polygamer Wünsche wie zwanghaft treu sind, wiederholt.

Die Treue kann aber auch eine ganz andere psychologische Begründung haben, die sich entweder bei denselben Menschen zu jener hinzufügen kann, oder sich auch völlig unabhängig von ihr findet. Es handelt sich hier um Menschen, die aus irgendeinem der angeführten Gründe mit besonderer Empfindlichkeit ihre Forderung nach Ausschließlichkeit dem andern gegenüber vertreten und sie dann auch in der Rückwirkung auf sich selbst anwenden. Mag sich das nun bewußt als Gerechtigkeit geben, die Ansprüche an den andern auch für die eigene Person gelten läßt — die tiefere Wurzel dürfte in diesen Fällen in Allmachtsphantasien liegen, aus denen heraus man im Sinne einer magischen Geste mit dem eigenen Verzicht auf andere Beziehungen auch den andern dazu zwingen will.

Wir haben nun gesehen, aus welchen Antrieben die monogame Forderung entsteht und gegen welche Kräfte sie zu kämpfen hat. Wenn wir sie mit einem physikalischen Gleichnis als die zentrifugalen und die zentripetalen Kräfte in der Ehe bezeichnen, so müssen wir uns sagen, daß hier ein Kräftespiel vor sich geht, bei denen die Gegner einander gewachsen sind. Beziehen doch beide ihre Impulse aus denselben ele-

mentarsten und direktesten Wünschen des Ödipuskomplexes. Beide Kräftegruppen werden unvermeidlich — wenn auch in allen Abstufungen — in der Ehe aktiviert. Wir glauben daraus besser verstehen zu können, warum es nicht möglich war und warum es nicht möglich sein wird, irgendeine grundsätzliche Lösung für diese Ehekonflikte zu finden. Wir können da ja nicht einmal im einzelnen Fall, obgleich wir doch da die treibenden Kräfte leidlich übersehen, sondern können nur nachträglich aus unseren Erfahrungen sagen, zu welchen Folgeerscheinungen das eine oder das andere Verhalten tatsächlich geführt hat.

Kurz gesagt beobachten wir, wie sowohl beim Innehalten als beim Durchbrechen der monogamen Forderung Haßelemente frei werden können, und zwar auf den verschiedensten Wegen, wie sie sich dann in dieser oder jener Form gegen den Partner wenden, und wie so von beiden Seiten her das Fundament untergraben werden kann, das bestimmt ist, die Ehe zu tragen: die zärtliche Bindung. Wir müssen es schon dem Ethiker überlassen, den einen oder den anderen Weg als den richtigen anzupreisen.

Immerhin besagt eine solche Einsicht keine völlige Machtlosigkeit gegenüber Ehekonflikten dieser Art. Durch Aufdecken ihrer unbewußten Verstärkungen kann sowohl den polygamen Wünschen, wie der monogamen Forderung soviel an Boden entzogen werden, daß ein Auskämpfen der Konflikte überhaupt möglich wird. Und noch eins geben uns diese Einsichten: Wir sind oft geneigt, bei Einblick in die Konflikte einer Ehe uns unwillkürlich in dem Sinne beeindrucken zu lassen, daß es hier nur den einen Ausweg der Trennung gäbe. Je tiefer wir begreifen, wie unvermeidlich diese und andere Konflikte in jeder Ehe sind, desto innerlicher müssen wir zur Überzeugung kommen, wie notwendig gegenüber diesen unkontrollierten Eindrücken eine völlige Reserve ist, und desto mehr werden wir auch fähig sein, sie wirklich innezuhalten.

Die Spaltung der Geschlechtlichkeit

und ihre Folgen für Ehe und Gesellschaft

von

Wilhelm Reich

Das neue Buch von Reich „Die Funktion des Orgasmus" („Neue Arbeiten zur ärztlichen Psychoanalyse", Bd. VI, geh. 10 M, Ganzleinen 12 M) ist ein Beitrag sowohl zur allgemeinen Psychopathologie als zur Soziologie. In seinen acht Kapiteln behandelt es den neurotischen Konflikt, den Begriff und die Problematik der orgastischen Potenz, die psychischen Störungen des Orgasmus (insbesondere den onanistischen Koitus und die Zersplitterung des Orgasmus bei akuter Neurasthenie, bei Nymphomanie usw.), den Zusammenhang von körperlicher Libidostauung und Angstaffekt, die psychoneurotischen Schicksale der Genitallibido, die Abhängigkeit des Destruktionstriebes von der Libidostauung und — im letzten Kapitel — die soziale Bedeutung der genitalen Strebungen. Diesem letzten Kapitel entnehmen wir — mit einigen Kürzungen — die folgenden Abschnitte.

Beim Tiere kommt der Destruktionstrieb nur als oraler Vernichtungstrieb im Dienste der Selbsterhaltung zum Vorschein oder er dient der Verteidigung des Lebens. Das fleischfressende Raubtier vernichtet geeignete Objekte, wenn der Hunger es fordert. In der Menagerie lebende Raubtiere sind ungefährlich, wenn sie völlig satt sind. Ihre Aggressivität Fremden gegenüber entspricht einer instinktiv geahnten Gefahr; das beweist ihr gegenteiliges Verhalten gegen den Dompteur. Etwas dem phallischen und analen Sadismus des Menschen (Erstechen, Erschießen, Durchbohren; Schlagen, Zerquetschen, Zertreten) Ähnliches kommt nicht vor.

Der Destruktionstrieb des Menschen zeichnet sich vor allem dadurch aus, daß seine Ziele nicht biologisch notwendig sind, und er gleicht in dieser Hinsicht ganz der Wildheit mancher Tiere, die nicht zur Sexualbefriedigung gelangen können. Insofern ist er das Gegenstück (und die Folge) der menschlichen Zivilisation und Kultur, die sich ihrerseits auf der Unterdrückung und Sublimierung der Sexualität aufbauen. Seine weiteren Schicksale werden von der sozialen Umgebung und von der Anpassungsfähigkeit des Individuums entscheidend bestimmt. Faßt man die Extreme in

Auge, so wird er entweder als dissozialer, grausamer Charakter (Lustmörder!) oder als zwangsneurotische Hypermoral zum Vorschein kommen, die in ihrer Unduldsamkeit und Härte ihre Herkunft selbst deutlich verrät. Man denke etwa an die Härte des katholischen Dogmas, insbesondere an die Grausamkeit der Inquisitionszeit, die die religiöse Hypermoral begleitete und zu verteidigen vorgab. Die religiöse Forderung und Durchführung der Askese selbst war der Erfolg eines tiefen Schuldgefühls; die Erbsünde im Mythos von Adam und Eva war ein genitaler Akt, der von Gott-Vater verboten war. Die äußere Versagung wurde zu einer inneren, genau so wie bei der Zwangsneurose; Freud und Reik haben ferner nachgewiesen, daß die religiösen Zeremonien ganz den gleichen Gesetzen folgen wie die zwangsneurotischen. Es ist aber meines Wissens der Gesichtspunkt noch nicht gewürdigt worden, daß es die Unterdrückung der genitalen Triebkräfte war, die die Brutalität hervortrieb. Es entstand ein Sadismus, der in religiösen Masochismus verkehrt wurde. Die masochistischen Orgien des Mittelalters und die maßlose Brutalität der Inquisition waren so im Grunde Abfuhrerscheinungen libidinöser Energien. De Coster, der geistvolle Schilderer der Inquisitionszeit, hat diese Tatbestände in den Gestalten Philipps II. und Till Ullenspiegels erfaßt: Till Ullenspiegel, der Protestant, der das Prinzip der Askese negiert und verhöhnt, dabei oder gerade deshalb als Vorbild des grundgütigen Menschen (im Gegensatz zum neurotischen und grausamen Philipp) erscheint, ist ein Sinnbild des wohltuenden Einflusses, den die Aufhebung des Prinzips der Askese auf den Protestantismus geübt hat: er unterschied sich zumindest im Beginne vom Katholizismus durch seine Güte und Toleranz.

Gehen wir nun über zur Betrachtung der Sexualmoral von heute, die vom traditionellen und vom kapitalistischen Bürgertum vertreten wird. Dabei fallen Elemente auf, die völlig analog sind der zwangsneurotischen Ideologie:

1) Der außereheliche Geschlechtsverkehr wird ganz allgemein als tierisch (sadistisch) und schmutzig (anal) hingestellt. *2)* Ohne Rücksicht auf physiologische und biologische Tatsachen wird, nicht am wenigsten von Ärzten, die vor- und außereheliche Askese propagiert. *3)* Die Onanie wird, obgleich an der Tatsache nicht zu rütteln ist, daß sie ein bestimmtes Entwicklungsstadium normalerweise beherrscht, als das Übel aller Übel angesehen, auch von Ärzten. *4)* Die Liebesstrebungen sind gespalten: Dem jungen, un-

verheirateten Manne wird der Geschlechtsverkehr zugestanden und da man das Mädchen derselben Klasse schützen will, duldet man die Prostitution, die als „schmutziges", aber notwendiges Übel gilt. Die Auffassung des Geschlechtsaktes als einer tierischen und schmutzigen Angelegenheit bringt es mit sich, daß er nicht als ein biologisch, physiologisch und seelisch notwendiger Vorgang, sondern als ein Entleerungsvorgang gleich der Defäkation bewertet wird. Die sinnliche Komponente der Genitalität wird von der zärtlichen abgespalten; der junge Mann befriedigt seine Sinnlichkeit in einem „Verhältnis" mit einem Mädchen, die er als Gattin nie akzeptieren würde, eben weil sie sich ihm ohne Trauschein hingegeben hat, oder bei Prostituierten, und „verehrt" daneben ein Mädchen seiner Klasse; je größer die Verehrung ist, desto entrüsteter wird er den Gedanken an ein intimes Verhältnis mit ihr zurückweisen, oder er würde die zärtliche Strebung verlieren, wenn sie seinen sinnlichen Ansprüchen nachgäbe.

Die Aufteilung der Liebesstrebung und die Abspaltung der Sinnlichkeit begründen ihre anale Auffassung. Beide sind phylogenetisch aus der Summation individueller Verdrängungsleistungen hervorgegangen; diese können wir in der Analyse neurotischer Menschen genau studieren. Die hehre Frau repräsentiert die Mutter, der vom Kinde keine Sexualität zugemutet werden kann; war sie es doch, die die lustvollen autoerotischen Betätigungen als schmutzig verbot. Viele Neurotiker zeigen daneben eine tiefe Verachtung für die Frau; eines der Motive ist eine bittere Enttäuschung, die das Kind erfahren mußte: Es konnte sich überzeugen, daß die Eltern, speziell die Mutter, ähnliches tun wie das, was ihm verboten wurde. Das Ganze wird verdrängt und es bleiben nur Zweifel an der Gerechtigkeit Gottes und der Menschen im allgemeinen, extreme Über- oder Unterschätzung der Frau, zwangsneurotische Religiosität oder forcierter Atheismus und *last not least* die Unfähigkeit, die zärtliche und die sinnliche Strebung zu vereinigen, übrig. An den Sexualerlebnissen kann nur mehr die Hälfte der Persönlichkeit teilhaben; das bringt stets eine Schwächung der psychogenitalen Befriedigung mit sich samt allen ihren Folgen. Die sozial bedeutsamste ist unstreitig das Anschwellen der sadistisch-aggressiven Strebungen.

Außer den irrationalen Motiven, die die doppelte Geschlechtsmoral begründen, spielen bei der verschiedenen Auffassung des weiblichen und des männlichen außerehelichen Geschlechtsverkehrs (einschließlich des „Ehebruches") auch rationale Motive eine wich-

tige Rolle: Es sind Gefühle, die auf der tatsächlichen Unkultur und Widernatürlichkeit in den sexuellen Beziehungen der Geschlechter beruhen. Die herrschende Geschlechtsmoral erniedrigt zuerst das sexuelle Empfindungsleben, im speziellen den Geschlechtsakt, und beruft sich dann auf die Niedrigkeit der von ihr erniedrigten Sexualgefühle, wenn man ihre Forderungen für unnatürlich und gesundheitsschädlich erklärt.

So wird etwa die außereheliche Hingabe des Weibes gefühlsgemäß auch von Vorurteilsfreieren anders gewertet als die des Mannes. Schon im Sprachgebrauch drückt sich der Unterschied aus: Die Frau hat sich „weggeworfen", der Mann hat „die Frau besessen". Niemals „besitzt" die Frau den Mann. Niemals „wirft" ein Mann „sich weg". Das kommt daher, daß für das Gros der Männer der „Besitz" einer Frau eine Eroberung und der Besitz einer Verheirateten überdies einen Triumph über den „betrogenen" Gatten bedeutet. Es handelt sich also in erster Linie nicht um ein Sexualerlebnis, sondern um „Besitz", „Verlust", „Betrug", „Triumph", „Rache". Dem bürgerlich Fühlenden ist es daher unvorstellbar, daß etwa der Gatte, der sich vorübergehend anderweitig gebunden fühlt, es dem andern vertrauensvoll mitteilt.

Es ist klar, daß unter solchen Bedingungen das orgastische Erleben zurücktreten muß hinter der Freude am Erobern, Betrügen, Heimlichtun und „Stehenlassen". Sowie die bürgerliche Moral die orgastische Potenz schwächt, so führt dies wieder zur Verbildung der genitalen Objektliebe und festigt die doppelte Geschlechtsmoral. — Dem orgastisch potenten Menschen ist der Akt weder ein Potenzbeweis, noch ein Akt der Eroberung, noch ein Racheakt gegen einen Dritten, sondern ein tendenzloses und notwendiges lustvolles Erleben. Hier „nimmt" das Weib ebenso wie es „gibt", in gleicher Weise wie der Mann, und die nicht frigide Frau hat aufgehört, lediglich Sexualwerkzeug zu sein. Es ist ohneweiters klar, daß eine Bejahung der Genitalität die Erniedrigung des Sexuallebens aufhebt.

Was den bürgerlich Fühlenden in seinen Auffassungen der Sexualität, deren rationale Grundlagen — das wollen wir nicht aus den Augen lassen — er selbst geschaffen hat, mit Recht bestärkt, ist die sexuelle Lüsternheit des bürgerlichen Durchschnittsmannes und der in unehrlichen Prinzipien erzogenen, sexualgehemmten bürgerlichen Frau. Diese Lüsternheit ist ja selbst eine Folge der bürgerlichen Sexualmoral, weil diese in die natürlichen Geschlechtsbeziehungen jenen verderblichen Hauch von

Niedrigkeit hineinträgt durch die Erklärung, der Geschlechtsakt sei etwas Schmutziges und Tierisches, was, gemischt mit dem starken, natürlichen Sexualverlangen, eben Lüsternheit ergibt.

Diese sozialpsychologischen Tatbestände werden durch eine merkwürdige Tatsache kompliziert, die uns in der biologischen Unterschiedlichkeit der Geschlechter begründet erscheint: Das Weib wird dem Manne, der sie zum Orgasmus gebracht hat, hörig, sie mag vorher noch so männlich und emanzipiert gewesen sein; nach dem befriedigenden Sexualerlebnis wünscht sie den starken, führenden Mann; ja, bei weniger intelligenten Frauen taucht ein eigenartiger Wille zur Unselbständigkeit und Subordination auf. Beim gesunden Manne ist es anders; der phallisch-aggressive Charakter seiner Geschlechtlichkeit bewahrt ihn vor Hörigkeit. (Nur der unbefriedigte oder der feminine Mann kann einer Frau hörig werden und wird von ihr dafür im geheimen verachtet.)

Aus diesem biologischen Wechselspiel hat die herrschende Moral sexuelle Herrschsucht beim Manne, als Reaktion darauf Vermännlichung der Frau und orgastische Impotenz bei beiden Geschlechtern gemacht. Es steht außer Frage, daß die natürliche Reaktion des Weibes auf ihre Penislosigkeit ganz bedeutend, vielleicht sogar ausschlaggebend verstärkt wird durch die in der doppelten Geschlechtsmoral begründete Geringschätzung der Frau. Das kleine Mädchen bekommt fortwährend zu hören, daß sie nicht so viel könne und dürfe wie der Bub. So entsteht ein Zirkel von Wirkungen: Der unsublimierte Penisstolz des bürgerlichen Durchschnittsmannes führt zur Geringschätzung der Frau; diese wieder macht die Frau männlich, sexualscheu und frigid; durch ihre Frigidität verliert sie als Sexualobjekt an Wert, denn gerade die gefühllose Frau erweckt im Manne während des Aktes das Empfinden, bloß ein Werkzeug der Befriedigung vor sich zu haben; dieses Empfinden stärkt seine männliche Überhebung und die Geringschätzung der Frau.

Die Anschauung, daß die Frau den Akt „erleide", daß er für sie etwas Erniedrigendes habe, läßt sich mit der „sadistischen Auffassung vom Koitus" allein nicht erklären, denn erstens geht diese auch dahin, daß die Frau dem Manne beim Akte etwas antut, zweitens findet man jene Anschauung auch bei solchen, die keine sadistische Auffassung des Geschlechtsaktes haben. Sie dürfte vielmehr in der allgemeinen Erniedrigung des Liebeslebens und in der sadistisch-herabsetzenden Art des Mannes der Frau gegenüber begründet sein.

Die Folgen der Spaltung der Geschlechtlichkeit für die Ehe

Ein wichtiger Umstand im vorehelichen Geschlechtsleben des Mannes spielt in der Ehe eine verhängnisvolle Rolle. Es ist bekannt, daß Prostituierte entweder total frigid oder nur bei ihren Geliebten, den sogenannten Zuhältern, orgastisch potent sind. Jüngere Prostituierte pflegen gelegentlich den Orgasmus vorzutäuschen; auf den erfahreneren Mann macht das aber bald keinen Eindruck mehr, ja es kann sogar ekelerregend wirken. Er versinkt sehr bald in Apathie gegen die Frau und der Geschlechtsakt sinkt zu einem autoerotischen, onanistischen Akt herab, der nicht mehr durch das Weib, sondern nur mehr durch Phantasien angeregt wird.

Sehr bezeichnend ist die Tatsache, daß viele Männer und Frauen gar nicht wissen, daß es einen Orgasmus bei der Frau gibt, ja, viele halten ihn für schimpflich. Die Geringschätzung der Frau und die Apathie, die am „analen" und onanistischen Verkehr mit bezahlten Frauen erworben wurde, bringen es mit sich, daß solche Männer nach dem Akte, sehr oft auch schon während der Ejakulation, Ekel empfinden. Diese Reaktion wird dann in der Ehe nur schwer überwunden. Die genitale Sinnlichkeit ist derart anal belastet, daß sie den Anschluß an die zärtliche Strebung nicht finden kann. Der Verkehr mit der zärtlich geliebten Frau, vorausgesetzt, daß die zärtliche Liebe noch aufgebracht werden kann, wird bewußt oder unbewußt als ein Beschmutzen der Frau aufgefaßt. Erlischt die zärtliche Strebung, so wird der Akt zu einer lästigen Pflicht und bleibt nur mehr ein Entleerungsvorgang. Erlischt sie nicht, so besteht für den Mann die Gefahr, an fakultativer oder totaler Impotenz zu erkranken. Darunter leidet natürlich die Genitalität der Frau, die sie bis zur Verheiratung unterdrücken mußte, und es bedarf gerade in der ersten Zeit der geschlechtlichen Beziehungen großen Taktes und Verständnisses von seiten des Mannes, damit ihre Sexualscheu weiche. Solche Interessen an der Befriedigung der Frau hat er aber nicht erworben, oder er würde an die Vorspiegelung sexueller Erregung durch die Prostituierte erinnert, wenn seine Gattin ihrer Erregung freien Lauf ließe. So muß die soziale Spaltung der Geschlechtlichkeit, die sich im Kontrast: Ehe — Prostitution, ausdrückt, als eine der wesentlichsten Ursachen der bleibenden Frigidität von Frauen

angesehen werden, die nicht besonders neurotisch disponiert sind. Das mangelnde Interesse an der Befriedigung der Frau hat frühzeitige Ejakulation und Erschlaffung des Gliedes zur Folge: Der Mann strebt der Endbefriedigung zu, ohne sich der Frau anzupassen, die besonders im Beginne der Ehe nur schwer oder gar nicht zum Orgasmus kommt. Das gibt dann für die Frau den Anlaß ab, regressiv alte Phantasien neu zu beleben, und legt so den Grund zur psychoneurotischen Erkrankung. Bei der Heilung frigider Frauen begegnet man dieser sozial bedingten Form der frühzeitigen Ejakulation des Mannes als letztem, aber unüberwindlichem Hindernis. Die Genitalität der Frau wurde durch die Analyse frei, kann sich aber nicht entfalten, weil der Gatte nicht genügend potent ist, d. h. die Spaltung seiner Sexualstrebung nicht überwunden hat; er verhält sich weiter egoistisch wie früher bei der Prostituierten oder beim bezahlten Verhältnis.

In anderen Fällen fehlt dem Manne in der Ehe die Möglichkeit, die früher geübten Variationen des Aktes auszuführen oder extragenitale Befriedigungen zu erzielen, weil er seiner Gattin „derartigen Dirnenbrauch" nicht zumutet und sie viel zu gehemmt ist, um selbst aktiv zu sein; jede extragenitale Geschlechtlichkeit ist mit der Idee „verkommene Dirne" assoziiert. Nun zeigt aber die Analyse verheirateter Frauen, — und die Kenntnis der Sexualentwicklung überhaupt läßt eine andere Annahme nicht zu, — daß die prägenitalen Triebkräfte, soweit sie nicht sublimiert wurden, individuell verschieden ausgeprägt Befriedigung in den Vorlustakten beanspruchen. Die Zurückweisung *jeder* nichtgenitalen Befriedigung beruht somit auf Verdrängung. Auch dem Manne, der seine unsublimierten prägenitalen Bedürfnisse unterdrückt, droht neurotische Erkrankung; immer aber führen solche Einschränkungen zu einer Gereiztheit in der Ehe, deren eigentliche Motive gewöhnlich unbewußt bleiben oder verdrängt werden. Befriedigt der Mann, indem er seine Sexualität wieder spaltet, seine Genitalität in dem von der Gesellschaft gebilligten ehelichen Akt und seine prägenitalen Bedürfnisse außerhalb der Ehe, so können die Folgen für die Ehe nicht minder nachteilig sein.

Die Hemmungen oder Aufteilungen der Bedürfnisse bedingen eine zunehmende Abstumpfung der geschlechtlichen Anziehung, die orgastische Entladung büßt immer mehr an Intensität ein; Phantasien, die den unerledigten Antrieben entstammen, drängen sich während des Aktes störend vor und schließlich schwillt die Aggressivität an, die sich vor allem gegen den vermeintlich

schuldigen Ehegatten richtet. Die polygamen Wünsche, die sich demzufolge ebenfalls einzustellen pflegen, bedingen überdies bei moralisch gehemmten Gatten ein Schuldgefühl, das den Haß nur noch verstärkt. Wenn sich dem Manne in seinem Berufe keine Möglichkeit bietet, das Unterdrückte zu sublimieren, oder ist seine Sublimierungsfähigkeit eine geringe, so holt er seine Homosexualität hervor und wird Spieler oder Trinker.

Der Frau steht nur der Weg zur Neurose offen, wenn sie libidostark und triebgehemmt ist. Die Enttäuschung, die sie am Manne erfahren hat, braucht nicht immer bewußt zu werden; je stärker die Verdrängung ist, desto sicherer wird die Befriedigung in Phantasien gesucht werden; es muß zu Regressionen und zur Libidostauung kommen. Oder die Sehnsucht nach der Befriedigung kommt als Verbitterung und Streitsucht zum Vorschein. Darüber wird die Stärke der moralischen Hemmung entscheiden. Manche schlechte Ehe beruht darauf, daß sich die Gatten genital (im engeren und weiteren Sinne) nicht finden konnten, und der eheliche Kampf ist dann nichts anderes als eine verkappte Neurose.

Der frigiden Frau ist der Akt immer lästig und erscheint ihr brutal. Er wird für sie und den Gatten, der ihren Abscheu — mit Recht — auf sich bezieht, zu einer lästigen Pflicht. In solchem Falle kann auch keine Sublimierung helfen, weil die Zerrissenheit des Geschlechtslebens auch die schon bestehenden Sublimierungen zersetzend angreift. Manche Arbeitsunfähigkeit ist so zustande gekommen. Es bleibt dann nur mehr die Wahl zwischen Neurose und ehelicher Untreue.

Abstumpfung in der monogamen Ehe

Jahrelange Monogamie bringt eine Abstumpfung der genitalen Anziehung mit sich, die nur selten in stille Resignation ausläuft; viel häufiger führt sie zu schweren Konflikten in der Ehe. Diese Kernfrage der ehelichen Geschlechtlichkeit war von jeher ebensowohl Gegenstand des Witzes und der Zote, wie sie Geister von der Bedeutung eines Balzac oder Strindberg dauernd beschäftigt hat. Nur die Wissenschaft versteht es, sich diesen Fragen zu entziehen.

Die Gatten entdecken Fehler aneinander, die sie früher nicht sahen oder nicht beachteten, sie „verstehen“ einander nicht mehr, gleichgültig ob die Persönlichkeit sich verändert hat oder nicht. Sie kennen in den seltensten Fällen die eigentlichen Gründe oder

sie erblicken in der sexuellen Abstumpfung eine Folge der Disharmonie. Das Gegenteil trifft zu: Die Herabsetzung der geschlechtlichen Anziehung steigert Eigenschaften, die zur Zeit der genitalen Harmonie zurücktraten.

Nehmen wir den günstigsten Fall vor: Die Ehegatten sind körperlich und seelisch annähernd gesund, die Anforderungen der wirtschaftlichen Schwierigkeiten sind nicht an sie herangetreten, der Gatte war imstande, die wirtschaftlich und sozial bedingte Spaltung der Liebe rückgängig zu machen. Für die unberührte Frau bedeutet nun die Defloration immer einen Schock (neuerliche Kastration),[1] den sie nur unter günstigen Bedingungen überwinden kann. Verliert sie ihre Frigidität nicht sehr bald, so entwickelt sich Haß gegen den Gatten. Eine begreifliche, aber vom ärztlichen Standpunkt nicht zu rechtfertigende Scheu, sowie die Furcht, in den Ruf eines Pornographen zu kommen, haben es verhindert, daß an die Psychologie der Hochzeitsnacht herangetreten wurde. Ernste Schriftsteller haben behauptet und die Psychoanalyse Verheirateter beweist, daß sich das spätere eheliche Glück oder das Eheunglück letzten Endes auf die Erlebnisse beim ersten geschlechtlichen Beisammensein zurückführen lassen. Daß es die Bezeichnung „Flitterwochen“ für die ersten Wochen der Ehe gibt, sagt bereits, daß die, die ihn geschaffen haben oder gern verwenden, die Abstumpfung erfahren haben und das Scheinhafte an den ersten Eheerlebnissen hervorheben wollen, die nur vom Standpunkt der späteren Stumpfheit schön erscheinen. In Wirklichkeit wirken sie schockartig und werden entweder bewußt mit Enttäuschung erlebt oder verdrängt und durch übertriebene, kurzlebige Illusionen dem Bewußtsein ferngehalten. Die Frau steht einem neuen Erlebnis, das seit der Kindheit tabu war, angstvoll gegenüber. Wo Angst herrscht, gibt es kein lustvolles Erleben. Auch der Mann steht vor einer neuen Tatsache, wenn er vorher seine Liebesstrebungen hatte spalten müssen, und muß viel Takt und Feingefühl aufbringen, um seine Sinnlichkeit der Situation anzupassen und keine Unvorsichtigkeit zu begehen. Ein lustvollharmonisches Erleben kann also nicht zustande kommen. Was vielen Männern die Erlebnisse der ersten Zeit schön erscheinen läßt, ist die Neuheit des Erlebnisses, der Umstand, zum ersten Male eine Frau der eigenen Klasse zu „besitzen“, die bisher verboten war.

---

1) Vgl. hiezu Freud: „Tabu der Virginität.“ Ges. Schriften, Bd. V.

Hat sich nach Überwindung aller Schwierigkeiten die genitale Harmonie eingestellt, so drohen neue Gefahren. Die Leichtigkeit, mit der die Befriedigung zu erlangen ist, der Fortfall der Notwendigkeit, das Objekt zu erobern, beide führen zu allzu häufigem Geschlechtsverkehr, der in doppelter Hinsicht nachteilig ist. Es kommt nie zu größeren Spannungen der Libido; schon die geringsten Stauungen werden abgeführt. Ferenczi[1] hat die Gefahren dieser ehelichen „Sexualgewohnheit" meines Wissens als erster im Rahmen einer wissenschaftlichen Arbeit behandelt. Der Koitus wird dann wie zwangsartig ausgeführt und es stellen sich Ekelempfindungen ein. Im Geschlechtsakt wird auch ein Stück aggressiver Eroberungslust erledigt. Bei manchen Männern, deren Hauptziel vor der Ehe das Erobern vieler Frauen war, schwindet das Verlangen nach der Gattin, wenn das Erobernmüssen ganz wegfällt. Was hier kraß zum Ausdruck kommt, trifft wohl in den meisten Ehen mehr oder weniger zu. Das hat seine tiefen Gründe in der Eigenart der kindlichen Sexualentwicklung. Das Sexuelle war immer verboten und behält im Unbewußten diese Assoziation bei. Das Verbotene, d. i. im Kern das Sexuelle, wurde besonders begehrt. So bekommt das Verbotene auch auf nichtsexuellem Gebiet einen verborgenen sexuellen Sinn, z. B. das Stehlen bei der Kleptomanie. Bei manchen Menschen festigt sich nun der Sexualwert des Verbotenen pathologischerweise derart, daß sie das Nichtverbotene nicht begehren können. Je mehr der Mann im vorehelichen Sexualleben „erobern" und „besitzen" wollte, desto rascher wird er in der Ehe abstumpfen. Der narzißtische und der sadistische Anteil der Genitalität bleiben in der monogamen Ehe unbefriedigt.

Wie weit der Mann seine polygamen Tendenzen in der Ehe beherrschen kann, hängt auch davon ab, in welchem Ausmaße er sich von den Liebesbedingungen der Ödipus-Einstellung freimachen konnte und inwieweit es ihm gelang, in seiner Gattin die Mutter wiederzufinden. Dasselbe gilt *mutatis mutandis* für die Frau. Es gilt auch für beide Geschlechter, daß die polygamen Wünsche um so weniger hervortreten, je besser es die Gatten verstehen, ihre sinnlichen Ansprüche gegenseitig zu erkennen und zu befriedigen und je verständnisvoller sie den polygamen Neigungen beim anderen begegnen. Die genital befriedigte Frau pflegt im allgemeinen nur sehr wenig polygam zu sein, während die vaginal-

---

1) Psychoanalyse von Sexualgewohnheiten, Internationaler Psychoanalytischer Verlag, 1925.

anästhetischen Frauen mit starker Klitoriserotik gewöhnlich unstet sind.

Jede unsublimierbare Tendenz, die im ehelichen Geschlechtsverkehr unbefriedigt bleibt, hat genitale Abstumpfung und teilweise Abkehr vom Gatten zur Folge, so vor allem auch die Homosexualität. Es ist hier nicht die neurotische Form der Homosexualität gemeint, sondern die physiologische homosexuelle Komponente in der Bisexualität. Wenn die polygamen Tendenzen in der Ehe zwanghaft werden, kann man auf Grund der analytischen Erfahrungen voraussetzen, daß die homosexuellen Strebungen in der Ehe nicht untergebracht werden konnten. Davon kann man sich leicht überzeugen: Solche Männer pflegen nicht eine andere monogame, sondern polygame oder homosexuelle Frauen zu begehren; sie stellen dem Dirnentyp Weiningers nach. Bei Frauen tritt das gelegentlich noch deutlicher hervor in Form einer Zuwendung zu homosexuellen Frauen.

Wird an der „normalen" Art der Kohabitation dauernd festgehalten, ist jede Abwechslung tabu oder finden die Partialtriebe in den Vorlustakten keine Befriedigung, so stumpft die genitale Strebung sehr bald ab; korrekter ausgedrückt: sie gerät in Konkurrenz mit den unbefriedigten Ansprüchen. In solchen Fällen liegen immer neurotische Hemmungen und Verdrängungen der prägenitalen Triebansprüche und der Homosexualität vor. Bei einer gewissen, individuell verschieden weitgehenden Freiheit des Kohabitationsmodus wird diese verhängnisvolle Rivalität vermieden und viele Quellen der Abstumpfung werden unschädlich gemacht.

In der Analyse frigider Frauen erfährt man, daß ihre Phantasie oder Vorliebe, beim Akte oben zu liegen, dem Wunsche Mann zu sein entspricht. Ebenso phantasieren Männer, die einen stärkeren femininen Einschlag haben, unter der Frau zu liegen, wehren aber, wenn sie neurotisch sind, solche Wünsche als unpassend und weiblich ab. Das führt unter bestimmten Bedingungen zu pathologischen Ergebnissen, ist aber normalerweise beim männlichsten Mann und bei der weiblichsten Frau gegeben. Die Vertauschungen der Lage (Coitus inversus) sind also sehr gut imstande, solche Wünsche wenigstens zum Teil zu befriedigen und dadurch unschädlich zu machen. Die aktive Homosexualität des Mannes wird am ehesten durch den Koitus *a tergo* befriedigt. Bei der Frau dient er eher der Befriedigung uralter Wünsche, die entweder der analen Auffassung des Aktes entsprechen oder frühinfantilen Beobachtungen an Tieren entstammen.

Für viele Menschen, die in der Kindheit an sexuellen Spielen an den Genitalien Gefallen fanden, ist die Betastung des Genitales vor dem Akte ein Bedürfnis. Manche Frauen mit protrahiertem Orgasmus können nur zur Befriedigung gelangen, wenn sie vorher manuell gereizt wurden.

Man darf, will man den Tatsachen Rechnung tragen, nicht außer acht lassen, daß sämtliche prägenitalen Organisationen, individuell verschieden stark, das genitale Primat ständig begleiten (Freud). Sie greifen störend ein und drängen zur ausschließlichen Befriedigung im Sinne der Perversion, wenn sie nicht befriedigt werden. Ein stärker betonter oraler Antrieb wird daher in Form einer Fellatio oder eines Cunnilingus befriedigt werden müssen.

Der Geschlechtsakt selbst ist geeignet, den verschiedenen psychosexuellen Ansprüchen zu genügen, wenn die drängende infantile Sexualität von Verdrängungen wenig beeinflußt ist und sich, soweit sie nicht charakterologisch oder in Sublimierungen verarbeitet wurde, in den Strom des aktuellen Sexualerlebens ergießen darf. Das Verhalten des Mannes und der Frau vor und nach dem befriedigenden Akte legt Zeugnis ab für die erfolgte Erfüllung sämtlicher Wünsche. Der Mann verhält sich vor dem Akte gleichzeitig zärtlich und phallisch aggressiv, die Frau erwartet gewöhnlich passiv die genitale Aggression. Während des Aktes ändert sich ihr Verhalten, sie wird ebenfalls aktiv, bis ihr Orgasmus mit dem des Mannes zusammentrifft. Der Mann kommt nicht zur vollen Befriedigung, wenn die Frau frigid oder anästhetisch ist. Selbst diejenigen, die mit Prostituierten verkehren, fordern, daß die Partnerin wenigstens zum Scheine „mitkomme". Es handelt sich zweifellos um ein intensives Miterleben des Orgasmus des Partners, um eine volle Identifikation, die sich zum eigenen Erleben hinzuaddiert. Diese Identifikation ist geeignet, die weiblichen Tendenzen im Manne und die männlichen in der Frau zur Befriedigung zu bringen.

Nach dem befriedigenden Akte kehrt sich das Verhalten gewöhnlich um: Die Frau kehrt ihre ganze zärtliche Mütterlichkeit hervor und der Mann wird zum Kinde. Das Bewußtsein der Möglichkeit, gerade ein Kind konzipiert zu haben, bewirkt, daß die Frau im Manne das Kind vorwegnimmt und so seiner infantilen Haltung entgegenkommt. Verhält sie sich vorher kindlich-passiv, nachher mütterlich-aktiv, so er umgekehrt: vorher väterlich-aggressiv, nachher kindlich-passiv.

Die genannten Schwierigkeiten und Motive der Abstumpfung in der monogamen Geschlechtsbeziehung sind zwar derzeit nicht zu beseitigen, können aber prinzipiell vermieden werden, sofern es die Beteiligten vorziehen, die Durchführung ihrer moralischen Prinzipien nicht mit einer Neurose oder ihrem Äquivalent, der unglücklichen Ehe zu erkaufen. Ein weiterer Grund der Abstumpfung dürfte sich jedoch nicht beseitigen lassen. Die Libido ist ebenso labil wie klebrig (Freud). In der Befriedigung selbst ist, von allem anderen abgesehen, die Abstumpfung gegeben. Sie kann durch Variationen des Befriedigungsmodus nur hinausgeschoben, nicht aber aufgehoben werden. Aber diese physiologisch gegebene Abstumpfung unterscheidet sich von der durch neurotische Hemmungen bedingten vor allem dadurch, daß sie weniger qualvoll empfunden wird, weil sie nicht auf Unterdrückung von Triebansprüchen sondern auf Absättigung beruht. Und je später sie auftritt, desto mehr steht sie auch mit der Abnahme der Leistungsfähigkeit des somatischen Sexualapparats in Zusammenhang; die gefährlichen somatischen Libidostauungen fallen weg. Es gehört volle Bewußtheit der Gefahren, die mit allzu häufigem Geschlechtsverkehr verknüpft sind, dazu, um auch in der Ehe zeitweise freiwillig Abstinenz zu üben. Darauf hat Ferenczi (l. c.) mit Nachdruck hingewiesen. Die intime körperliche Nähe, die die eheliche Gemeinschaft mit sich bringt (gemeinsames Schlafzimmer u. ä.), erschwert die Durchführung der so notwendigen Abstinenz. Wird sie nicht beachtet, so stehen die Ehegatten, selbst wenn weitgehende sexuelle Harmonie bestand, eines Tages erschreckt vor der Tatsache der Libidoabnahme. Sie fühlen sich schuldig und versuchen es, sie zu verschleiern oder durch ein übertriebenes Maß an Zärtlichkeit zu kompensieren. In weiterer Folge treten polygame Neigungen auf, denen sie mit Fassungslosigkeit begegnen; sie wird um so stärker ausfallen, je intensiver die Bindung an den Gatten war, und kann dann zu zwanghaften polygamen Phantasien oder Akten treiben. Zufolge der Tradition, daß die Untreue in der Ehe unmoralisch sündhaft und verbrecherisch sei, entstehen schwere Schuldgefühle. Bleibt die Tendenz zum Ehebruch als „verbrecherisches" Geheimnis unausgesprochen, wird sie verdrängt oder wird dem Gatten das Gegenteil vorgespiegelt, so droht gerade dem Gewissenhaften die neurotische Erkrankung. Weniger Skrupulöse begehen den Ehebruch und halten ihn geheim. Nur Wenige haben den Mut, sich dem Gatten zu eröffnen, was an sich befreiend wirkt, wenn es auch nicht immer die Schwierigkeit selbst beseitigt. Eine

vorübergehende „Untreue“ kann für eine gute Ehe gelegentlich sogar von Nutzen sein. Das gehört aber zu den günstigen Ausnahmsfällen und setzt volle Bewußtheit der Gefahren voraus, die in solchem Falle den Bestand der Ehe bedrohen. Ob aber eine Treue, die nicht auf Befriedigtsein, sondern auf Zwang oder Hemmung beruht, der Ehe förderlich ist, muß sehr bezweifelt werden. Daß sie der seelischen Gesundheit unzuträglich ist, steht außer Frage.

Man staunt angesichts dieser Schwierigkeiten nicht mehr über die Fülle von Eheunglück, mag es sich nun als Gattenmord, als Verbitterung und stille Resignation oder als Neurose äußern. Auch die weitgehendste ökonomische Regelung der sozialen Verhältnisse wird allein nur den äußerlich bedingten Anteil der Not mildern. Individuelle Bedürfnisse lassen sich nur bis zu einem gewissen Grade abändern, aber gewiß durch kein Ehebruchsgesetz und auch nicht durch soziale Ächtung aus der Welt schaffen. Am allerwenigsten wird die ärztliche Hilfe von Erfolg sein, wenn man die Beurteilung der Tatsachen mit subjektiv begründeten oder übernommenen moralischen Wertungen vermengen wird, mögen sie anarchisch oder konservativ sein.

Schwierigkeiten der Neurosentherapie

Die Psychoanalyse erstrebt eine Neuordnung der Triebe im Sinne der normalen Grundstruktur. Dabei stellt sie sich im Einverständnis mit dem bewußten Willen des Kranken auf den Boden des Realitätsprinzips und beurteilt seine Haltungen nicht danach, ob sie gut oder böse sind, sondern sie hat nur die Frage zu beantworten, welche seiner Haltungen seiner Realitätsfähigkeit entsprechen und welche sie stören. Durch die analytische Aufklärung und durch das Wiedererleben uralter Konflikte ordnen sich die Triebe neu, automatisch, ohne unser Dazutun, und lassen dabei die latente realitätsgerechte Grundstruktur, die ja bloß verschüttet war, in Erscheinung treten. Die Analyse ist also, wie Freud seinerzeit nachgewiesen hat,[1] gleichzeitig eine Synthese, nur daß sie sich dem Wesen des Patienten gemäßer vollzieht als die Erziehung („Psychagogik“) ohne Analyse, weil jede Überredung oder Idealsetzung wegfällt.

Es gibt also zweifellos ein Ziel in der analytischen Therapie, das ohne erzieherische Mittel erreicht werden kann: Herstellung

---

1) Wege der pyschoanalytischen Therapie. (Ges. Schriften, Bd. VI.)

der Arbeits- und der Liebesfähigkeit; um es noch deutlicher zu sagen: der Fähigkeit zur sexuellen Befriedigung.

Wenn man nach vieljähriger Ausübung der psychoanalytischen Praxis sagen kann, daß sich in keinem Falle, bei noch so weitgehender Behebung der Verdrängungen, Hemmungslosigkeit gezeigt, noch bestehende Triebhaftigkeit dauernd verschärft hat, so bedeutet das, daß die Freudsche Methode die „explosiblen Stoffe", mit denen sie operiert, zu beherrschen vermag, sofern sie von Kundigen ausgeübt wird, und daß der Eros jedes Menschen die soziale Anpassung gewährleistet. Der psychoanalytisch Geheilte erlangt mit der Bewußtheit auch die Herrschaft über die Triebe. Die Beherrschung ist freilich keine neurotisch-lähmende mehr, sondern eine bewußt-zielvolle.

Es kann nicht länger verhehlt werden, daß der Sublimierung als Ausweg aus der Neurose bei der Mehrzahl unserer Patienten nicht die Bedeutung zukommt, die ihr im allgemeinen zugeschrieben wird. Das Abreagieren ist nur eine momentane und keine umfassende Konfliktlösung; es kommt ferner nur bei der geringen Anzahl traumatischer Hysterien als Heilungsfaktor in Betracht. Auch das Bewußtwerden der unbewußten Konflikte ist nur eine Vorbedingung der Konfliktlösung und die intellektuelle Entscheidung, mag sie noch so vollständig sein, reicht nicht aus, um die endgültige Umordnung der Triebe zu erzielen, d. h. die charakterologische Reaktionsbasis, auf der sich die Neurose aufbaut, zu beseitigen. Ein, vielleicht das wesentlichste (weil aktuellste), Stück dieser Reaktionsbasis ist die Aktualneurose.

Dazu kommt die durch systematische Erhebung von Katamnesen gesicherte Erfahrung, daß diejenigen Fälle, die schon während oder bald nach der Behandlung zu einem geordneten Sexualleben kamen, eine weit größere Stabilität ihres durch die Analyse gebesserten Zustandes aufweisen als die, die wegen noch ungelöster genitaler Konflikte oder wegen äußerer Schwierigkeiten (Milieu, Alter, körperliche Defekte usw.) ihre Libidostauung nicht völlig verloren haben. Die Fälle von Symptom- und Charakterneurosen, die rückfällig wurden, rekrutieren sich aus solchen, deren Impotenz nicht behoben wurde oder die, zumeist aus ungelösten neurotischen Motiven, fortfuhren, abstinent zu leben.

Obgleich das Problem der neurotischen Reaktionsbasis in der Hauptsache noch ungelöst ist, kann bereits als sicher angenommen werden, daß die somatische Libidostauung und die Angstbereitschaft

dabei die wichtigsten Stücke sind. Fraglos ist die Befreiung von der Angst vor der Triebbefriedigung eines der unerläßlichen Mittel zur Erreichung des therapeutischen Zieles. Und da die Angst vor den vermeintlichen Gefahren der Triebbefriedigung die Libidostauung und diese die Stauungsangst und die Symptome schuf, ist, ungeachtet aller individuellen Variationen des neurotischen Prozesses, der Verlauf des Heilungsprozesses bei der kausalen Therapie vorgezeichnet: Die Beseitigung der Angst vor der Triebbefriedigung befreit die Triebe aus der Verdrängung, die teils sublimiert werden, teils zur Befriedigung drängen.

In dieser Hinsicht begegnet die analytische Therapie manchen unüberwindbaren äußeren Schwierigkeiten, die im günstigsten Falle an die Stelle der Neurose reales Unglück setzen, im ungünstigen eine Rezidive bewirken, der man machtlos gegenübersteht, weil sich die äußeren Bedingungen nicht ändern lassen. Hat z. B. eine Frau, getrieben von ihren Männlichkeitstendenzen, einen femininen, womöglich mit einer leichten ejaculatio praecox behafteten Mann zum Gatten gewählt, den sie beherrschen und quälen konnte, hat dann die Analyse Erfolg gehabt, indem sie die Umstellung von der Männlichkeit zur Weiblichkeit bewirkte und die vaginale Bereitschaft die Klitoriserotik ablöste, so findet sich die analytisch Geheilte mit dem jetzt inadäquaten Gatten nicht mehr zurecht, denn sie begehrt entsprechend ihrer neuen Einstellung einen starken, führenden, in jeder Hinsicht über ihr stehenden Mann. Oder die Fähigkeit zum Orgasmus zu gelangen ist freigelegt worden und harrt der Aktivierung durch den Gatten; der bringt aber entweder nicht das nötige erotische Verständnis auf oder er ist nur wenig potent. Es kann vorkommen, daß eine Ehe unter den ungünstigsten Bedingungen, aus neurotischen Gründen geschlossen wurde und durch materielle Umstände unlösbar geworden ist. Aus diesem Grunde haben Unverheiratete oder kinderlose Ehegatten eine bessere Prognose.

Die Auswege aus diesen äußeren Schwierigkeiten sind unsicher genug. Einzelne Patienten, die speziell begabt sind, retten sich in irgendeine Arbeit, ihr Zustand bleibt jedoch labil und sie sind den Anforderungen der Außenwelt nie voll gewachsen. Sexuelle Resignation birgt stets die Gefahr der Rezidive in sich, denn völlige Abstinenz ist auch einem von Anbeginn Gesunden nicht zuzumuten, geschweige denn einem Menschen, der neurotisch war und gerade an seiner starken Libido erkrankte. Onanistische Befriedigung kann Rezidivien aufhalten, birgt aber, auf die Dauer als einziger

Befriedigungsmodus betrieben, wegen der Phantasien und der unvollständigen seelischen Befriedigung auch bei völligem Mangel von Angst und Schuldgefühl die Gefahr der Rezidive in sich. Es bleibt noch die eheliche Untreue; hier hört der Einfluß der Analyse auf, die Entscheidung hat das Ichidea des Patienten, das ja durch die Analyse auch triebbejahende Elemente aufgenommen hat und infolgedessen imstande ist, zwischen der von der herrschenden Moral diktierten Pflicht zur Treue und dem nicht unmoralischen Recht zur Sexualbefriedigung zu wählen.

Rückblickend müssen wir eingestehen, daß die praktisch wichtigen Ergebnisse relativ geringfügig sind in Anbetracht des sexuellen und sozial-ökonomischen Elends unserer Zeit. Da die Sexualbefriedigung und die Sublimierung, die zwei allein vollwertigen Auswege aus der Neurose und ihren Äquivalenten, auch vom sozial-ökonomischen Milieu abhängen, ist das Gebiet der therapeutischen Arbeit von vornherein beträchtlich eingeschränkt. Die Fähigkeit, bei Konflikten ohne Rezidive auszuhalten, deren Herstellung der zweite Teil der analytischen Aufgabe und das ideale Ziel der kausalen psychoanalytischen Therapie ist, wird durch die analytische Beseitigung der genitalen Hemmungen und durch die Befreiung der zu sublimierenden Triebe bloß angebahnt; eine bessere Widerstandsfähigkeit gegen die Enttäuschungen des Lebens ist bei sachkundiger analytischer Behandlung in den allermeisten Fällen zu erzielen. Den Rest der Immunisierungsarbeit haben die reale Sexualbefriedigung und das Milieu zu leisten, das der von seinen infantilen Wünschen und masochistischen Regungen befreite Mensch allerdings auch zielbewußter zu gestalten vermag.

PSYCHOANALYTISCHES LESEBUCH

Novalis über Religion, Wollust und Grausamkeit

Es ist wunderbar genug, daß nicht längst die Assoziation von Wollust, Religion und Grausamkeit die Menschen aufmerksam auf ihre innige Verwandtschaft und ihre gemeinschaftliche Tendenz gemacht hat.

Das Schweigen

von

Theodor Reik

Von den Abhandlungen Reiks, die in dem Bändchen „Wie man Psychologe wird“ vereinigt sind, handelt eine von der „psychologischen Bedeutung des Schweigens“. Wir geben hier einige Bruchstücke aus dieser Studie wieder.

Der Wert schweigender Aufmerksamkeit ist gewiß von der klassischen Psychiatrie sowie von der angewandten Psychologie immer geschätzt worden. Aber man muß nur an die Fragenmethoden dieser Wissenschaften denken, um den Unterschied zwischen dieser und der Methode der Psychoanalyse zu würdigen. Wie Saussure mit Recht hervorhebt, hat man niemals vor Freud den unzusammenhängenden Monolog einerseits und das fast absolute Schweigen des Arztes anderseits als methodisches Prinzip aufgestellt.

Gehen wir von der Wirkung, welche das Schweigen des Analytikers auf den Patienten ausübt, aus, so meinen wir, seinen latenten Sinn am besten erraten zu können. Wir haben hier sogleich eine Gelegenheit zur Selbstkorrektur, wir würden besser sagen: von den Wirkungen. Denn es sind verschiedenartige, nicht nur in bezug auf die Mehrheit der Individuen, die sich der Analyse unterziehen, sondern diese Wirkungen sind im Laufe einer und derselben Analyse selbst verschieden. Im psychischen Leben desselben Patienten hat das Schweigen des Analytikers in dieser und jener Situation einen verschiedenen Charakter, bekommt eine differente Bedeutung.

Es ist vor allem bemerkenswert, daß der Patient diesem Schweigen überhaupt eine bestimmte gefühlsmäßige Bedeutung zuschreibt: er würde sich nicht dazu verstehen, zuzugeben, daß es einfach das natürliche und notwendige Verhalten des Analytikers sei, der schweigen muß, um aufmerksam zuzuhören. In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle hat das Schweigen des Analytikers besonders am Anfang eine wohltuende, be-

ruhigende Wirkung. Gewiß, der Patient deutet es vorbewußt als Zeichen einer ruhigen Aufmerksamkeit, aber diese selbst scheint ihm ein Beweis der Sympathie. Wir sagen ja: „jemandem eine Aufmerksamkeit erweisen" und meinen damit: ein Zeichen unseres Wohlgefallens, unserer Schätzung. Es ist nicht zu verkennen, daß dieses Schweigen als solches dem Patienten Vertrauen einflößt und ihn aufzufordern scheint, sich einmal frei auszusprechen. Die analytische Situation ist ja dadurch gekennzeichnet, daß sie das konventionelle Element in den menschlichen Beziehungen für die Analysestunde in einem weitgehenden Ausmaße suspendiert. Dieses einführende Schweigen des Analytikers ist aber nicht nur die notwendige Bedingung dafür, daß er aufnehmen kann, was der Patient sagt. Der Analytiker hört ja doppelt, was jener spricht, hört die unbewußten Stimmen mitklingen, die ihm durch die eigenen Einfälle vermittelt werden. Es ist kaum noch bemerkt worden, daß sich dieser Wirkung für den Patienten eine andere verbindet, welche in der partiellen Abhaltung von der Außenwelt besteht. Sie ist jener Wirkung vergleichbar, die ein Lampenschirm durch Abschattung eines allzugrellen Lichtes ausübt. Die drängende Nähe der Realität tritt zurück. Dieses Schweigen des Analytikers gewährleistet bereits den Beginn einer ruhigeren, objektivierenden Betrachtungsweise. Nun wäre es natürlich verfehlt, wollte man annehmen, daß mit dem Beginn der Analyse das bisherige Leben des Patienten versinkt und ein anderes einsetzt. Er kommt aus einer Sphäre bestimmter Begriffe und Wertungen, festgesetzter Auffassungen und starrer Konventionen und hält diese noch lange und zähe fest. Der Patient kommt in die in unserer Kulturwelt einzigartige Situation des freien Aussprechens über seine intimsten Angelegenheiten aus dem Schweigen. Er hat über bestimmte Erlebnisse und Gefühle geschwiegen — noch wenn er der Gesprächigste, ja Geschwätzigste gewesen wäre. Das will nicht sagen, daß er über sich und seine Angelegenheiten nicht gesprochen hätte, aber er hat nicht über jenes Stück Ich gesprochen, das in der Analyse auftaucht. Man wäre auch über eine solche unzeitgemäße Aufrichtigkeit erstaunt, ja

entrüstet gewesen; er hätte auf Abweisung und Unterbrechung gefaßt sein müssen. Aus einer Welt, in der nur Kinder und Narren die Wahrheit sagen und sogar diese daran gehindert werden, kommt er in eine völlig anders geartete Welt, in der Aufrichtigkeit der einzige Wert ist. So gewährt das Schweigen dem Analytiker die beste Möglichkeit zur Herstellung der Übertragung. Die Situation erinnert an die erste Kinderzeit, da das Kind seine Gefühle und Regungen noch ungehindert ausdrücken konnte, gleichgültig welcher Art sie waren. Kein Sprüchlein in der Art *„Children should be seen and not heard"* hat damals den elementaren Äußerungsdrang des kleinen Wesens gestört. Freilich hätte die Weisheit solcher Anstandsregel damals auch nicht das gebührende Verständnis des Erziehungsobjektes gefunden. Das Schweigen wird in dieser Phase unbewußt als Sympathiekundgebung gewertet und der Patient reagiert darauf, indem er seinerseits spricht. Schon hier ist es unverkennbar, daß dieses Schweigen, das passiv scheint, in Wahrheit einen aktiven Charakter hat und wir werden Saussure recht geben, wenn er von einer *„valeur thèrapeutique"* des Schweigens spricht.

Wo sich also Schweigen und Zögern des Patienten in dieser Phase zeigen, wird es sich gewöhnlich — es gibt gewiß Ausnahmen — um ein Zeichen der oberflächlichsten Widerstände handeln, die dadurch gegeben sind, daß sich der Patient in die ungewöhnliche und befremdende Situation einfinden muß. Aber diese Widerstände sind wichtig genug; sie sind dem fernen Donner zu vergleichen, welcher das Herannahen eines Gewitters anzeigt. Jene ersten Widerstände, welche die der Gesellschaft gleichsam im Individuum inkorporiert zeigen, sind gewöhnlich rasch überwunden und bald zeigen sich die darunter lagernden, wichtigeren Schichten.

Langsam ändert das Schweigen des Analytikers für den Patienten seine Bedeutung. Dem Kranken ist etwas eingefallen, das er nicht sagen will oder das zu sagen ihm schwer fällt. Er spricht weiter über andere Dinge, aber jenes Unterdrückte drängt sich vor, läßt ihn nur schwer über Anderes reden; nun schweigt er wie der Analytiker. Es ist so, als hätte das

Schweigen des Analytikers auf ihn übergegriffen, als wäre er davon infiziert worden. Die Situation hat aber zum erstenmal ihre Ungemütlichkeit gezeigt. Das Schweigen dauert an. Der Patient, der gewöhnt ist, Gesprächspausen als peinlich zu vermeiden, beginnt wieder zu sprechen, er bemüht sich, Anderes zu reden, Belangloses, Ungefährliches. Aber jenes unterdrückte Stück, jener beiseite geschobene Gedanke kehrt wieder. Es ist so, als wolle er ausgedrückt werden oder überhaupt Schweigen erzwingen, da es sich in jeden abweichenden oder andersgearteten Gedankengang störend einmengt. Es würde ja das Nächstliegendste sein, beim Analytiker Hilfe zu suchen, aber der schweigt, als wäre dies in einer solchen Situation das einzig Natürliche und als ginge ihn die große Welt da draußen, die solches verlegenheitsproduzierendes Schweigen verpönt, wenig an. Die geniale Wiener Schauspielerin Josefine Gallmeyer soll einmal einem Tischherrn, der mehr als eine halbe Stunde völlig stumm neben ihr gesessen hatte, gesagt haben: „Reden wir einmal über etwas Anderes!" Man könnte die analytische Situation in diesem Augenblick jener vergleichen, in welcher diese witzige Bemerkung fiel. Der Patient möchte gerne über etwas Anderes reden, wenn ihm etwas Anderes einfiele; er möchte sogar über etwas Anderes schweigen, wenn er nur könnte. Eine Patientin, welche in der zweiten Analysestunde etwa zehn Minuten geschwiegen hatte, sagte plötzlich halb vor sich hin: „Sprechen wir nicht mehr darüber!" So hatte sie selbst verraten, daß sie etwas so gedacht hatte, als wäre es ausgesprochen worden und mußte jetzt wohl oder übel wirklich sagen, was ihr eingefallen war. Es ist nicht nur der spezielle eigene Gedanke und die Widerstände, die sich gegen dessen Aussprechen erheben, es ist auch das Schweigen des Analytikers, das in dem seelischen Kräftespiel jetzt wirkt. Dieses Schweigen ist es, welches das Vorbeireden zu verbieten scheint, das Bemerken über das schöne Wetter, den Bücherschrank und die Uhr im Zimmer bald verstummen läßt. Der Patient begreift durch dieses Schweigen, daß die analytische Situation für jene Art von Gesprächen, welche die Engländer so bezeichnend *„small talk"* nennen, sehr wenig

geeignet ist. Hier nun zeigt sich die aktive Macht des Schweigens zum zweiten Male. Sie hat eine weiterziehende Kraft, treibt den Patienten vorwärts, drängt ihn in einen tieferen Bereich als er ursprünglich beabsichtigt hatte. Es ist eine erstaunliche und kaum bemerkte Tatsache, daß das eigene Wort, das ausgesprochen wird, psychisch anders gewertet wird, als jenes, das wir in Wortvorstellungen denken. Das ausgesprochene Wort hat eine reaktive Wirkung; der Patient ist oft überrascht über das, was er sagt, und sagt manchmal Dinge, die er sich einzugestehen nicht gewagt hat. Das Schweigen des Analytikers verstärkt diese reaktive Wirkung des Wortes; es dient als sein Resonanzboden. Hier wirkt also das Schweigen stärker als es Worte vermöchten. Der Unterschied des Schweigens, das der Analytiker früher zeigte und jenes, das sich jetzt dem Patienten aufdrängt, ist leicht erkennbar. Der Patient wird sich erst jetzt dessen bewußt, daß der Analytiker schweigt. Ich hoffe, daß diese Aussage nicht mißverstanden wird: gewiß hat der Patient es bereits früher bemerkt, aber er nimmt es jetzt erst zur Kenntnis, schreibt ihm jetzt erst bewußt eine Bedeutung zu. Mit anderen Worten: er wird sich des Schweigens des Analytikers als eines seelischen Ausdruckes erst bewußt, wenn der erste ernsthafte Widerstand in ihm selbst aufgetaucht ist. Die Bedeutung, welche das Schweigen des Analytikers in der Auffassung des Patienten gewinnt, stellt so deutlich genug das Resultat eines Projektionsvorganges dar, der die psychische Situation des Patienten widerspiegelt. Dieses Schweigen ist ihm jetzt nicht mehr das Stillesein des ruhig Zuhörenden, es heißt nun Stummbleiben. Anders ausgedrückt: das Schweigen früher bekundete dem Eindruck nach den Willen zum Zuhören, jetzt den Willen zum Nichtsprechen. War das Schweigen des Analytikers in der ersten Phase wie etwas selbstverständlich Entgegengenommenes, so wirkt das Schweigen der zweiten Art beunruhigend. Der psychische Akzent erscheint verlegt: es bedeutet Stummsein eines Menschen, dem Stimme gegeben ist, und der, obwohl man etwas von ihm hören will, nicht spricht.

Bedeutete das Sprechen des Patienten früher ein mehr oder minder leichtes Eingehen auf die Situation, so muß es

jetzt unbewußt die Nebenbedeutung des Werbens bekommen. Denn das Schweigen des Analytikers scheint zu sagen: willst du, daß ich spreche, so mußt du dich überwinden und mußt der analytischen Grundregel auch hier folgen, wo es dir schwer wird, wo es gilt, schwer Sagbarem Ausdruck zu geben. Der Kranke, der erstaunt ist, daß das Zutrauen, das er durch seine Berichte, durch die Klagen über seine Leiden gezeigt hat, den Analytiker zu keiner Gegenäußerung, keinen Sympathiebeweis, keinem Zeichen der Anteilnahme gebracht hat, spürt eine leise Regung der Ungeduld gegen den Arzt. Diese Ungeduld treibt ihn vorwärts, heißt ihn mehr über sein Leiden, seine Symptome und Eigenheiten, seine Geschichte, sagen; neue Erinnerungen fallen ihm ein. Doch der Analytiker schweigt weiter und die Ungeduld, der Ärger des Patienten steigern sich. Er weiß, daß von ihm Aufrichtigkeit erwartet wurde; aber war er nicht aufrichtig, hat er nicht alles gesagt? Wenn das Schweigen anhält, wird der Patient sich erinnern, daß er einiges vergessen hat, daß er manche Einzelheiten entstellt oder unvollständig berichtet hat, er korrigiert und ergänzt seine Darstellung. Die Zensurschranke in ihm verschiebt sich: er sagt jetzt angesichts des hartnäckigen Schweigens des Analytikers bisher vorbewußt Zurückgehaltenes, wagt es, bisher als anstößig oder unmoralisch Betrachtetes zu berichten. Doch das Schweigen dauert an und es wirkt jetzt im Sinne einer Versagung, da es gegenüber so vielen Geständnissen nicht weichen will.

Es kann so bei fortgesetztem Schweigen des Analytikers zu einer starken Steigerung der Gereiztheit des Patienten kommen. Das Schweigen wird zum Anzeichen des drohenden oder bereits eingetretenen Liebesverlustes und löst eine Wirkung aus, die wir nur als Gewissens- oder Kastrationsangst erfassen können. Es wäre richtiger zu sagen: im Patienten ist eine dunkle Angst, die ihn dieses Schweigen so auffassen läßt. Das Schweigen des Arztes bekommt unbewußt den Charakter der Bestrafung. In bestimmten Situationen kann es, wenn sich dieser Eindruck verstärkt, wie drängende Frage, wie eine dunkle Drohung wirken, ja bis zum Eindrucke unheimlicher

Anklage wachsen. Es ist so, als werde dadurch an das stumme Schuldgefühl in dem Patienten appelliert und dies in einer Form, die stärker und unmittelbarer wirkt als es alle Menschensprache sonst vermöchte. Wir verstehen, wieso es zu solchen Gefühlen kommen kann. Die Gereiztheit des Patienten hat sich durch Erinnerungen an frühere Versagungen verstärkt, gesteigert; seine Gefühle der Rebellion und Entrüstung über den Mangel an Gefühl auf seiten des Analytikers sind bis zu Regungen starker Feindseligkeiten gewachsen. Die unbewußte Fortsetzung dieser aggressiven und erbitterten Tendenzen aber hat zu Todeswünschen gegen den stummen Partner geführt. Die zwischen materieller und psychischer Realität schwebende analytische Situation begünstigt hier in manchen Fällen das Auftauchen eines Eindruckes, der sich dem vernünftigen Einspruche des Ichs widersetzen kann: des Gedankens, der Analytiker könne tot sein. Ein Patient drückte dies gewöhnlich so aus, daß er in solchen Situationen den Analytiker als in weiter Ferne befindlich fühlte. Das Schweigen ist ja, wie aus der Traumanalyse, der Deutung von Mythen und Märchen bekannt wurde, eines der charakteristischen Kennzeichen des Totseins für das unbewußte Seelenleben. Auch hier ist die unbewußte Wirkung des Projektionsmechanismus deutlich, da sich diese Angst in den beschriebenen Fällen als Reaktion auf starke unbewußte Todeswünsche gegen den Analytiker gebildet hat. In einigen Fällen kann der Eindruck dieses Schweigens so stark werden, daß der Patient den Analytiker ersucht: „Bitte, sagen Sie doch etwas!“ oder „Bitte, sprechen Sie zu mir“. Wir haben hier nur über den Eindruck des Schweigens auf den Patienten zu berichten, nicht darüber, welche technische Maßregel der Analytiker in diesen Situationen anwenden wird. Als repräsentatives Beispiel für die psychische Wirkung dieses Schweigens will ich folgendes anführen: ein etwa dreißigjähriger Patient, dessen Seelenleben vorwiegend von masochistischen und femininen Phantasien beherrscht wird, lebte seit der Pubertät in einem erbitterten Konflikt mit dem Vater. Er war nun bereits zwei Jahre von Zuhause weggewesen und hatte nur spärlich Nachrichten über den Vater erhalten,

dem er voll Haß gegenüberstand. Der Patient gehörte jenem englischen Typus an, dem die Tendenz eignet, so wenig als möglich Gefühle zu zeigen; er trieb die *„Antidemonstrativness“* bis zu den äußersten Konsequenzen. Eine bestimmte Analysestunde verlief nun folgendermaßen: er schwieg etwa sechs Minuten, sagte dann, er habe einen Brief von der Mutter erhalten. Neues Schweigen. Dann: die Mutter schreibt, des Vaters Arteriosklerose sei sehr weit vorgeschritten, ein Schlaganfall werde von den Ärzten dahin gedeutet, daß das Ende bald zu erwarten sei. Neues langes Schweigen. Es folgt eine sehr abfällige Bemerkung über die Analyse, kurz, wie abgehackt, vorgebracht. Er erwartet sichtlich eine Reaktion von meiner Seite. Sie bleibt natürlich aus. Er fragt: „Ist es oft so, daß Ihre Patienten gar nichts sagen können?“ Keine Antwort. Nach einigen Minuten sagt er einen kurzen Satz über das Problem der Willensfreiheit, an die er nicht glaube. Seine Hände sind geballt, er schiebt den Kopf auf die andere Seite des Polsters. Nach längerer Pause setzt er hinzu: *„I could not help being so.“* Die Stimme klingt gepreßt, die Hände lösen sich, zupfen wiederholt am Kragen, kehren in die Ruhelage zurück, bedecken die Stirne, dann die Augen. Das Atmen geht rasch. Neues langes Schweigen. Plötzlich wirft er sich herum, daß ich sein Gesicht nicht sehen kann und bricht in fassungsloses Schluchzen aus. Gegen Ende der Stunde beruhigt er sich und sagt überrascht: *„I don't know, what the hell I cried about.“* Von meiner Seite war ein Wort weder notwendig noch wünschenswert; es hätte die lange vorausgesehene Reaktion des Patienten, die sich auf sein Verhältnis zum Vater bezog, nur gehemmt. Die Stunde hatte nur einige kurze Sätze gebracht und bedeutete doch einen der Wendepunkte dieser Analyse.

Die Reaktionen des Patienten auf das fortgesetzte Schweigen des Analytikers sind verschiedenartige; wir heben die zwei wichtigsten hervor. Der gewöhnliche Fall ist es, daß sich der Patient gegen die in diesem Schweigen angeblich zutage tretende Gefühllosigkeit des Analytikers auflehnt und gegen diesen oder gegen die Analyse aggressiv wird. Sehr selten wird der

Patient in diesem Stadium die Reserviertheit des Analytikers als Grund seiner Feindseligkeit erkennen, er wird andere Gründe suchen und finden. Diese Reaktion, die bis zum Wutausbruch oder zum Gedanken, die Analyse zu verlassen, gehen kann, wird sich meistens in gehässigen Bemerkungen gegen den Analytiker oder die Analyse wenden. Der andere Fall ist der, daß der Patient auf das dunkle Schuldgefühl, welches das Schweigen in ihm erregt, durch ein neues Bekenntnis einer Triebregung reagiert; ein bisher ihm unbewußtes Stück seiner psychischen Strebungen tritt an die Oberfläche.

Verfolgen wir die Reaktionen des Analysierten auf das Schweigen des Analytikers von Anfang an, so läßt sich deutlich erkennen, daß sich in ihrem Ablauf eine abgekürzte Wiederholung eines alten Erlebens spiegelt. Es ist so, wie wenn hier Gefühle wiederkehrten, die in seinen Beziehungen zu einem alten Liebesobjekt eine wichtige Rolle spielten: von der ursprünglichen Zärtlichkeit bis zur Erbitterung über eine phantasierte oder wirkliche Versagung. Der Übergang von der einen Bedeutung des Schweigens zur anderen ist keineswegs so einschneidend, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Er ist aufs innigste mit der unbewußten Ambivalenzeinstellung des Patienten verknüpft.

Wir wollen hervorheben, daß hier keineswegs eine schematische Schilderung des Anfangs der Analyse gegeben werden soll, der je nach dem individuellen Fall verschieden verläuft. Es soll auch nicht auf alle jene Fälle eingegangen werden, die von Beginn an abweichend reagieren, wie z. B. auf jenen, der dem Schweigen des Analytikers das eigene Schweigen entgegensetzt. Auch die technischen Fragen, welche das Verhalten des Analytikers den verschiedenen Reaktionen des Patienten gegenüber betreffen, sind hier noch zu erörtern. Wir wollen ja etwas über den latenten Sinn des Schweigens überhaupt erfahren; die technischen Probleme stehen nicht im Mittelpunkte unseres Interesses. Die Aufklärung, welche uns die Technik der Psychoanalyse liefert, wollen wir benützen, wie eine Leiter, welche in die Tiefe führt und die wir beiseite stellen, wenn wir dort angelangt sind.

*

Man möchte meinen, das Schweigen könne nur Schweigen bedeuten, Stummsein, sonst nichts. Allein die analytische Beobachtung widerspricht dieser Vereinfachung aufs entschiedenste. Sie scheint uns darüber belehren zu wollen, daß es verschiedene Arten des Schweigens gibt. Ja man könnte sogar von Intensitätsgraden des Schweigens sprechen, Nuancen unterscheiden, wenn man sich nur getrauen wollte, psychologisch so schwer faßbare Erscheinungen in Bezeichnungen aus unserer schwerfälligen und stumpfen Begriffssprache festzuhalten. Sogar das unzulängliche Ausdrucksmittel der menschlichen Sprache, die sich nur unwesentlich von der der Gorillas entfernt hat, versucht verschiedene Arten des Schweigens zu unterscheiden. Wir sprechen von einem eisigen, lastenden, bedrückenden und beruhigenden, trotzigen und demütigen, mißbilligenden und zustimmenden, verurteilenden und entschuldigenden Schweigen. In dieser Aufzählung von Adjektiven, die auf Vollständigkeit keinen Anspruch macht, tritt uns ein Zug auffällig hervor: die gegensätzlichen Bedeutungen, welche der Begriff des Schweigens zu vereinen scheint. So mag uns auffallen, daß Schweigen von uns sowohl als Zeichen der Mißbilligung als der Zustimmung gedeutet werden kann. Es ist, als könne es beide Bedeutungen annehmen, sozusagen mit positivem und negativem Vorzeichen auftreten. Man vergleiche etwa den Inhalt des lateinischen Sprichwortes *„Qui tacet consentire videtur“* mit dem abweisenden Schweigen, das eine Dame dem zudringlichen Benehmen eines Herrn entgegensetzt. Die kontradiktorische Bedeutung des Schweigens führt uns indessen im Leben fast niemals irre.[1] Wir wissen trotz seinem immanenten Doppelsinn immer, was der Andere damit meint, damit „sagen will“. Dieses Janusgesicht des Schweigens trat uns bereits in der Psychologie entgegen. So viele differente Bedeutungen das Schweigen des Analytikers auch erlangen kann, es weist im wesentlichen zwei Bedeutungen auf, deren eine den kontradiktorischen Gegensatz der anderen bildet; es wird als Zeichen ruhiger Sympathie oder als Ausdruck intensiver Feindseligkeit gedeutet.

1) Vergleiche dagegen: „Brechen Sie dies rätselhafte Schweigen!“ Schiller: Don Carlos, I, 1.

Nicht anders im Leben: wir können mit jemandem schweigen, wenn wir uns besonders gut mit ihm verstehen oder wenn jedes Verständnis ausgeschlossen ist. Mit jemandem schweigen können kann als Zeichen weitgehender psychischer Übereinstimmung oder als Zeichen völliger Fremdheit gelten. Diese Doppelbedeutung will uns, wie es scheint, darauf hinweisen, daß das Schweigen selbst nicht unabhängig von seinem Gegensatze, dem Reden, betrachtet werden kann.[1] Tatsächlich haben wir das Schweigen behandelt, wie wenn es ein Ausdrucksmittel wie die Rede wäre — obwohl es doch gerade das Gegenteil des Sprechens ist. Aber ist denn das Sprechen so eindeutig? Wenn eine Person etwas spricht, sagt sie auch immer etwas? Dient nicht die Sprache ebensosehr dem Zweck, Gedanken zu verhüllen als dem anderen, sie auszudrücken? In der Analyse lernen wir Patienten genug kennen, deren unaufhörliches Sprechen den Sinn hat, gerade die wichtigsten Dinge nicht zu sagen. Ihr Sprechen gleicht den Netzen, durch deren grobe Maschen gerade das Wertvollste entweicht. Wenn dies so ist, dann wird es uns nicht verwundern, wenn auf der anderen Seite das Schweigen die Ausdrucksfunktion übernehmen kann. Wir werden dazu geführt, ein eigenartiges antinomisches Verhältnis zwischen Sprechen und Schweigen anzuerkennen. Die Sprache drückt dies mannigfach aus: es gibt ein nichtssagendes Gerede und ein vielsagendes Schweigen. Wir kennen durch die Untersuchungen Karl Abels viele Begriffe, welche solche antithetische Doppelbedeutung besitzen, und Freud hat uns darauf hingewiesen, daß die Eigentümlichkeit alter Sprachen, Worte mit antithetischem Bedeutungsinhalt zu bilden, mit dem Verhalten des Traumes und anderer

1) Es mag hier darauf hingewiesen sein, daß Gesprächigkeit und Schweigsamkeit auch in ihrer Bedeutung als Züge bestimmter Frauentypen hervortreten. In Freuds Aufsatz „Das Motiv der Kästchenwahl" (Ges. Schriften X) erscheint dies nur angedeutet. Der Mann verspürt die Anziehung, die im Plaudern der Frau liegt, ebenso wie den Reiz ihrer mädchenhaften „Unredensartigkeit" (Fontane, Irrungen, Wirrungen). Sowohl die allzugroße Redseligkeit wie die Verschlossenheit der Frau werden oft beklagt. Lear verstößt Cordelia, die „liebt und schweigt", aber der zurückkehrende Coriolanus weiß für sein Weib kein zärtlicheres Wort als „*My gracious silence*" (II, 1). Es ist klar, daß das Sprechen in diesem Zusammenhang ursprünglich die freie Rede über Liebesgefühle bedeutet.

Produktionen des Unbewußten, Gegensätze zu einer Einheit zusammenzufassen, parallel läuft. Wortformen, welche durch phonetische Abänderung eine Sonderung der Gegensätze bewirken, wie *clamare* schreien, *clam* heimlich, Stimme — stumm, weisen in eine Richtung, die uns beweist, daß der Gegensatz von Sprechen und Schweigen ursprünglich keineswegs so scharf war, wie er uns jetzt scheint. Die Fragwürdigkeit des Begriffes Schweigen scheint sich zu vertiefen: wir meinen zu erkennen, daß das Schweigen nichts Negatives ist, sondern etwas Positives. Es gibt wirklich kein absolutes Schweigen, es gibt nur ein Verstummen der hauptsächlich in Erscheinung tretenden Töne. Es gibt ebensowenig ein unbewußtes Schweigen als es eine unbewußte Verneinung gibt. Das kleine Kind kennt eigentlich kein Schweigen; ebensowenig das Märchen: auch der Tisch und die Spielsachen sprechen, die Pflanzen ebenso wie die anorganische Natur.

*

Wir sind nicht von der Grundbedeutung des Redens und Schweigens ausgegangen, sondern von den Erscheinungen, die sich als Mischbildungen erkennen lassen, von ihrer Doppelsinnigkeit. Die analytische Praxis zeigt, daß hinter der Angst vor dem Schweigen die unbewußte Angst vor dem Liebesverlust steht. Wir wissen, daß im Schweigen die destruktiven Tendenzen, die uns als Todestriebe bekannt sind, im Sprechen die Liebestriebe ihren Ausdruck gefunden haben. Allen Mischbildungen entgegen bleibt bestehen, daß das Sprechen vereinigende, das Schweigen trennende Kraft hat. Mit jemandem sprechen bedeutet im Tiefsten eine Liebesbezeigung, mit jemandem schweigen einen Ausdruck der Abneigung. Sagen wir nicht, wenn wir jemandem sehr zürnen: „wir wollen nicht mehr mit ihm sprechen?“ Der Ausdruck Totschweigen ist eigentlich ein Pleonasmus. Wenn in einer Gesellschaft eine jener längeren unbehaglichen Pausen eintritt, sagen wir euphemistisch: ein Engel geht durchs Zimmer. Es ist der mildeste Engel Gottes. Die Angst vor dem Schweigen ist im Tiefsten Todes-(Kastrations-)angst. Scheinen uns so Sprechen

und Schweigen sprachliche Ausdrucksformen von Lebens- und Todestrieben, so wird uns klar, daß das Schweigen ursprünglicher ist als das Reden, daß die Rede dem Schweigen entstammt wie das Leben dem Tod. Im Anfang war das Wort, aber vorher war die große Stille.[1] Sind wir alle hier nur „Tote auf Urlaub", so ist auch alles Sprechen nur eine flüchtige Unterbrechung des ewigen Schweigens.

*

Im Stillen Ozean, bei den Race-Rocks, im Gebiet der Vancouverinsel, gibt es eine merkwürdige Stelle, die man die „Zone des Schweigens" nennt. Viele Schiffer sind hier an den Felsen zerschmettert und liegen am Grunde des Meeres. Kein Nebelhorn ist laut genug, die Schiffe zu warnen: dies ist der Grund der so häufigen Katastrophen. Die Kapitäne, welche die Straße von Juan de Fuca hinunterfuhren, gaben an, daß sie die mächtigen Sirenen von dem Leuchtturm der Race-Rocks nicht vernehmen konnten. Sachverständige haben festgestellt, daß die Verhältnisse von Ebbe und Flut sowie bestimmte Windrichtungen zu manchen Zeiten bei Race-Rocks eine „Zone des Schweigens" schaffen, in der nicht der geringste Ton von außen gehört wird. Ein Schiff, das sich in dieser viele Kilometer weiten Zone befindet, ist von den Geräuschen der Außenwelt vollkommen abgeschlossen. Wir glauben, daß das unbewußt Verdrängte eine solche „Zone des Schweigens" im Seelenleben bildet. In der Neurose hat sie sich erweitert, vertieft. Jenes Schweigen, das wir hier meinen, ist nicht Stummheit schlechthin, es ist vielmehr schwer von ungesagten Worten. Es ist der korrelate Ausdruck der Verdrängung und zeigt alle jene Züge des Kompromisses zwischen Flucht und Verurteilung, die der Verdrängung eigen sind. Die Psychoanalyse bedeutet einen ersten Durchbruch in diese Zone des Schweigens beim Einzelnen.

Hier ist nun der Platz, einer psychoanalytischen Theorie zu gedenken, die eine bisher nicht gewürdigte Tendenz im unbewußten Seelenleben zu beleuchten versuchte, der Theorie

1) *„Speech is of Time, Silence is of Eternity."* (Carlyle, On Heroes. Lect. IV.)

des Geständniszwanges.[1] Diese unbewußte Tendenz hatte sich unter dem Zwange bestimmter Kulturfaktoren aus dem Äußerungsdrange der unbewußten Triebregungen entwickelt und zeigt alle Anzeichen ihres Ursprunges und der sie beeinflussenden psychischen Instanzen. Als ein Mittelding zwischen Verschweigen und Aussprechen dient sie doch einer seelischen Strömung, welche die Mitteilung der unbewußten Vorgänge anstrebt. Unsere Erörterungen über die latente Bedeutung des Schweigens als Zeichen der Wirksamkeit der Todestriebe und des Sprechens als eines Versuches, diese mit Hilfe der erotischen Triebe zu überwinden, fügen den psychologischen Begründungen des Geständniszwanges eine weitere, biologische hinzu.

Beethoven bemerkte einmal: „Das Wichtigste der Musik steht nicht in den Noten." Auch in der Analyse ist das Gesprochene als solches nicht das Wichtigste. Wesentlicher scheint uns, zu erkennen, was das Sprechen verschweigt und das Schweigen spricht.

Zweifel und Hohn in der Dogmenbildung

Von

Theodor Reik

Aus der im Herbst 1927 erscheinenden Arbeit „Dogma und Zwangsidee. Eine psychoanalytische Studie zur Entwicklung der Religion" von Theodor Reik. (Geheftet M. 5·50, Ganzleinen M. 7·—).

In den Mechanismen der Verschiebung, wie wir sie eben in der Dogmenentwicklung dargestellt haben, hat sich nicht nur die Verallgemeinerung des andauernden Zweifels, seine Ausdehnung über alles und jedes ausgewirkt. Neben diesen und anderen unbewußten Zielen wie denen der Isolierung,

---

1) Reik: Geständniszwang und Strafbedürfnis. 1926. (Internationale Psychoanalytische Bibliothek Nr. XVIII.)

der Loslösung vom Ursprünglichen und der Unkenntlichmachung gegenüber dem Bewußtsein ist auch der große Anteil des unbewußten Hohnes in den Verschiebungsvorgängen erkennbar.

Die Bedeutung der unbewußten Verhöhnung tritt in dem intellektuell ausgearbeiteten Zweifel nicht auffällig hervor, aber die analytische Auflösung der Zwangsideen, welche den dogmatischen Meinungen so nahestehen, eröffnen uns den Zugang zu ihrer psychologischen Erfassung. Es wird zu zeigen sein, daß noch in der Formulierung des Dogmas unbewußte Hohntendenzen nachweisbar sind. Wir wollen hier von den zwangsneurotischen Zweifeln ausgehen. Das Bedürfnis nach Zweifel im Seelenleben der Zwangskranken findet seine Erfüllung in der Unsicherheit, welche am Ende jede Sache und jede Aktion ergreift. Die unbewußte Tendenz, jede Sicherheit zu vermeiden, ringt unaufhörlich mit den gegnerischen Strebungen, die größtmögliche und genaueste Sicherheit zu gewinnen. Dem Bedürfnis nach Unsicherheit und Zweifel dient es auch, wenn die Zwangskranken sich mit Vorliebe mit Themen beschäftigen, in deren Natur es liegt, daß wir nichts von ihnen wissen können, mit der Abstammung vom Vater, mit der Lebensdauer von Verwandten und Freunden, mit der Frage der Unsterblichkeit. Die Analogien mit den religiösen Erscheinungen gehen hier bis in die Einzelheiten:[1] wir haben gehört, wie es bedeutsame Fragen für die Kirche geworden sind, in welcher Art Christus vom Vater abstamme, ob er aus dem Nichts geschaffen sei, ob er immer beim Vater war usw. Man kann wie über die

---

1) Freud bemerkt, daß das Bedürfnis nach Unsicherheit so weit geht, daß die Zwangskranken manchmal eine Abneigung gegen die Uhren zeigen, welche wenigstens die Zeitbestimmung sichern, und in ihren unbewußt ausgeführten Kunststückchen jedes solches, den Zweifel ausschließendes Instrument unschädlich zu machen wissen. (Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose. Ges. Schriften, Bd. VIII, S. 337.) Es gibt manche hübsche Analogie zu diesem Verhalten auf dogmengeschichtlichem Gebiete: so hatte z. B. eine der halbarianischen Synoden ihre Beschlüsse, welche die Beziehungen von Gott-Vater und -Sohn klarstellen sollten, mit dem Datum versehen. Der heilige Athanasius schüttet die Lauge seines Spottes über jene aus, welche glauben, daß die von Ewigkeit her bestimmten Glaubenswahrheiten von einem genauen Datum an gerechnet werden könnten.

zwangsneurotischen Zweifel, die für den Außenstehenden oft läppisch und absurd erscheinen, auch über die meisten theologischen Gedankengänge sagen, daß der Zweifel auch den unbewußten Spott und Hohn vertritt. Die Fragestellung selbst entspricht oft diesem Zuge; ihre Möglichkeit verrät die unbewußte Tendenz. Tatsächlich setzen die Ketzer und Häretiker der Kirche an diesen schwachen Punkten ein und verwandeln den unbewußten Hohn in offene und aggressive Verhöhnung. Wenn die Arianer sagen, Christus müsse gezeugt haben wie sein Vater, falls er mit ihm wesenseins sei, zeigen sie bewußt, wie unsinnig der Wesenseinheitsglaube sei. Aber der unbewußte Hohn liegt bereits in der Behauptung, daß Gott und Christus wesenseins und doch verschiedene Personen seien.

Die Parallele zwischen jenen Zwangszweifeln der Neurotiker, die sich mit den Fragen der Unsterblichkeit und mit so vielen subtilen ethischen Problemen beschäftigen, und den religiösen Fragestellungen und deren Beantwortungen ist unmittelbar gegeben, da es ja dieselben Themen sind, die hier wie dort diskutiert, bezweifelt und beantwortet werden. Immerhin läßt sich einwenden, es seien in der Theologie die großen Fragen, welche die Menschheit beschäftigen, während es in der Zwangsneurose nichtige Probleme und Problemchen sind, welche die Kranken beunruhigen. Aber schon der Hinweis auf die einzelnen Fragestellungen der arianischen Kontroverse zeigt, daß dieser Unterschied nicht von einschneidender und tiefgehender Art ist. Wenn es als unbedingtes Erfordernis für die ewige Seligkeit erscheint, über Gott-Ähnlichkeit oder Gott-Gleichheit Christi zu entscheiden, rückt die Übereinstimmung mit dem Denken der Zwangskranken schon näher. Es gibt indessen in der Entwicklung jeder vollausgebildeten Religion ganze Perioden, da sie auf bestimmter Stufe Fragen in den Mittelpunkt der Diskussion stellt, welche denjenigen der Zwangskranken nach Inhalt und Struktur ganz ähnlich sind. Die Hochblüte der Scholastik bezeichnet z. B. für die katholische Religion ein solches Zeitalter. Einer der schärfsten Denker der Scholastik,

Petrus Lombardus (1164), stellte folgende theologische Fragen auf und bemühte sich, sie zu beantworten: Ob ein Vorhersehen oder Vorherbestimmen Gottes möglich gewesen wäre, wenn es keine Geschöpfe gegeben hätte? Wo Gott vor der Schöpfung war? Ob Gott mehr wissen kann als er weiß? Ob Gott etwas Besseres, oder etwas auf bessere Weise machen könne, als er es macht? Ob Gott allezeit alles könne, was er gekonnt hat? Ferner fragt Petrus, wo die Engel nach ihrer Schöpfung gewesen seien? Ob die guten Engel sündigen, die bösen rechtschaffen leben können? Ob alle Engel körperlich sind? Ob die Rangordnung der Engel seit dem Anfang der Schöpfung bestimmt worden sei? In welchem Alter wurde der Mensch erschaffen? Warum Eva gerade aus der Rippe und nicht aus einem anderen Körperteil des Mannes gemacht worden sei? Warum Adam dabei schlief, nachdem die Wichtigkeit der Sache schon sein Wachen erfordert haben dürfte? Könnte der Mensch ewig leben, wenn er nicht vom Baume der Erkenntnis gegessen hätte? Wie hätten sich die Menschen fortgepflanzt, wenn sie nicht gesündigt hätten?

Ferner interessiert den großen Scholastiker und seine Zeitgenossen die Frage, warum der Sohn und nicht der Vater oder der Heilige Geist Mensch geworden sei? Ob Gott das durch Christus dargebrachte Opfer auch hätte annehmen können, wenn der Erlöser ein Weib gewesen sei? Diese Frage rief den lebhaftesten Gedankenaustausch der ersten Autoritäten hervor. Große Scholastiker, wie Scotus, Lombardus, Thomas von Aquino, Occam, Bonaventura, Albertus Magnus prüfen die Frage, ob Gottes Sohn sich auch in einen Ochsen, Esel, Kürbis oder gar Teufel verwandeln könne? Noch im vierzehnten Jahrhundert konnte man in Konstantinopel in der Geistlichkeit und sogar bei Hofe darüber streiten, ob das Licht auf Tabor ein erschaffenes oder ein unerschaffenes Licht gewesen sei. Besonders fein sind die Fragen über die Sakramente, besonders über die Taufe: Ist ihr Wesen das Wort oder das Wasser? Ersteres, sonst könnten ja Fische in der Taufe leben und ein Esel, der Taufwasser saufe, ein getaufter Christ sein wollen. Ob sich auch das mit dem Wein

im Kelch vermischte Wasser in Wein oder Blut verwandle? Sogar Augustinus wirft die Frage auf, ob jeder Irrtum Sünde sei, z. B. wenn man Zwillinge verwechsle oder etwas Süßes für bitter halte. Ein Problem zeugt hunderte, wie man es z. B. in der Diskussion der Frage, ob Gott Geschehenes ungeschehen machen könne (z. B. die Gründung Roms), sieht (Petrus Damiani). Anselms Sorge gilt z. B. der Frage, ob Christi Tod auch seinen Feinden, die ihn gekreuzigt haben, zugute komme. (Cur deus homo. II, 15.)

Ähnliche Fragen erscheinen in den „Summis" der scholastischen Theologen durch etwa drei Jahrhunderte und erhitzen die Gehirne und Gemüter der besten Gottesgelehrten und fesseln das Interesse der Kleriker. Die Fragen, ob Gott-Vater stehe oder liege, ob er einen Berg ohne Tal schaffen könne, ein Kind ohne Vater, ob er eine gefallene Frau wieder zur Jungfrau machen könne, beschäftigen die theologische Forschung der Zeit. Die Spitzfindigkeit der Fragestellung, der große Aufwand an Scharfsinn in der Beantwortung, die erneuten Zweifel, die sich an jeden Lösungsversuch schließen, ihn wieder unsicher erscheinen lassen oder neue Fragen aus ihm ableiten, alles dies sind Züge, die wir aus der Symptomatologie der Zwangsneurose gut kennen.[1] Es ist leicht erkennbar, daß Fragen wie die, ob Gott allzeit alles könne, was er gekonnt habe, oder, ob er einen Berg ohne Tal schaffen könne, Fragen, deren Antworten natürlich positiv ausfallen müssen, dem unterirdischen Zweifel an der Allmacht

1) Natürlich treten diese Züge in der Scholastik nur scharf hervor, sie finden sich aber in der theologischen Literatur der späteren Zeiten immer wieder. Noch 1705 wurde in Leipzig das Thema „Ob die Kleider der Juden in der Wüste durch ein Wunder alle Strapazen ausgehalten hätten oder gar nachgewachsen seien" als Doktordissertation behandelt. 1793 erscheint eine Abhandlung von Salomon Ranisch: „Der Dienst der Engel bei den Eheverbindungen der Frommen." Der Konsistorialassessor Christoph Haymann hielt den Gegenstand für bedeutsam genug, um in eine gelehrte Polemik mit dem Autor zu treten. Aus der Unzahl von Schriften ähnlicher Art heben wir nur noch die gründliche Untersuchung des Johann Georg Walch: „Vom Glauben der Kinder im Mutterleib" (um 1750) hervor, welche den theologisch bedeutsamen Gegenstand mit dem heiligen Ernst, der ihm gebührt, behandelt. Jeder, der die apologetische und kasuistische Literatur der gegenwärtigen Kirche gut kennt, wird bezeugen, daß es an ähnlichen Untersuchungen nicht fehlen kann, solange es christliche Frömmigkeit gibt.

Gottes dienen. Die Fragestellung, ob der Mensch ewig leben könnte, wenn er nicht vom Baume der Erkenntnis gegessen hätte, zieht die Voraussicht oder Güte Gottes in Zweifel.

Nur dem theologisch befangenen Geiste kann es entgehen, daß Fragen, welche die Eigenschaften der Taufe und anderer Sakramente klarzustellen streben, gleichzeitig dem unbewußten Zweifel an den Sakramenten Ausdruck geben. Wenn etwa die Scholastik mit großem Ernste die Frage aufwirft und erörtert, ob Gottes Sohn die Welt auch in Eselsgestalt hätte erlösen können, wird es deutlich, daß in dieser Diskussion unbewußt Christus in ungebührliche Nähe eines wenig geachteten Tieres gerückt wurde. Die unbewußte Wirksamkeit des Hohnes in der Erörterung des sublimen Problems, wieviel Engel auf einer Nadelspitze tanzen können, ist nicht abzuweisen; ebensowenig der unterirdische Zweifel an der Existenz der Engel. Wir werden sofort verfolgen, in welcher Art die Kirche solche Zweifel bewältigte. In einzelnen Fällen kehrt sie sich gegen das Aufwerfen solcher Fragen, als spüre sie, wieviel verborgener Hohn in ihnen stecke. Der heilige Epiphanius bezeichnet die heiklen Fragen über bestimmte Details der Jungfräulichkeit Marias als ruchlos. Aber diese Fragen verstummten in der theologischen Diskussion nicht. Scotus hält es für wahrscheinlich, daß Maria sündlos empfangen wurde, also fleischliche Begierde nicht gekannt habe.[1] Wenn um 1462 zwischen Dominikanern und Franziskanern ein heftiger theologischer Kampf über die Frage ausbrach, ob auch das von Christus am Kreuz vergossene Blut mit seiner Gottheit verbunden gewesen sei,[2] oder wenn Lombardus und Bonaventura sich mit dem Problem beschäftigen, ob Maria bei Schließung ihrer Ehe mit Josef nicht bedingt in eine mögliche Geltendmachung des Eherechtes habe einwilligen müssen,[3] so spottet die Kirche ihrer selbst und weiß nicht wie.

---

1) Sent. VII. Dist. 3. o, 1.

2) Pius II. bestimmte in der Bulle vom 1. August 1464, der Streit solle beiderseits ruhen und keine der beiden Parteien dürfe die andere als häretisch erklären, bis eine Entscheidung des Apostolischen Stuhles erfolgt sei. Diese steht seither noch aus.

3) Sent. IV. Dist. 30 B.

Wie bereits erwähnt, spielen subtile Fragestellungen und Zweifel dieser Art, welche den zwangsneurotischen so verwandt sind, in jeder hochorganisierten Religion notwendigerweise eine große Rolle. Es sei an die berühmten Zweifel des Talmuds erinnert, an die vielen spitzfindigen Probleme, die dort ihre Erörterung finden. Der Anfang des Traktats Bezah, welcher „das fatale Eile, das ein Huhn gelegt am Samstag" (Heinrich Heine) behandelt, ist keineswegs ein singuläres Beispiel. Über alle religiösen Unterschiede hinweg erinnern die Fragen der Halachoth, etwa die Spekulationen darüber, welche Dinge man am Sabbat tragen dürfe, was als Last und was als Zierde gelten darf, ob man einen falschen Zahn tragen dürfe, ob bei einem Tier eine Schelle als Last oder Zierde zu betrachten sei usw., an die Haarspaltereien der Scholastiker. Der Islam hat in seinem hochkomplizierten Kālām, in dem ähnliche Fragen erscheinen (ob der Mensch völlig Herr seines Handelns sei oder von Gottes Allmacht gezwungen werde, ob Allah sich selbst vernichten könne usw.), dieselben Erscheinungen. Man spürt dieselbe Atmosphäre wie in der Dogmenbildung der Kirche, wenn die Mutaliziten die Lehre des Islams von den sieben Attributen Gottes (Allwissender, Allmächtiger usw.) bestritten und sich dabei darauf berufen konnten, daß ein ewiger Gott und ewige Attribute neben ihm mehrere ewige Wesen, folglich Polytheismus postulierten. Wer denkt nicht an die minutiösen Fragen über die mögliche Sündhaftigkeit Christi, wenn der große Dogmatiker Al-Ashari († 941) lehrt: der Prophet habe zwar die Möglichkeit des Sündigen gehabt, sei aber von ihrer Wirklichkeit durch die göttliche Bewährung beschützt worden? Man vergleiche etwa die Vorschriften des Talmuds über das Ausmaß des Wassers für das Tauchbad oder die Erörterung der Frage, wie weit man sich am Sabbat bewegen dürfe, mit den Vorschriften, welche die Kirche für die Konsekration der Priestergewänder gibt (nach Gihr, Das heilige Meßopfer, 4. Aufl. 1887. S. 255). „Durch Ausbesserung verlieren die Kultkleider ihre Benediktion nur, wenn der neu an- oder eingesetzte Teil, der noch keine

Weihe hat, größer ist als der geweihte, nicht aber, wenn er kleiner ist" usw. Mit Unrecht nennt Harnack (Dogmengeschichte. III. 710) solche Abschnitte „entsetzlich" und sagt, die Kirche habe in solchen „Sakramentalien" „den Rabbinismus und die Theorie und Praxis der Pharisäer und Talmudisten im Christentum legitimiert". Diese Praxis und Theorie ist in Wahrheit nichts Spezifisches und entspricht durchaus einer bestimmten Entwicklungsstufe einer jeden Religion.

Die unbewußte Auflehnung und der latente Spott in der Aufwerfung spitzfindiger Fragen ist wie in den Zwangsideen auch in den religiösen Spekulationen aller großen Religionen aufzeigbar. Die Rabbis mußten sich gegen diese unterirdischen Strömungen sogar innerhalb des Judentums zur Wehre setzen. So schloß Rabbi Jehuda eine ganze Generation von seinem Lehrhause aus, weil er behauptete, die Schüler von Rabbi Meier seien Chikanöre. „Sie kommen nicht (ins Lehrhaus), um Thora zu lernen, sondern sie wollen mich mit Halachoth erschlagen." (Kidduschim 52 b, Nasir 99 b.) Daß sich die revolutionären Tendenzen, die sich in der Aufwerfung subtiler Fragen auswirken, eigentlich gegen den überstrengen Gott richten, wird an vielen Beispielen klar. Dafür will ich nur ein Beispiel aus der theologischen Diskussion des Judentums geben. Im dritten Buch Moses 11, 35 heißt es: „Und alles, worauf ein solches Aas fällt, wird unrein. Ist es ein Ofen oder Kessel, so soll er zerbrochen werden." Es wurde nun im Synhedrion die Frage aufgeworfen, wie es denn wäre, wenn man den Ofen in zwei Teile zerlege und dazwischen Sand schichte. Wird er dann durch die Berührung mit einem Aas unrein? Das Synhedrion bejahte, B. Elieser verneinte diese Frage. Der Verlauf, den die Debatte genommen hat, wird nun folgendermaßen geschildert: „An jenem Tage führte Rabbi Elieser zahlreiche Beweise an, aber er drang nicht durch. Da sagte er: ‚Mag dieser Johannisbrotbaum entscheiden!' Sofort entfernte sich der Baum hundert, manche sagen vierhundert Ellen von seiner Wurzel. Sie aber erwiderten: ‚Das beweist nichts.' Hierauf rief Elieser den Fluß zum Schiedsrichter. Sofort strömte der Fluß nach rück-

wärts. Als man auch diesen Beweis nicht gelten ließ, rief Elieser: ‚So mögen die Wände unseres Lehrhauses entscheiden!' Sie neigten sich und drohten auf die Versammlung zu fallen. Da stand der Vizepräsident Rabbi Josua ben Chananja auf und rief den Wänden zu: ‚Wenn die Weisen untereinander streiten, habt ihr euch nicht hineinzumischen!' Nun blieben die Wände in geneigter Stellung. Sie fielen nicht um aus Respekt vor Rabbi Josua und richteten sich nicht auf aus Respekt vor Rabbi Elieser. Endlich sagte dieser: ‚So mag man vom Himmel entscheiden!' Da kam eine Stimme vom Himmel: ‚Elieser hat recht!' Wieder stand Josua auf und rief: ‚Du hast uns, o Gott, gesagt: ‚Nicht im Himmel ist sie, die Thora.' Ferner hast du uns befohlen: ‚Man soll sich nach der Mehrheit richten.' ‚Hierauf', so schließt der Bericht, ‚traten die Weisen zusammen und verhängten über Rabbi Elieser den großen Bann'" (Baba Mezia 59h). Man sieht, hier wird Gott mit den eigenen Waffen geschlagen. Der Talmud schließt übrigens anderen Bericht eine charakteristische Bemerkung. Es wird da erzählt, daß der Prophet Elias von Zeit zu Zeit einem Rabbi erschien und über mancherlei, was im Himmel vorging, berichtete. Bei einer solchen Gelegenheit fragte ihn einst der Rabbi, wie Gott die Zurechtweisung Josuas aufgenommen habe. „Er hat gelacht," erwiderte Elias, „und gesagt: meine Kinder haben mich besiegt." Der Tosafotkommentar bemüht sich natürlich, einen hier auftauchenden Einwand sogleich aus dem Wege zu räumen. Man könnte doch hier die Frage aufwerfen: „Es heißt doch, daß Gott seit der Zerstörung des Tempels nicht mehr lacht." Aber, meint der Kommentar beschwichtigend: es war kein richtiges Lachen, sondern nur ein Schmunzeln. Man sieht, die Gläubigen lassen keine Widersprüche zu und beschränken Gottes Freiheit noch bei den seltenen Gelegenheiten, da er in Versuchung gerät, über dieses Tal der Tränen, das er geschaffen hat und in dem es so wenig Anlaß zur Heiterkeit gibt, zu lachen.

Spinoza und die Psychoanalyse

Von

Prof. Bernhard Alexander (Budapest)

Aus dem im Februar 1927 zum 250. Todestage Spinozas im Haag erschienenen V. Band des „Chronicon Spinozanum“

Es führt kein direkter Weg von Spinoza zur Psychoanalyse, ja selbst kein indirekter, wenn dieser Begriff nicht ungebührlich erweitert werden soll. Es ist nicht entscheidend, daß fast dritthalb Jahrhunderte zwischen dem Entstehen der beiden Lehren liegen, aber sie sind im Ausgange und Zielpunkt, auch im Gesamtwesen grundverschieden. Freud will nichts mit der Philosophie zu tun haben; als er gewahr wird, daß er in einigen Begriffen mit Schopenhauer zusammentrifft, versagt er sich die Lektüre Nietzsches, um seine Unbefangenheit und Unabhängigkeit zu wahren; bei Spinoza mündet all sein Wissen, auch das Konkrete, in den Ozean der Philosophie. Freuds Anschauungen entstehen bei medizinischem Anlaß; er will Kranke heilen; Theorie baut er auf, um die Mittel dazu zu erlangen. Für Spinoza ist die Lehre, die Ergründung der Wahrheit das Höchste, wonach wir streben können; die Wahrheit selber das absolute Ziel, der Sinn alles menschlichen Lebens. Freilich hat sich schließlich bei Freud das Schwergewicht seines Interesses bedeutend verschoben. In seinen letzten Schriften schwillt in ihm eine bis dahin unmerkliche spekulative Ader mächtig an, er fühlt das Bedürfnis, den theoretischen Unterbau seiner therapeutischen Lehre systematisch zu gestalten, d. h. eine ganze Psychologie zu erbauen, ja er erklärt in einem Artikel der „Encyclopaedia Britannica“ (1926), das Wort Psychoanalyse habe im Laufe der Zeit zwei Bedeutungen erhalten, 1) eine eigene Methode, nervöse Störungen zu behandeln; 2) die Wissenschaft unbewußter geistiger Prozesse, die man auch angemessen Tiefenpsychologie genannt hat (III, 253). Er erklärt dann, die Zukunft werde

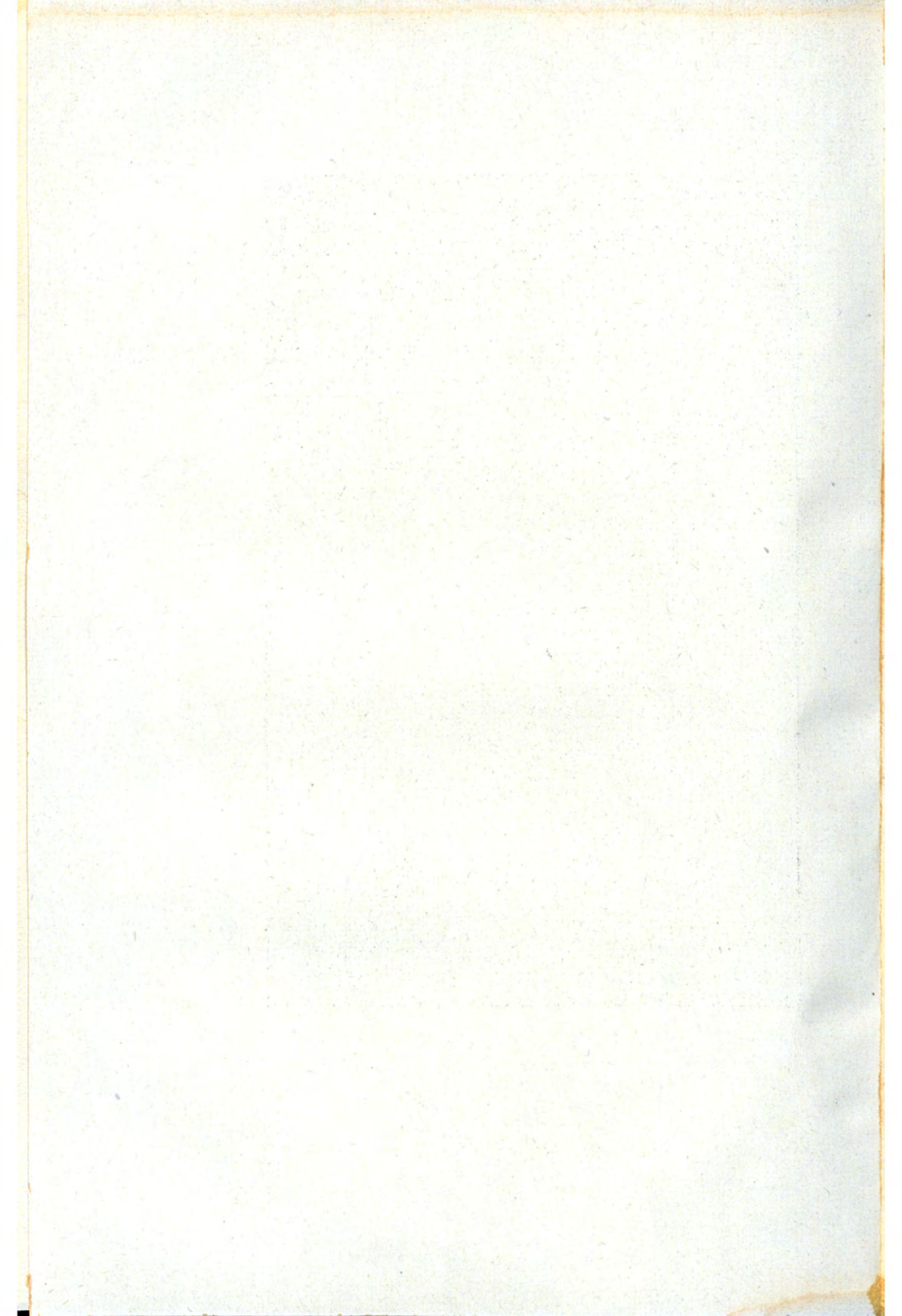
„wahrscheinlich der Psychoanalyse als der Wissenschaft des Unbewußten weit größere Wichtigkeit beimessen als dem Psychoanalyse genannten therapeutischen Verfahren". Damit ist er nun eigentlich halbwegs in das Lager der Philosophen übergegangen, wo er reichlich Gelegenheit hat, trotz aller methodischen und weltanschaulichen Differenzen mit Spinoza zusammenzutreffen.

Das rein Metaphysische in Spinoza hätte Freud gewiß abgestoßen, aber es gibt in Spinozas „Ethik" das Buch über die Affekte, das bei den Medizinern seit Johannes Müllers „Physiologie" (1833—1840) in hohem Ansehen steht, da Müller die Definitionen Spinozas gleichsam als endgültig entscheidende einfach übernimmt. Trotzdem Freud sich nirgends von der Psychologie Spinozas beeinflußt zeigt, hat sich uns doch der Eindruck einer schwer formulierbaren, gleichsam formellen Verwandtschaft aufgedrängt. Wir möchten sagen, beide sind synthetische Psychologen. Sie suchen nicht die Elemente des Seelenlebens auf, um diese einzeln zu erforschen, sie suchen ein Gesamtbild der Psyche zu erfassen. Bei Spinoza ist der Grund dafür leicht ersichtlich; es gab damals keine eigentliche analytische Psychologie und was er im modernen Denken vorfand, war die Lehre von den Leidenschaften des Descartes, an die er sich ja auch anfangs streng anschloß, was besonders aus der „Kurzen Abhandlung" hervorgeht. Freud wiederum kam auf dem Wege der Medizin zur Psychologie, studierte, durch Breuer angeregt und anfangs mit ihm vereint, Phänomene der Hysterie, erkannte deren psychische Natur, und suchte sich nun ein Bild der Psyche zu gestalten, das die Möglichkeit dieser Phänomene und deren psychische Behandlung erklärlich machen sollte. Für Freud war sicherlich dieser praktische Zweck die ursprüngliche Triebfeder seiner psychologischen Studien und ist es bis auf den heutigen Tag geblieben, wenn auch gerade dieser praktische Zweck es gebieterisch fordert, die Psychologie als theoretische Grundlage immer vollkommener zu gestalten. Aber zu analytischer Psychologie führt dieser Weg nicht, er geht vom konkreten Menschen aus, um ihn zu beeinflussen und zu formen. Auch

bei Spinoza fehlt die praktische Einstellung nicht. Das dritte Buch der „Ethik“ von den Affekten ist das umfangreichste und ausführlichste der ganzen „Ethik“ und setzt sich zum Teil noch im vierten fort. Beide bereiten den großartigen Schlußakkord des Werkes vor, seinen Höhepunkt und seinen Endsinn. Die Affekte bedeuten die menschliche Knechtschaft, die Unfreiheit, aus der wir in die Welt der Freiheit, der Glückseligkeit, des wahren Wissens, der Gotterkenntnis geführt werden sollen. Wir müssen die Affekte kennen, um sie dann mittels der wahren Erkenntnis überwinden zu können. Wie merkwürdig die beiden Gedankenketten sich zueinander neigen, ist ersichtlich. Setzt man an die Stelle der Spinozaischen Glückseligkeit, Freiheit, Tugend den Freudschen Begriff der Gesundheit, der ja doch irgendwie verwandt mit jenen ist, dann ist die Verwandtschaft der beiden ersichtlich. Es soll nun gezeigt werden, daß nicht nur die Endziele, sondern auch die zu ihnen führenden Wege wenigstens in gewissem Sinne verwandt sind, so daß hier nicht künstliche Deutelei, Konstruktionsspiel und ähnliches den Leser erbittern, sondern sachliches Zusammentreffen der beiden Gedankenreihen aufgezeigt werden soll. Die Verwunderung über dies Zusammentreffen möge durch die Überlegung gemildert werden, daß es sich ja um dasselbe Objekt, die menschliche Seele handelt, und wenn auch der eine von medizinischen, der andere von allgemeinen empirischen psychologischen Erfahrungen ausgeht, der eine die kranke Seele heilen, der andere die unvollkommene zur Vollkommenheit führen will, so können sie zwar ohne voneinander Kenntnis zu nehmen ihren Weg gehen, aber sie müssen sich doch im Wesen der Sache an manchen Punkten treffen. Wenn uns etwas hier wundernehmen kann, so ist es, daß Freud von der an kranken Seelen gemachten Erfahrungen in solche Tiefen der Erkenntnis eindringen konnte. Bemerken müssen wir aber, daß wir uns nicht als kompetent erachten, Freuds medizinische Gedanken fachlich zu würdigen. Wir wollen hier nur die Punkte erkennen, in denen die beiden bedeutenden Geister übereinstimmen. Wo Freud Wege geht, die von denen Spinozas



Dr. Theodor Reik



abweichen, müssen wir im allgemeinen das Urteil über Freud medizinischen Fachleuten überlassen. Wir haben von Freuds Psychoanalyse nur literarische Kenntnis, was von den Psychoanalytikern gewiß mit Recht als ungenügend zu vollkommener Erkenntnis der Sache angesehen wird. Wir getrauen uns über Spinoza zu sprechen, aber an Freud nur Fragen zu stellen. Es ist ein Genuß, Freuds Schriften, die auch in der Darstellung hervorragend sind, zu lesen; es ist aber bei mangelnder Kenntnis der psychoanalytischen Praxis schwer, ihnen durchwegs zu folgen. Unser Hauptzweck ist hier nicht, die Psychoanalyse zu beurteilen, sondern nur, wie die Psychoanalyse für die ungeheure Lebenskraft der Spinozaschen Gedanken zeugt. Angedeutet haben wir dies schon in einem Buche, das wir über Spinoza veröffentlichten („Spinoza", bei Reinhardt in München, 1923). Diese Andeutungen sollen hier ein wenig ausgeführt werden.

Bevor wir aber den Nachweis versuchen, daß Spinozas Endabsichten sich mit denen der Psychoanalyse in gewisser Weise berühren, seien vorerst einige Punkte von geringerer Wichtigkeit berührt. Es ist, um auch den Unterschied der beiden Auffassungen in einem grundlegenden Punkt festzustellen, wichtig zu erwähnen, daß in den Werken Spinozas nie die Rede vom unbewußten Leben der Seele ist. Er behandelt wohl das Problem der Erinnerung (T. II, Lehrsatz 18), und da könnte er sich ja die Frage stellen, in welchem Zustande die erinnerte, also bewußt gewordene Vorstellung vorher gewesen ist und so auf das Unbewußte in seiner primitivsten und zugänglichsten Form stoßen. Nachdem aber für ihn geistig und körperlich gänzlich identisch sind („die Ordnung und Verknüpfung der Ideen ist dieselbe wie die Ordnung und Verknüpfung der Dinge" II. 7), ist für ihn hier kein Problem vorhanden. Die Erinnerung geschieht im Geiste nach der Ordnung und Verkettung der Affektionen des menschlichen Körpers. Was geistig ist, ist selbstverständlich bewußt, ja sogar mit dem Bewußtsein dieses Bewußtseins verknüpft. Wenn jemand etwas weiß, weiß er auch damit, daß er weiß, und zugleich weiß er, er wisse,

daß er weiß und so ins Unendliche (Eth. II, 21). Das scheint nun die psychoanalytische Auffassung, zu deren Hauptpfeilern die Lehre vom unbewußten Geistesleben gehört, von der Spinozaschen grundsätzlich und für immer zu scheiden. Wir wollen nun durchaus nicht die Lehre vom Unbewußten an dieser Stelle diskutieren. Ob nun aber die Psychoanalytiker ihren Begriff vom Unbewußten nicht doch vertiefen und revidieren werden, ist eine Frage der Zukunft. Die Schwierigkeiten dieses Begriffs sind am wenigsten dem umsichtigen Forschergeist Freuds entgangen. Dabei scheint uns bisher nicht bedacht worden zu sein, daß ja schließlich die meisten Vorstellungen von Eindrücken der äußeren Sinnesorgane herstammen, die doch beim Entstehen bewußt gewesen sein mußten, denn sollte es auch unbewußte Sinneswahrnehmungen geben? Also Farben, die nicht gesehen, Töne, die nicht gehört usw. werden? Was aber einmal im Bewußtsein gewesen, kann wieder dahin zurückkehren, also nicht absolut unbewußt sein, nur vorbewußt.

Aber wir wollen diese Frage, wie gesagt, hier nicht diskutieren, trotzdem wir zu denen gehören, die sich nicht gut vorstellen können, was es heißen soll, unbewußt zu denken. Statt dessen weisen wir auf eine merkwürdige, natürlich völlig unbewußte Annäherung Freuds an Spinoza hin, die sich in „Das Ich und das Es" (1923) findet, einer Schrift, die von den Psychologen mehr beachtet werden sollte, als bisher geschehen. Er geht hier auch auf die Deutlichkeitsskala des Bewußtseins ein, aus der ja von vielen gefolgert wird, daß das Unbewußte eigentlich nur das unmerklich Bewußte ist, was doch näherer Prüfung wert ist, als Freud zugesteht, und die Idee Leibnizens von den *petites perceptions* war, die sich so merkwürdig seiner ganzen Lehre vom unendlich Kleinen einfügt. Hier wirft nun Freud die Frage auf: Wie wird etwas bewußt, oder wie wird etwas vorbewußt? Die Antwort lautet: „Durch Verbindung mit den entsprechenden Wortvorstellungen" (S. 20). Diese stammen wesentlich von akustischen Wahrnehmungen ab, so daß hierdurch gleichsam ein besonderer Sinnesursprung für das Unbewußte gegeben

ist. Geht man diesen Gedanken von einer anderen Seite als der Freudschen nach, so fällt ein neues Licht auf das seelische Leben. Wie ist der Gedanke, bevor er mit dem Wort verbunden ist? Wenn ihn diese Verbindung bewußt macht, dann ist er vorher sicherlich vorhanden, aber unbewußt, d. h. in *statu nascendi*, halbbewußt, fast unmerklich. Was wir Einfälle aus dem Unbewußten nennen, sind Gedanken, die Bewußtheit anstreben, aber sich erst durch die Verbindung mit dem Wort dazu durchringen. Wie aber Gedanke und Wort sich finden, dies zu erklären wäre eine der großartigen Intuition Freuds würdige Aufgabe. Dazu müßte aber das ganze Problem des noch nicht an die Sprache fixierten Denkens geprüft werden. Mit dem Hilfsbegriff der Assoziation kommt man gewiß nicht aus, denn das sprachlose Denken ist das schöpferische, das mit den Krücken der Assoziation sicherlich nicht vorwärts kommt. Das Problem nun des sprachlichen Denkens hat sich auch vor Spinoza hingestellt, und zwar in seiner ersten Schrift, die auf uns gekommen, in der „Kurzen Abhandlung von Gott, dem Menschen und seinem Glück", über deren interessante und wichtige Geschichte die neue Ausgabe Gebhardts (Spinoza, „Opera") und die deutsche Übersetzung von Gebhardt (1922) genau orientieren. Dort heißt es (I. S. 83 der Gesamtausgabe und S. 94 der Übersetzung), nachdem Spinoza festgestellt hat, daß das Verstehen ein bloßes Leiden ist, so daß es nicht unser Wille ist, der etwas von einem Dinge bejaht oder verneint, — daß dies vielleicht diejenigen nicht zugeben werden, die meinen, man könnte ja doch trotz besseren Wissens mit Worten etwas von einem Dinge behaupten. „Das kommt jedoch nur daher, weil sie keine Vorstellung von dem Begriffe haben, den die Seele von dem Dinge hat, ohne die Worte oder außer den Worten" (S. 94). Wie nun aber die Gedanken ohne die Worte oder außer den Worten sind, darüber hat Spinoza nichts gesagt, wenngleich sein Begriff der Intuition gebieterisch danach gefragt hätte. Denn die intuitive Erkenntnis, die dritte, die höchste Erkenntnis, ist sicherlich auch nach seiner Meinung eine Erkenntnis ohne Worte,

außer den Worten, und wie wir hinzufügen können vor den Worten.

Hingegen ist der wichtige Begriff der Verdrängung bei Freud, eine der Hauptsäulen seines ganzen Gedankenbaues, sehr bestimmt bei Spinoza, wenn auch natürlich nicht unter diesem Namen, zu finden. Im Lehrsatz 12 (Teil 3) heißt es, daß der Geist danach strebt, sich vorzustellen, was das Handlungsvermögen des Körpers mehrt oder fördert; stellt er sich aber vor, was das Handlungsvermögen des Körpers mindert oder hemmt, dann strebt er, sich an Dinge zu erinnern, die die Existenz von jenen ausschließen; diese etwas wunderlich scheinende Ausdrucksweise, die in der Schulsprache seiner Philosophie gehalten ist, wird dann so verdeutlicht: Der Geist verabscheut sich vorzustellen, was sein und des Körpers Vermögen mindert oder hemmt. Dieser Abscheu ist die Triebfeder seiner Haltung. Wirksam aber wird dieser Abscheu, wenn er sich etwas vorstellt, was die Vernichtung des verabscheuten Gegenstandes bedeutet.

*

Die „Ethik" Spinozas führt dem Anschein nach einen nicht entsprechenden Titel; es sind ja in ihr alle Teile der Philosophie und nicht nur die ethischen Gedanken enthalten; aber in der Tat sind alle Teile der Philosophie in der „Ethik" zu finden, aber alle in den Dienst der Ethik eingestellt. Das ganze System Spinozas ist Ethik, alle Teile dienen dazu, den ethischen Grundgedanken das System plastisch herauszuarbeiten. Man hat viele Einwendungen gegen die Form des Systems, die mathematische Beweisführung der einzelnen Sätze erhoben, und wir geben sie gerne preis, wenn jemand alle Werte der Form in eine andere hinüberzuretten weiß, aber geleugnet kann nicht werden, daß es das in seiner jetzigen Form systematischeste Buch der Weltliteratur ist. Alles hängt aufs engste zusammen. Es sind fünf Bücher. Im ersten Buch finden sich die Hauptpfeiler des spinozanischen Denkens, die Begriffe der Substanz, der Attribute und der Modi. Dann folgt im zweiten Buch gleichsam ein neuer An-

satz: Vom Geiste. Um vom Geiste zu reden, müssen wir das Reich des reinen Denkens verlassen und die innere Erfahrung, die wir über den Geist haben, zu Rate ziehen. Das also ist notwendige Fortsetzung der Grundbegriffe, worauf es sich ergibt, daß diese gesuchten Begriffe Weltkategorien alles menschlichen Denkens sind. Ist dieses nicht erkannt, dann ist im Spinoza kein Schritt nach vorwärts möglich. Die notwendige Fortsetzung ist aber die Lehre von den Affekten. Aber in der speziellen Ethik ist auch der Begriff des Affekts soeben an die Reihe gekommen. Affekte sind Naturerscheinungen, die ihre natürlichen und allgemeinen Ursachen und Folgen haben, man muß sie behandeln *sine ira et studio*, als ob es sich um Linien, Ebenen oder Körper handelte. Das dritte und vierte Buch enthält die Lehre von den Affekten, ein Stück reinster vollendetster Psychologie, das verdient, mit den Ausführungen des Aristoteles in der nikomachischen Ethik in eine Reihe gestellt zu werden. Warum sich die Psychoanalytiker diese Lehre entgehen ließen, ist schwer zu begreifen. Was diese Ambivalenz nennen, findet hier mustergültige Begründung. Es ist eine Dynamik der Affekte und Leidenschaften, für die ja die Psychoanalytiker uns die Augen geöffnet haben. Auch der Begriff des Unbewußten wird hier bei Spinoza stark gestreift. Der fünfte Teil der Ethik handelt von der Macht des Verstehens oder der menschlichen Freiheit, dem Schlußpunkt des ganzen Systems. Der Grundpfeiler des Systems ist die Lehre von der Selbsterhaltung, zu der sich Freud den Zugang durch die Lehre vom Todestrieb versperrt hat. Wir versagen uns natürlich jede Polemik, aber sehr selbstbewußt klingt hier die Sprache Freuds nicht; jedenfalls ist es mit dem Denken Spinozas und dem größten Teil der modernen Philosophie unvereinbar. Spinoza lehrt, daß das Streben nach Selbsterhaltung die erste und einzige Grundlage der Tugend, Selbsterhaltung aber dasselbe ist wie nach der Leitung der Vernunft handeln, also Streben nach Einsicht ist die erste und einzige Grundlage der Tugend. Sofern nun die Menschen von den Affekten bedrängt werden, weichen sie voneinander ab. Aber sofern sie nach der Leitung der

Vernunft leben, stimmen sie der Natur nach notwendig immer überein. Doch wir wollen hier abbrechen, die Schlußsätze der spinozanischen Lehre sind allbekannt. Die volle Durchleuchtung der Seele durch die klare Erkenntnis bedeutet die Freiheit des Geistes, die Überwindung der knechtenden Gewalt der Affekte. Dasselbe bedeutet der Begriff Gottes in Spinozas Lehre. Es ist ihr Ausgangs- und ihr Schlußpunkt.

Ist hier wirklich trotz der mystisch-theologischen Ausdrucksweise ein so großer Abstand zwischen den beiden Lehren? Schließlich heilt Freud seine Kranken durch klare Intellektualisierung des Denkens. Das Unbewußte, das eine so entscheidende Rolle im Denken Freuds spielt, wird zuletzt bei glücklichem Beschluß der Kur um seine Vorherrschaft gebracht. Im dem schon erwähnten klassischen kurzen Artikel in der „Encyclopaedia Britannica" sagt Freud: „*The therapeutic results of psychoanalysis depend upon the replacement of inconscious mental acts by conscious ones and are operativ in so far as that process has significance in relation to the disorder under treatment. The replacement is effected by overcoming internal resistances in the patients mind* (III, 253). (Und hier setzt dann der erwähnte Satz ein, daß die Zukunft wahrscheinlich der psychologischen Seite der Psychoanalyse gehört.) Die therapeutischen Folgen der Psychoanalyse hängen davon ab, daß an die Stelle von unbewußten geistigen Akten bewußte gesetzt werden und sind wirksam, insofern als dieser Prozeß in bezug auf die behandelte Krankheit Bedeutung besitzt. Dieser Ersatz vollzieht sich durch die Überwindung innerer Widerstände in der Seele des Kranken.

Daß dieses Verhältnis der Psychoanalyse zur spinozanischen Philosophie so lange unbemerkt blieb, beweist, daß unter den Anhängern Freuds so überzeugte Gegner aller Philosophie sich finden, dann aber auch, daß die Kräfte der Schule vielfach anderweits in Anspruch genommen waren. Seit Freud auf die Hypnose in der Behandlung verzichtete, mußte anderweitig Ersatz geschaffen werden, um auf die Frage Bescheid zu geben: wie kommen wir zum Unbewußten. Hier setzte dann Freuds Gedanke ein: die Traumanalyse, das Spiel der

freien Assoziationen, die psychologischen Verfehlungen im Alltagsleben bauen uns die Brücke zum Unbewußten. Dann mußte eine neue Ich-Analyse einsetzen, zu denen auch Meister Freud den Anstoß gab, „Das Ich und das Es", „Jenseits des Lustprinzips", „Massenpsychologie" (eine der bedeutendsten Schriften), „Totem und Tabu" — man muß immer aufs neue den Geist und die Erfindungskraft des Stifters der Schule bewundern. Merkwürdigerweise aber ließen die Prinzipien der Therapeutik eigentlich auf sich warten. Überall in der Medizin muß man sich oft mit Empirie begnügen und auf den wissenschaftlichen Unterbau verzichten, aber in der Psychoanalyse ist das schwer möglich. Es gibt eigentlich doch keine Schrift, in der die medizinische Materie systematisch aufgebaut wäre. So konnte ich in der weitläufig und täglich mehr anschwellenden Literatur der Psychoanalyse nur schwer die Hauptfragen studieren. Über die Trieblehre bei Spinoza, über seine Theorie der Affekte und Leidenschaften bei der Psychoanalyse kaum ein Wort. Man sollte doch glauben, daß Spinoza bei den Psychoanalytikern Anklang finden müßte. Es ist ja möglich, daß die Schuld an mir liegt. Aber ich habe redlich gesucht und mich vielfach erkundigt. Für Mangel in dieser Beziehung kann ich mich kaum für verantwortlich halten.

PSYCHOANALYTISCHES LESEBUCH

Hebbel über Träume

Wenn sich ein Mensch entschließen könnte, all seine Träume, ohne Unterschied, ohne Rücksicht, mit Treue und Umständlichkeit und unter Hinzufügung eines Kommentars, der dasjenige umfaßte, was er etwa selbst an Erinnerungen aus seinem Leben und seiner Lektüre aus seinen Träumen erklären könnte, niederzuschreiben, so würde er der Menschheit ein großes Geschenk machen.

Primitive Kunst und Sexualität

Von
Dr. Eckart von Sydow

Dem im Frühjahr 1927 erschienenen Werke von Eckart von Sydow „Primitive Kunst und Psychoanalyse. Eine Studie über die sexuelle Grundlage der bildenden Künste der Naturvölker" (Imago-Bücher Nr. X, Geh. M. 8·—, Ganzleinen M. 10·—) entnehmen wir die drei folgenden Abschnitte.

Psychoanalytische Deutung des räumlichen Urbildes

Die bisherigen Erörterungen haben ergeben, daß die im Grundgefühl der Höhle wurzelnde Haltung der primitiven Bauweise unter den verschiedensten Klimaten, wirtschaftlichen Verhältnissen und Kunststilen in grundsätzlicher Gleichartigkeit sich erhält. Es erhebt sich nun die Frage nach dem inneren Grunde dieser merkwürdigen Beharrlichkeit. Dieser Grund muß sehr stark und in einer tiefen Schicht der naturvölkischen Mentalität verankert sein. Läge er nahe dem Bewußtsein, vielleicht sogar in der Sphäre des Bewußtseins, so hätte er jenen vielfachen Eindrücken der Außenwelt gegenüber nicht standhalten können.

Im Sinne neuerer Historik möchte man an den geschichtlichen Ausgangspunkt denken und meinen, daß eben der Ursprung in der Felshöhle auf das nachhaltigste die weitere Entwicklung beeinflußt habe. Das ist gewiß richtig. Aber diese Begründung reicht keineswegs aus. Sie übersähe die Neben- und Zwischenstufe der höhlenartigen Bauten: den Wetterschirm. Sie erklärt auch keineswegs die Übergewalt des Höhlengefühls, selbst unter der Voraussetzung, daß die Höhle die ursprünglichste und einzige Wohnung des Urmenschen gewesen wäre. Denn der historische Ausgangspunkt bedeutet als solcher durchaus keine innere Zwangsläufigkeit der Entwicklung innerhalb bestimmter Grenzen. Gerade die Baukunst legt dafür ein lautsprechendes Zeugnis ab, da spätere

hochkultivierte Baustile nur bei historischer Analyse allmählich auf ihren Ausgang in primitiverer Bauweise zurückzuführen sind. Die Möglichkeit solcher Spannungen beweist vielmehr, daß in dem einheitlicheren Gebiet der primitiven Baukunst ein inneres Prinzip von einer Mächtigkeit gewaltet haben muß, das allen inneren und äußeren Einflüssen siegreich Widerstand leistete. Kein rein historisches Moment kann solche Allgewalt ausüben, sondern nur eine unbewußte, organisch gegebene und bluthaft wirksame Tendenz des menschlichen Daseins.

Wir befragen zunächst einmal die psychoanalytische Literatur, ob sich in ihr ein Wegweiser für die Lösung unserer Problematik findet. Besteht unsere Annahme einer tiefwurzelnden Veranlagung zu Recht, so können wir darauf rechnen, in der Deutung der mythologischen Sprachbilder und Vergleiche einen wichtigen Fingerzeig zu finden. C. G. Jung („Wandlungen und Symbole der Libido", S. 200) formuliert den Sinn solchen Vergleiches zunächst im allgemeinen für das Bild einer ganzen Stadt: „Die Stadt ist ein mütterliches Symbol, ein Weib, das die Bewohner wie Kinder in sich hegt." Und er erläutert diesen Satz durch eine Reihe von Beispielen, wie diese: „Es ist daher verständlich, daß die beiden Muttergöttinnen Rhea und Kybele die Mauerkrone tragen. Das Alte Testament behandelt die Städte Jerusalem, Babel usw. wie Weiber . . ." Otto Rank unterstützt solche Deutung, indem er („Um Städte werben" in „Internat. Zeitschr. für ärztl. Psychoanalyse", II [1914], S. 50 ff.[1]) die Vergleiche heranzieht, welche den Liebesakt durch die Eroberung einer standhaften Festung verdeutlichen, und indem er die bewältigte Stadt als Muttersymbol nachweist.

Weiterhin bezeichnet Jung auch die Kiste oder Lade als weibliches Symbol, — sie bedeutet den „Mutterleib, was den älteren Mythologen eine ganz bekannte Auffassung war" (l. c., S. 202).

1) Wieder abgedruckt in der 4. Auflage von Rank: „Der Künstler" (Imago Bücher Nr. I), Wien 1925.

Zwischen Kiste und Stadt steht das Haus als solches in seiner Isoliertheit. Muß man beide Extreme als Weib-Symbole und speziell als Mutter-Symbole deuten, so wird man nicht fehlgehen, auch in der vermittelnden Vorstellung die gleiche Tendenz wirksam zu finden. Th. Reik (in „Internat. Zeitschr. für ärztl. Psychoanalyse", II [1914], S. 59 ff.) weist darauf hin, daß unter den „Symbolisierungen des Frauenleibes" neben der Festung, dem Garten usw. auch das Gebäude als Symbol des Frauenleibes auftritt.[1] Der wesentliche Zug liegt wiederum darin, daß Insassen wie Kinder beherbergt werden. So sagt denn auch H. Zulliger („Beiträge zur Psychologie der Trauer- und Bestattungsgebräuche in „Imago", X. Bd., 1924, S. 225): „Der Herd ist als Symbol für das Genitale genügsam bekannt, das Haus als solches für die Mutter."

Speziell für die Traumsymbolik hat Freud selbst in seiner Aufführung von Beispielen typischer Symbole („Traumdeutung", Ges. Schr., III. Bd., S. 70 f.) dargetan, daß Zimmer zumeist Frauenzimmer bedeuten.

Nach der Bedeutung des Bauwerkes und des Zimmerraumes als mythologischen und Traumsymbols des Frauenleibes, und zwar besonders des Mutterleibes, zeigt sich weiterhin ein analoger Sinn im Bild der Höhle. Auch hier kann uns die Untersuchung der mythologischen Symbolik durch C. G. Jung nützlich sein. Denn er hat gefunden, daß verwandte Vorstellungen, wie z. B. Golf, Abgrund, tiefes Tal zwischen hohen Bergen die Vagina, speziell den Mutterschoß bedeuten (Jung, l. c., S. 264) und ferner, was sinngemäß hieher gehört, daß der Höhlendrache die „furchtbare Mutter" bedeutet (Jung, l. c., S. 340 A 2), — wie das Haus, so gilt also auch die Höhle als Repräsentanz des Mutterleibes.

Alb. Dietrich („Mutter Erde", 2. Aufl., S. 101) unterstützt solche Deutung durch den Hinweis darauf, daß gemäß

---

1) Man vergleiche auch über Symbole des Frauenleibes die Kapitel „Erde, Paradies", „Stadt, Festung", „Verschlossen" und „Tor, Tür, Fenster" bei Storfer: „Marias jungfräuliche Mutterschaft. Ein völkerpsychologisches Fragment zur Sexualsymbolik", Berlin 1914.

der „ältesten, echten Volksreligion“ die Erdgrube mit dem weiblichen Schoß für identisch erklärt wurde (vgl. O. Rank: „Psychoanalytische Beiträge zur Mythenforschung“, 2. Aufl., 1922, S. 28 ff.).

So führt denn auch Freud („Traumdeutung“, Ges. Schr., III. Bd., S. 70) an, daß neben Dosen, Schachteln, Kästen usw. auch Höhlen den Frauenleib bedeuten können.

Die nahe Verbundenheit des naturvölkischen Hauses mit der Erde, wie sie sich zumal in den mehr oder minder versenkten Häusern und in dem Material des Schnees usw. nicht minder als in der genealogischen Verbindung zwischen Erdhöhle und Haus ausspricht, legt die Frage nach dem Verhältnis der Erde zum menschlichen Geschlecht innerhalb der mythologisierend-symbolisierenden Vorstellungswelt nahe. Auch hier zeigt sich das gleiche Ergebnis wie bei der Untersuchung der beiden vorangehenden Probleme: die Erde wird regelmäßig als ein weibliches Wesen, und zwar als die Mutter aufgefaßt. „Mutter Erde“ ist ein allgemein gebräuchlicher Ausdruck der naturvölkischen Religionen, — einige der ergreifendsten Masken Westafrikas verdanken dieser Konzeption ihren Ursprung. (Vgl. E. v. Sydow: „Kunst und Religion der Naturvölker“, S. 51 und Abb. in E. v. Sydow: „Kunst der Naturvölker . . .“, S. 108 f.) Bei Nord- und Südamerikanern, Afrikanern, Eskimos usw. wird die Mutter Erde als Gottheit verehrt. Diese Grundvorstellung ist es, welche alle Kinder aus der Erde quellen und wachsen läßt. Alb. Dietrich („Mutter Erde“, S. 20) fügt dieser Feststellung hinzu: „Ich wüßte nicht, daß es wirklich echten Volksglauben gäbe, der die Herkunft der Kinder in einer Weise auffaßte, die nicht mit dieser Grundvorstellung zusammenginge.“ Die Fülle der Beispiele, die Dietrich aufführt und aus denen die Erhöhung der Erde zu einer mächtigen Gottheit im Bereiche der alten ägyptischen, griechischen usw. Religion hervorgeht, beweist die breite Basis für die mythologische Formulierung im organischen Bewußtsein, — gerade für die letzten Jahrhunderte der antiken Religionen prägt er den Satz, daß die Isis-Religion als Dienst der mütterlichen

Weltgottheit „ihre innerste, eigentliche Religion“ bedeutet habe (l. c., S. 85, vgl. O. Rank, l. c., S. 46).

Wir haben nunmehr eine dreifache Schichtreihe vor uns: Erde, Erdhöhle, Behausung, — eine genealogische Reihe, die durchwaltet ist von der gleichen urbildhaften Einfühlung der menschlichen, primitiven Auffassung, die in den drei Dingen Symbole des weiblichen Körpers, besonders des Mutterleibes sieht. Das Primäre bei solcher Interpretation durch die Naturvölker, den Volksglauben antiker Kulturen, und die Traumarbeit unserer Zeitgenossen ist das sexuelle Gefühl der Anziehung durch das weibliche, besonders das mütterliche Wesen. In ihm muß also auch der Impuls liegen, der die Behausung der Naturvölker in ihrer Form hervortreibt und beherrscht. Am durchgreifendsten offenbart er seinen innersten Instinkt in jenen Bauformen, die durch Einräumigkeit, Geschlossenheit sich auszeichnen. Es müßte demnach die Kuppelhütte, beziehungsweise das Kuppelzelt in seiner einfachsten Form die primitive Baugesinnung am reinsten ausdrücken. In der Tat steht sie am Anfang aller eigentlichen Baukunst, die erst nach dem Gebrauch und der Überwindung des Wetterschirmes einsetzt.

Wie aber erklären sich die anderen Formen der naturvölkischen Bauten: zylindrische Kegeldachhütten, Viereckbau mit Giebeldach usw.? Wir haben früher gesehen, daß die größte Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß die Rundbauten allerorts die frühere und die Viereckbauten die spätere Stufe der Entwicklung bilden. In jenen beiden Fällen ist ein Element sichtbar, das dem ursprünglichen Antrieb fremd ist, es drückt sich besonders in der Differenzierung von Dach und Wand aus, abgesehen vom eckigen Grundriß. Es macht sich in diesen Veränderungen, Verfremdungen ein deutlicher Einschlag zivilisatorischer, rechnerischer Überlegung geltend, der dem Beginn nicht wesensgleich ist, dessen Art lediglich in der Reproduktion der Mutterleibshöhlung besteht. — Nahe liegt hier der Gedanke, in solchen Abweichungen den Ausdruck des spezifisch männlichen Geistes zu sehen. Die Diskussion eines Einwandes jedoch wird zeigen, daß diese Annahme falsch ist.

Dieser Einwand könnte nämlich darauf Bezug nehmen, daß das Innere des Frauenleibes keine erogene Zone an sich sei, — das sexuelle Moment fehle also. Dies ist gewiß richtig, insofern die Erotik von seiten des Weibes her aufgefaßt wird. Tatsächlich aber ist die Libido „regelmäßig und gesetzmäßig männlicher Natur, ob sie nun beim Manne oder beim Weibe vorkomme und abgesehen von ihrem Objekte, mag dies der Mann oder das Weib sein" (Freud: „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie", Ges. Schr., Bd. V, S. 94; vgl. Ferenczi: „Versuch einer Genitaltheorie", 1924, S. 42). Nun aber ist für den Mann das Leibinnere der Frau durchaus ein Gebiet, das erotische Bedeutung hat. Denn Ferenczi hat darauf hingewiesen, daß „die zentrale Tendenz der Wiederkehr in den Mutterleib beide Geschlechter gleicherweise beherrscht" und daß sowohl Schlaf, wie auch Genitalakt eine Rückkehr zum Intrauterinleben bedeuten (l. c., S. 41, 49). Zu dieser letzteren Rückwendung ist praktisch jedoch nur der Mann in der Lage. So hat er die eigentliche Vollzugskraft des rückwärts gerichteten Triebes. Das architektonische Gebilde ist demnach, seiner Struktur als Nachahmung der Mutterleibshöhle zum Trotz, ein Ausdruck der männlichen Erotik. Die weitergehende Fortbildung der ursprünglichen Rundanlage des geschlossenen Einraumes kann daher nicht dem männlichen Sinn zu verdanken sein, sondern muß, insofern die ästhetische Funktion in Frage kommt, die Angelegenheit einer überbiologischen, zum mindesten außerbiologischen sublimierenden Geistigkeit sein.

Diese Hypothese liegt nahe. Aber wir könnten uns auch zunächst mit der in psychoanalytischen Kreisen geläufigeren Auffassung begnügen, daß in jenen Weiterentwicklungen eine komplizierte Verdrängung in die Erscheinung träte. Abgesehen von allen zivilisatorischen Überlegungen würde es sich dann nur um negative Baumethoden, wenn wir so sagen dürfen, handeln, beziehungsweise um Baumethoden mit negativem Sexualsinn.

Kunst- und Wirtschaftsformen bei den Naturvölkern

Zu unserer These der grundsätzlichen Unabhängigkeit des Ausdrucks des Lustprinzips vom Zweckmäßigkeitsgedanken hat sich die allgemeine Erörterung des Verhältnisses von Kunstform und Wirtschaftsartung im Bereiche der ausschließlich oder überwiegend ethnologischen Kunstwissenschaft in scharfen Gegensatz gestellt. In der Bejahung der Frage, ob eine Abhängigkeit künstlerischer Stilformen von den jeweiligen Wirtschaftsformen ihres Ursprungsgebietes vorhanden sei, besteht eine weitgehende Übereinstimmung bei den verschiedenen Forschern, die sich mit der Kunst der Naturvölker beschäftigt haben. Ernst Grosse begann in seinen „Anfängen der Kunst" (1894) die Ableitung der primitiven Kunstformen aus den Wirtschaftsformen, — Herbert Kühn hielt in seiner „Kunst der Primitiven" (1923) seine mannigfachen Analysen primitiver Kunstwerke durch den allgemeinen und allseitig durchgeführten Gedanken der Abhängigkeit der Kunstsprache von der Wirtschaftsart zusammen, — K. Weule, K. Woermann, L. Frobenius, Fr. Graebner machten von dem gleichen Gedanken einen mehr oder minder ausgedehnten Gebrauch. Wie schroff die Vertreter dieser Auffassung sich für ihren Gedanken einsetzen, zeigen Zitate aus H. Kühns „Kunst der Primitiven" (S. 9, 174): „Niemals ist die Kunst zufällig, immer ist sie verbunden mit dem gleichzeitigen Leben in Religion, Mystik, Wissenschaft, Philosophie, Recht und Staat... Der letzte Grund aber, der auch ihr Wesen entscheidend gestaltet, ist die Wirtschaft. Das Ökonomische ist der Untergrund, es bildet das Anders-Sein, es bedingt den Wandel. — Diese ökonomische Geschichtsauffassung ist ein neuer Gesichtspunkt in der Kunstgeschichte, ein neuer, ein anderer Weg, — der einzige Weg aber, der in der Kunst der Primitiven einen Pfad zu zeigen vermag." — „Die Gebiete fallen zusammen. Wirtschaftlich konsumtiv gerichtete Zeiten haben konsumtive, haben sensorische Kunst, und wirtschaftlich produktiv gerichtete Zeiten . . . haben produktive, haben imaginative Kunst . . . Unabhängig von Zeit, unabhängig von Raum schafft

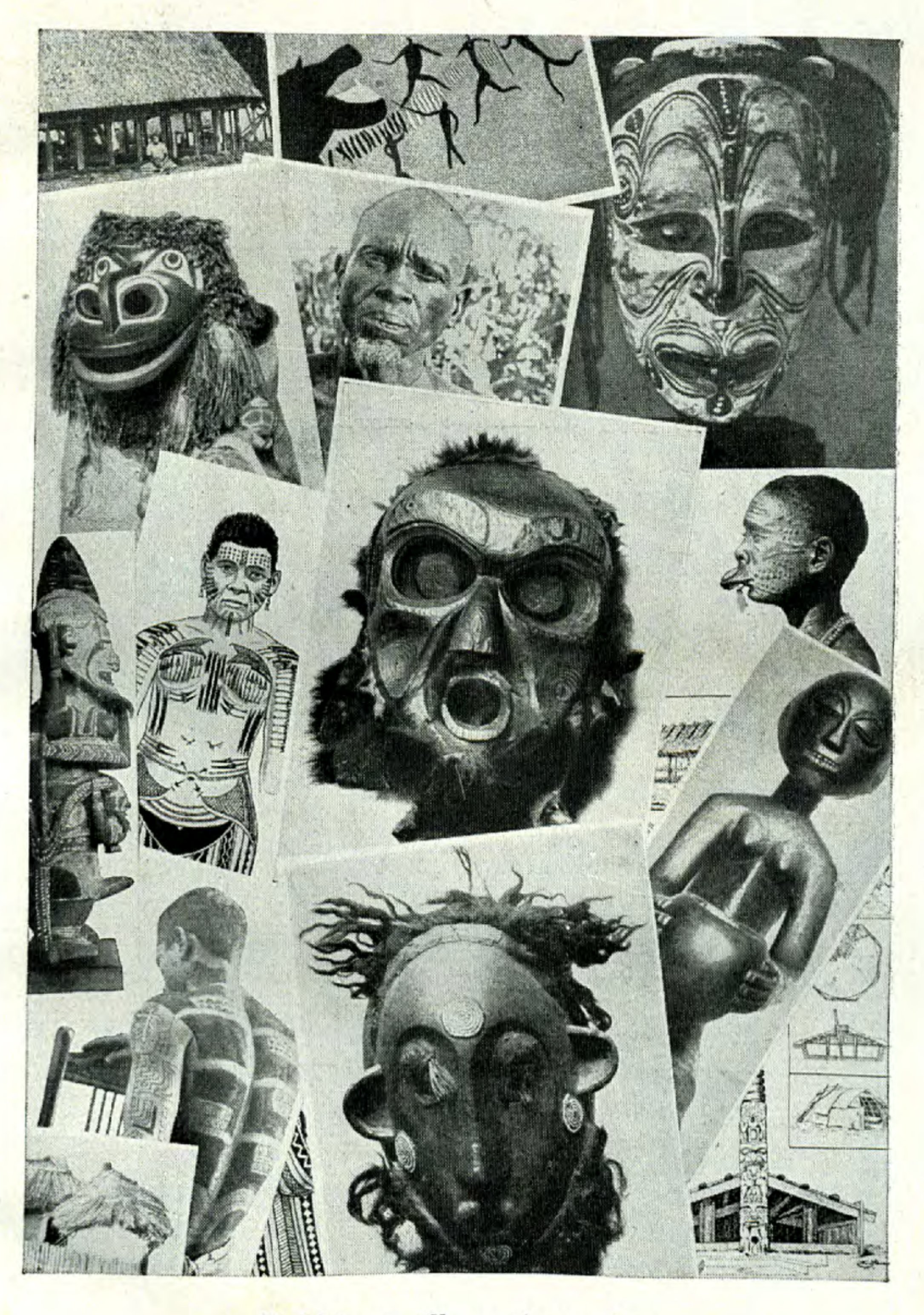
dieselbe Wirtschaftsform immer wieder denselben geistigen Gesamtkomplex, immer wieder die stilistisch gleichgerichtete Kunst."

Die materialistische Wendung von der Abhängigkeit künstlerischer Bildungsart vom wirtschaftlichen Impuls knüpft für unser Gebiet an die Tatsache an, daß zwei wohlbekannte gegensätzliche Stilbildungen, die man als abstrakte und naturalistische Formprägung bezeichnet, wie sonst so auch in der naturvölkischen Kunst vorliegen. Der erste Überblick schien es nun E. Grosse evident zu machen, daß das Gebiet der Jägernomaden mit dem der naturalistischen Kunst, das der Ackerbauer und Viehzüchter mit dem der abstrakten Kunstformung identisch sei. Er begründete diesen „Befund" mit den Sätzen (l. c., S. 190): „Beobachtungsgabe und Handfertigkeit sind die Erfordernisse für die primitive naturalistische Bildnerei, und Beobachtungsgabe und Handfertigkeit sind zugleich die beiden unentbehrlichsten Erfordernisse für das primitive Jägerleben" und fernerhin: „Weder die Ackerbauer noch die Viehzüchter bedürfen zu ihrer Erhaltung einer so hohen Ausbildung der Beobachtungsgabe und der Handfertigkeit." Diese Begründung ist recht fragwürdig, da jeder, der mit Viehzüchtern zu tun gehabt hat, weiß, wie genau sie jedes einzelne ihrer Tiere kennen. Gleichwohl könnte der Befund selbst richtig sein, wenn auch die erklärende Begründung Grosses abgelehnt werden müßte. Denn ohne sie sich zu eigen zu machen, hat H. Kühn die Nachweisungen Grosses aufgenommen und seinerseits erweitert, indem er die gesamte primitive Kunst unter dem Gesichtspunkt der Entsprechung von wirtschaftlicher und künstlerischer Konsumtion und Produktion untersuchte. Konsumtion in wirtschaftlicher Hinsicht entspricht nämlich nach ihm dem sensorischen Stil der Buschmänner, Polarvölker, Australier, — Produktion dem imaginativen Stil der afrikanischen Neger, Indianer, Ozeanier, wobei grundsätzlich jene oben schon zitierte These die dogmatische Grundlage bildet: „Das Ökonomische ist der Untergrund." (S. 9.) Eine klare Definition der neuen Termini sensorisch und imaginativ sucht man bei Kühn vergebens, —

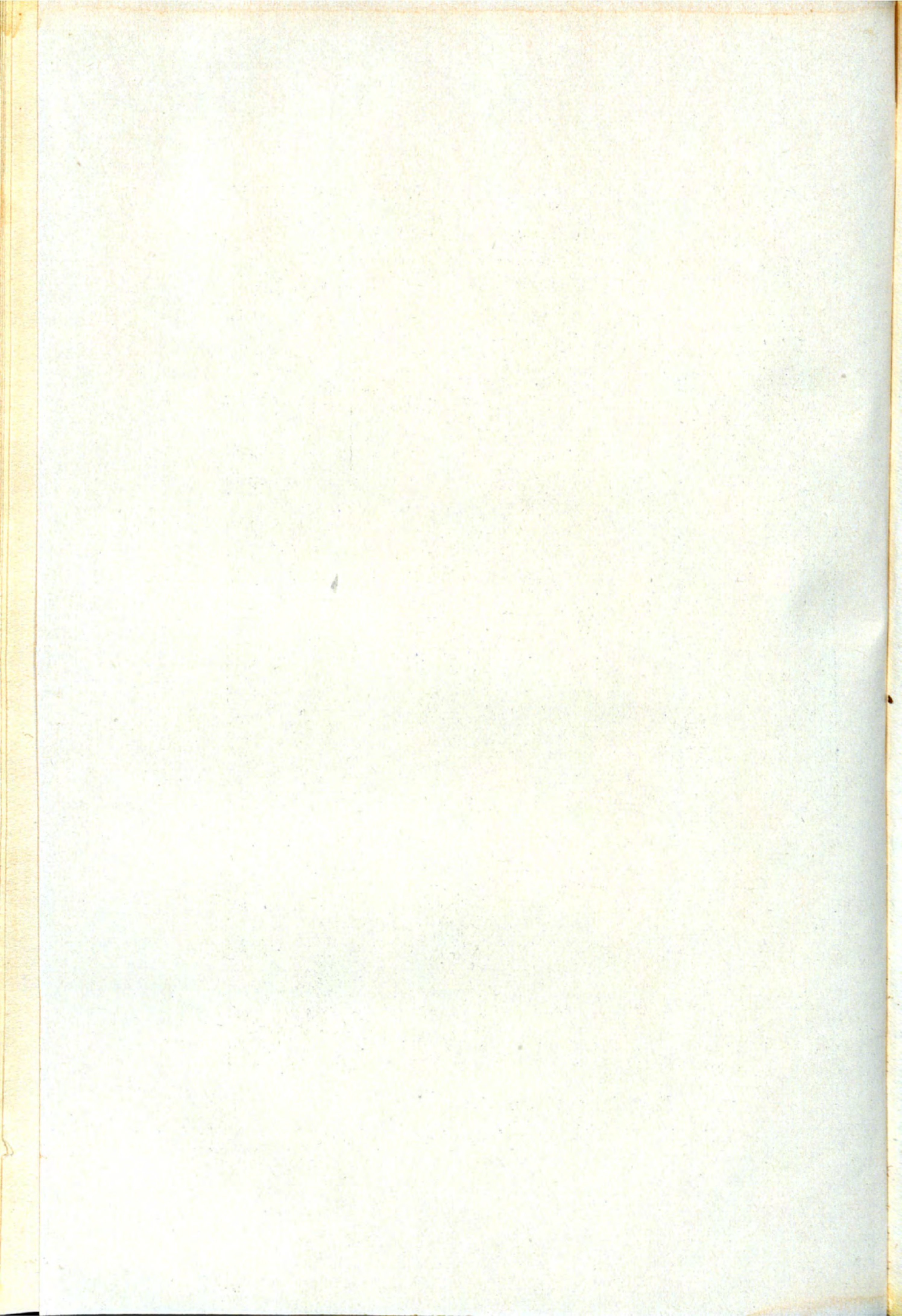
er erläutert sie an anderer Stelle durch eine Gleichsetzung mit anderen, metaphysischen, aber nicht ohne weiteres evidenteren Ausdrücken, indem er imaginativ mit transzendent, sensorisch mit immanent gleich setzt (S. 13). Im großen und ganzen darf man wohl beiden Ausdruckspaaren: Abstrakt-Naturalistisch und Imaginativ-Sensorisch die annähernd gleiche Bedeutung zuerteilen, — nur daß im Imaginativen das Abstrakte unter dem Exponenten der Phantastik zu stehen scheint.

Untersuchen wir das Tatsachenmaterial, das die allgemeinen und besonderen Thesen Grosses und Kühns von der Abhängigkeit naturalistisch-sensorischer und abstrakt-imaginativer Kunstweise von den gleichartigen Wirtschaftsformen dokumentieren soll, so ergeben sich alsbald bedeutende Schwierigkeiten, in welche sich diese Dogmatik verfängt. Für einzelne Gebiete ist die These zutreffend. So anscheinend für Südamerika und große Teile von Nordamerika und der Südsee. Ob hiemit aber eine durchgehende Gesetzlichkeit aufgewiesen ist, muß zweifelhaft werden angesichts der Einwände, die auf anderen Gebieten der primitiven Kunstwelt sich erheben.

Die Kunst der Buschmänner ist ein beliebtes Paradestück der angeblichen reinen Naturalistik der Jägervölker. Wie wenig diese Behauptung zutrifft, haben wir schon früher gesehen. Wohl ist der Umriß naturalistisch, aber die Farbgebung ist rein imaginativ. — Die Eskimos müßten als Jäger und Fischer eine rein naturalistische Kunst haben. Ihre Ritzzeichnungen und in geringerem Maße ihre Schnitzereien stimmen hiemit überein. Aber sie haben neben diesen sensorischen Arbeiten auch Masken von ganz abstrakter, ganz imaginativer Formung (E. v. Sydow: „Kunst der Naturvölker", S. 278ff.; Vatter: „Religiöse Plastik der Naturvölker", S. 31, 113). — Ähnliches gilt von den Australiern: auch sie haben eine Fülle naturalistischer Werke, aber von höherem Interesse sind ihre ganz und gar abstrakt beritzten Tjurungas, — flache Steine oder Hölzer, deren Punkte, Striche, Linienkomplexe einen durchaus naturhaften Inhalt andeuten sollen



Verkleinerte Illustrationsproben
aus „Sydow, Primitive Kunst und Psychoanalyse"



(Strehlow: „Aranda und Loritja“, I. Bd., z. B. 1., 3. Taf.). — Die auf Viehzucht, Jagd und Fischfang eingestellten Jenissejer Sibiriens haben ganz abstrakt geschnitzte Ahnenbilder (Buschan: „Ill. Völkerkunde“, II, 1, S. 323, Fig. 217). — Die Giljaken Sibiriens, deren Wirtschaftsform die gleiche ist, haben Hausschutzgeisterfiguren imaginativer Formung (Buschan, l. c., S. 305, Fig. 202, Nr. 6), — daneben übrigens auch recht naturalistische Arbeiten (Buschan, l. c., S. 313, Fig. 209, Eßnapf). — Die Golde, ebenfalls ein sibirischer Stamm von Viehzüchtern und Fischern, führen ganz abstrakte phantastische Idole mit sich (Buschan: „Sitten der Völker“. II, S. 258, Abb. 1; v. Reitzenstein: „Das Weib . . .“, 1923, Taf. VI, 1, 2, 4). — Da überhaupt die ursprüngliche Religion der Altsibirer im Schamanismus besteht (Buschan: „Ill. Völkerkunde“, II, 1, S. 317), so ist es nicht verwunderlich, daß unrealistische Arbeiten in diesem Gebiet erwachsen.[1]

Auf der einen Seite ist also die Gleichzeitigkeit von Sensorismus-Naturalismus der Kunst und Wirtschaft keineswegs nachzuweisen. Auf der anderen Seite erheben sich aber auch durchgreifende Einwände gegen die Theorie vom Zusammenfallen künstlerischer und wirtschaftlicher Abstraktion und Imagination. Die Ackerbauer des Kameruns, die rein abstrakt arbeiten müßten, beugen sich nicht diesem Dogma, sondern haben vielfach Werke mit intensiver Naturalistik (E. v. Sydow, l. c., S. 112, 108 f., 120; Führer durch das Leipziger Völkerkunde-Museum, 1919, Taf. 9 unten; Vatter: „Religiöse Plastik der Naturvölker“, S. 105, 65, 108, 121). — Das gleiche gilt von hervorragenden Arbeiten der Bakuba und Warua im Kongogebiet (E. v. Sydow, l. c., S. 131, 141 f., 145 ff.). — Ebenso zeigen die Ahnenbilder aus Nias eine durchaus naturalistische Artung (E. v. Sydow, l. c., S. 272).

---

1) Es illustriert die kaltblütige Beweismethode der materialistischen Ästhetiker nichts schärfer, als die Feststellung der Tatsache, daß H. Kühn in seiner „Kunst der Primitiven“ weder die expressionistischen Masken der Eskimos, noch die naturalistischen Arbeiten aus den Gebieten West- und Mittelafrikas abbildet oder erwähnt, wiewohl die deutschen Museen an beiden Kategorien Überfluß haben.

Es soll gewiß nicht bestritten werden, daß bei all diesen Völkern imaginative Werke in großer Anzahl vorhanden sind. Das Wesentliche aber ist die Feststellung, daß die Wirtschaftsform keineswegs mit Ausschließlichkeit den maßgebenden Faktor bildet, sondern daß also andere Momente den Ausschlag geben müssen. Ob man hiebei an das religiöse Element oder einfach an die künstlerische Formkraft als solche denkt, ist dabei eine Frage zweiten Ranges. In beiden Fällen würde man auf das Innere, Seelische des Menschen zurückverwiesen.

Primitive und kultivierte Kunst

Die formalen Bestimmungen der kultivierten Eigenart der Kunst lassen wir zum Schluß im Unterschied und Gegensatz zu der Formbildung der naturvölkischen Kunst sichtbar werden. Wir greifen dafür auf jene Kennzeichnung der primitiven eigentlichen Künste zurück. Wir sahen dort überall das Prinzip der möglichsten Einfachheit herrschen, das nur geringe Erweiterung duldet. Dort, wo es sich um eine Gruppe handelt, werden die Nebenfiguren so verkleinert, daß sie nicht ins Gewicht fallen, oder aber es werden gleichgroße Figuren, Räume, Farbflächen gleichberechtigt nebeneinandergestellt. Die Bewegtheit der Komposition vollzieht sich also im wesentlichen durch Wiederholung oder völlige Unterordnung. Auf beiden Wegen erwächst die gleiche innere Haltung der S t a t i k.

Die kultivierte Form der Kunst hat dieser Einfachheit gegenüber ein unvergleichlich reicheres Register von Wirkungsmöglichkeiten. Zunächst setzt sie sich über die Armut der Grundformen hinweg, an denen die primitive Kunst haftet. Sie ist schöpferisch und erfinderisch zugleich. Eine Fülle von Einzelformen steht ihr zu Gebote. Während die Komposition der Primitivität gern mit den Methoden der Aneinander- oder Übereinander-Reihung arbeitet, so daß das Einzelelement, die primäre Grundform, also das sichtbare Übergewicht über alle Beziehungen als solche behält, die zwischen den Einzelelementen gestiftet werden können, zeichnet sich die Kultur-

Kunst dadurch aus, daß bei ihr das System der Beziehungen zu primärer Bedeutung heranwächst, — der geistige Zusammenhang der Organisation ist das Wesentliche, nicht das Individuum.

So verwandelt sich die hintergrundhafte Sexualbedeutung der Symbole in einen immer abgeblaßteren Eigenwert. Diese Verwandlung hatte schon in der primitiven Kunst begonnen, wenn wir die Entwicklung vom eindeutigen Symbol des Phallus im heiligen Pfahl zu der malerischen Plastik der südseeinsulanischen Schnitzereien verfolgen. Später ersetzt die Kulturkunst die noch immer etwas phallushafte Form der Plastik durch mehr oder minder bewegte Figuren, deren bloße Haltung und Einstellung in der Schrägansicht des Blockes auf einfache, radikale Weise einen Strich durch die Rechnung des sexuellen Spürsinns macht. Zugleich schiebt sich die inhaltliche Bedeutung so stark in den Vordergrund, daß auch alle geistigen Interessen abseits vom sensuellen Moment angefacht werden: die szenische Darstellung einer Handlung usw. führt über die einfach statuarische Symbolisierung von Geschehnissen hinaus. Indem so der Inhalt und die Formgebung beiderseits einen mannigfaltigen Zusammenhang in sich schließen, pulsiert in ihnen ein dynamisches Leben, — im Unterschiede zur naturvölkischen Statik.

Diesen allgemeinen Gegensatz zwischen der kulturellen Dynamik und der primitiven Statik mag man auch auf den Gebieten der Baukunst und der zeichnerischen Künste verfolgen. Man sieht dann, wie die geistigere Kunst die geschlossene Einräumigkeit überwindet, sie in verschiedene abgeschlossene Einzelräume zerlegt und sie dann wiederum so gruppiert, daß eine größere Einheit in dieser Mannigfaltigkeit sich wieder ergibt.

Das gleiche Wunder der Verwandlung vollzieht sich auf dem Gebiete der zeichnerischen Künste. Der frappante Unterschied, den die geistige Artung der Darstellung durch die Perspektive zwischen sich und die primitive Einstellung setzt, ist genau der gleiche Ausdruck für die analoge Differenz, die wir in der Plastik und Baukunst sahen. Auch hier ist

es ein dynamisches Verhältnis der Bewegung von einer Fläche der Farbe und einem Orte der Darstellung zu einer weiter zurückliegenden Stelle und Raumschicht, das durch die Perspektive ermöglicht und verwirklicht wird. Innerhalb einer weitfassenden Einheit strömt eine reiche Mannigfaltigkeit hin und her.

Wann und wo dieser Umschwung eingesetzt hat, läßt sich nur in historischer Untersuchung ausmachen. Wir sahen früher, daß schon innerhalb der naturvölkischen Kunst die Tendenz sich auf dieses Ziel richtete. Freilich wurde sie mitten im Werden aufgehalten. Nicht zu ihrem Nachteil, — denn nur die Werke mit dem altertümlich-archaischen Wesen haben den Vollklang der inneren Kraft, während die modernisierten, europäisierten, wie die Beninbronzen usw., wesentlich schwächer anmuten. Die sogenannten Kulturvölker haben erst ihrerseits den entschiedenen Schritt über den Primitivismus der Kunstübung, d. h. über die despotisch waltende Einheit, hinaus getan. Denn sie sind beflügelt von der Dynamik, die dem Geiste innewohnt und die sein innerstes Wesen ist.

PSYCHOANALYTISCHES LESEBUCH

In Lenaus „Faust" schildert Mephistopheles das Nachlassen der Zensur:

Am Menschen ist's ein mir beliebter Zug,
Daß, wenn's Geschick ihm eine Wunde schlug,
Wenn ein Verdruß die Seele ihm erweicht,
Der Sinnenreiz viel freier ihn beschleicht,
Als wären alsdann seiner Sinne Wächter,
Die doch am Ende nur gedung'ne Fechter —
Vom Sehnen berauscht, verschlafen an der Pforte.

Der Raumfaktor in der Traumdeutung

Von
Yrjö Kulovesi
Tampere (Finnland)

Aus der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse", Bd. XIII (1927).

In einigen Traumanalysen, von denen ich unten zwei Beispiele darstellen werde, habe ich die Tatsache bemerkt, daß im Unbewußten mit den erlebten Ereignissen auch deren räumliche Verhältnisse treu aufbewahrt werden, und daß die Traumarbeit diese Raumverhältnisse unverändert wiederholen kann. Mit anderen Worten: der manifeste Traum und der latente Traum liegen auf derselben topographischen Basis. Die Traumarbeit verdichtet große, bisweilen sehr große räumliche Verhältnisse in die kleineren Maße der Traumszene. Jedoch werden auch in dieser kleineren Szene die räumlichen Richtungen und das Verhältnis der Abstände zueinander aufbewahrt.

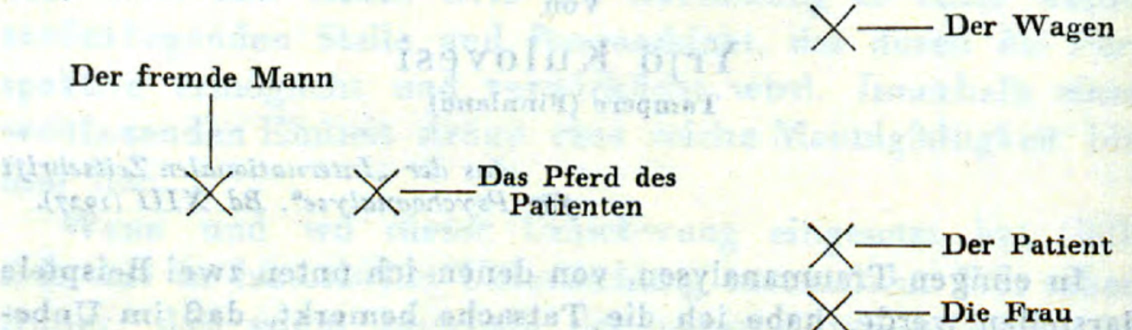
Auf Grund des Materials, das mir vorlag, um diese seelische Gesetzmäßigkeit zu untersuchen, wäre es verfrüht zu sagen, daß dies Phänomen allgemein und bei allen Leuten anzutreffen wäre. Vielleicht ist es möglich, daß diese Erscheinung nur für solche Träumer wesentlich ist, denen ein Denken in Raumverhältnissen eigen ist. Wo aber diese Tatsache ganz offenbar ist, wie in den unten dargestellten Beispielen, spürt es der Patient selbst lebhaft und kann sich seine Traumszene in anderen räumlichen Verhältnissen überhaupt nicht vorstellen. Abgesehen von ihrer theoretischen Bedeutung für unsere Kenntnis von einer besonderen Bedingung der unbewußten Traumarbeit, ist dieser Befund auch von praktischer Bedeutung für die Psychoanalyse. Er gibt erstens ein Hilfsmittel in die Hand, welches die Richtigkeit eines aufgedeckten Zusammenhanges bestätigt, und zweitens gewinnt man durch die Genauigkeit der räumlichen Verhältnisse neue Ausgangspunkte für in die Tiefe führende Assoziationen des Patienten.

Das Phänomen wird am besten durch Beispiele beleuchtet:

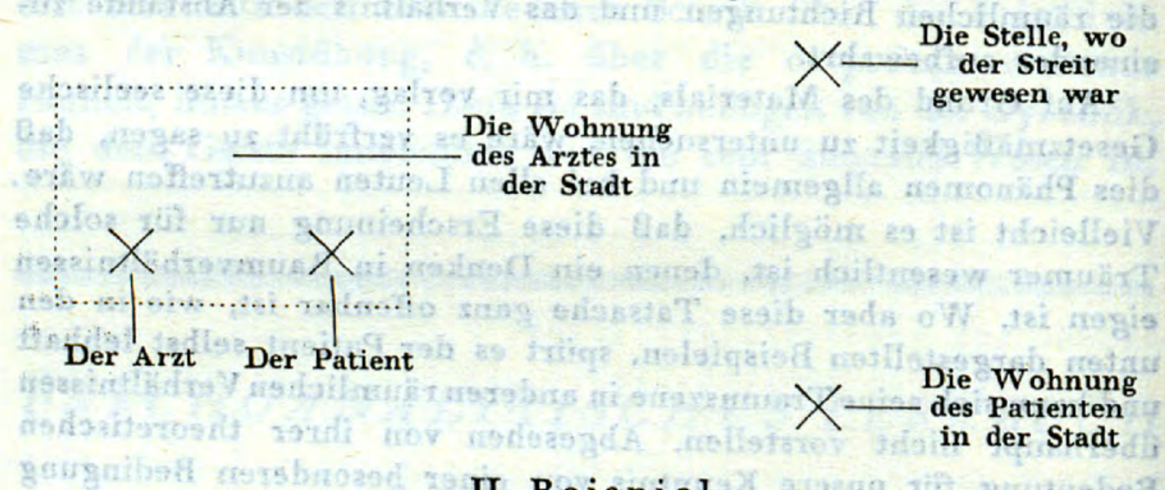
I. Beispiel:

Der Patient träumt, daß er mit seiner Frau von der Seite aus zuschaut, wie ein fremder Mann sein (des Pat.) Pferd, das sich aus den Seilen losgerissen hatte, wieder an den Wagen spannt.

Raumverhältnisse des Traumes kennzeichnet der Patient auf folgende Weise:



Die Analyse des Traumes ergibt, daß derselbe sich mit der Analyse beschäftigt. Der Patient hatte in der Stadt einen kleinen Streit mit seiner Frau gehabt. Als Folge davon setzten sich gewisse Störungen in seiner Stimmung fort; diese Störungen wurden in der Analyse wieder ins Gleichgewicht gebracht. Wenn der Patient sich jetzt der räumlichen Verhältnisse in der Stadt erinnert, zeichnet er den Grundriß der Ereignisse wie folgt:



II. Beispiel.

Der Patient träumt, daß er in einer Höhle ist, in die ein alter Prophet hineingetragen wird. Einige junge Leute bringen ihn dorthin. Der Patient steht neben einem bekannten Freund. Der Prophet steht dann vor ihnen und richtet über sie. Der Freund wird begnadigt, und dem Patienten sagt der Prophet, daß es noch Hoffnung für ihn gibt. Etwas entfernt von ihnen steht ein lachender Knabe. Der Prophet zeigt mit seiner Hand, und der Knabe fällt tot zur Erde.

Die Analyse des Traumes sagt uns, daß sich im Traume ein Ereignis seines vierten Lebensjahres wiederholt. Damals stand er vor seinem Vater und bekam Vorwürfe für etwas, dessen er sich mit einem älteren Mädchen schuldig gemacht hatte. Die Mutter stand bei dem Knaben und erhielt auch Vorwürfe, weil sie ihren

Sohn nicht besser im Auge behalten hatte. Zu dem Freund assoziiert der Patient, daß dieser im Aussehen seiner Mutter sehr ähnlich ist. — Die räumlichen Verhältnisse der Traumszene zeichnet der Patient:

Der Prophet

Der Patient

Der lachende Knabe

Der Freund

Die Raumverhältnisse des latenten Traumes zeichnet er:

Der Vater

Der Sohn

Die Stelle, wo er mit dem Mädchen gewesen war

Die Mutter

Die Übereinstimmung ist offenbar.

Der Mantel als Symbol

Von

Ernest Jones

London

Aus der „Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse", Bd. XIII (1927).

Bei den meisten Symbolen gelingt es, wenn man die Symbolik in ihrem häufigen Vorkommen einmal als feststehend anerkannt hat, ziemlich leicht, das *tertium comparationis* der assoziativen Verknüpfung zu bestimmen. Bei manchen jedoch gelingt dies sehr schwer und der Psychoanalytiker muß hier einmal der Ansicht seiner Gegner beipflichten, indem er das betreffende Symbol für „weithergeholt" erklärt. Eines der dunkelsten Symbole, auf das Freud als erster hingewiesen hat, ist der Mantel. In seiner ersten Mitteilung[1] begnügte er sich mit der Bemerkung, der Mantel symbolisiere einen Mann, und nahm an, daß der lautliche Gleich-

---

1) Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, 1913, Bd. I, S. 379.

klang der beiden Wörter dies erklären könnte. Später[1] stellte er fest, der Mantel sei ein männliches Sexualsymbol, an einer anderen Stelle: „Der Mantel bedeutet einen Mann, vielleicht nicht immer mit Genitalbeziehung."

Die Ähnlichkeit zwischen einem Mantel und einem Penis mag man in der Tat als sehr wenig einleuchtend bezeichnen. Trotzdem kann es gar keinen Zweifel darüber geben, daß eine solche Symbolbeziehung besteht. Ich selbst bin dem Symbol viele Male in ganz eindeutigem Zusammenhange begegnet. Es scheint bei Männern viel verbreiteter zu sein als bei Frauen. Ein besonders klares Beispiel davon zeigte sich mir vor kurzem; es handelte sich um einen Fall, wo eine Angst vor Ansteckung, die vor allem auf Hüte und Regenmäntel gerichtet war, gemeinsam mit Assoziationen auftrat, durch die sich der Weg bezeichnen ließ, auf dem die Ideenverbindung wahrscheinlich zustande gekommen war; da diesem sehr wohl eine allgemeine Bedeutung zukommen mag, will ich ihn hier anführen.

Der erste und einleuchtendere Beziehungspunkt betrifft die Vorstellung: „Mantel als ein Teil der Person, den man leicht loslösen kann." Diese Eigenschaft stellt, wie ich vor Jahren gezeigt habe,[2] auch beim Kot eine Verbindung mit der Kastrationsangst her; sie trägt auch bei zur Entstehung der Sexualsymbole Hut oder Spazierstock. Der Mantel ist neben dem Hut das am leichtesten lösbare Kleidungsstück, ja, der einzige Teil, den man in Gesellschaft ausziehen kann. Als zweiter Vergleichspunkt, auf den ich gar nicht vorbereitet war, zeigte sich die Leichtigkeit, mit der man durch die Arme eines Mantels schlüpfen kann. Dazu assoziierte mein Patient die Beweglichkeit der den Penis bedeckenden Haut, besonders der Vorhaut, also — Masturbationsphantasien.

Hieher gehört vielleicht auch ein merkwürdiges Erlebnis, das ich im Anschluß an einen Vortrag hatte, den ich kürzlich am University College über die Traumpsychologie hielt. Nach dem Vortrag kam ein etwa zwanzigjähriges Mädchen zu mir herauf und bat mich, ihr folgenden Fall von Schlafwandeln aufzuklären: als sie zwölf Jahre alt war, — sie teilte das Schlafzimmer mit den Eltern, — stand sie mitten in der Nacht auf. Ihr Vater, der anscheinend wach war, stand ebenfalls auf, ging ihr nach und fragte sie, was sie zu tun beabsichtige. Die merkwürdige Antwort, die sie ihm in ihrem somnambulen Zustand gab, lautete: „Einen

---

1) Freud; Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, Ges. Schriften Bd. VII, S. 157, 159.

2) Jahrbuch der Psychoanalyse, Bd. IV, S. 548.

Schal holen, um ihn zu zerbrechen." In der Meinung, nicht recht gehört zu haben, da die Zusammenstellung der beiden Wörter so unwahrscheinlich klang, fragte ich sie, was sie unter „zerbrechen" (*„to crack"*) verstehe. Sie erklärte, bedeutungsvoll genug „wie mit einem Nußknacker". Ich denke, die Bemerkung, die sie damals zu ihrem Vater machte, war nichts anderes als der Ausdruck des unbewußten Wunsches, einen erotischen und aggressiven Angriff auf das Organ zu unternehmen, das ihren Schlaf gestört hatte, aber weiteres Material über die näheren Umstände war nicht zu bekommen. Ein Schal ist als Penissymbol gewiß „weithergeholt" und unwahrscheinlich, aber durch das nächste Beispiel mag auch diese Symbolwahl ein wenig verständlicher werden.

In einer vor einigen Jahren erschienenen kurzen Mitteilung wendete sich Stekel gegen Freuds Deutung des Mantels als männliches Symbol und behauptete, er symbolisiere in den meisten Fällen die Liebe. Da „Liebe" ein allgemeiner abstrakter Begriff ist, ist klar, daß Stekel hier den Terminus „Symbolik" mehr in anagogischem als in analytischem Sinne verwendet. Hätte er nicht zu jener Zeit begonnen diese Begriffe in Verwirrung zu bringen, so wäre es ihm bei seinem Scharfsinn in der Deutungsgabe sicher gelungen, die tiefere Bedeutung der in diesem Zusammenhang angeführten Träume zu erfassen. Sie lauten wie folgt: Eine junge Frau träumte: *„Ich saß auf einer Bank im Freien und friere. Da kommt mein Vater und hüllt mich in seinen Mantel. Alfred aber (ihr Bräutigam!) zieht mir sanft diesen Mantel aus und legt mir seinen warmen, weichen Mantel um, der mich durch und durch erwärmt."* Dies dürfte eine einfache Umkehrung sein: Ein weicher Gegenstand, der sie einhüllt, durchdringt sie mit Wärme, statt daß sie dieselbe Empfindung hätte, wenn sie selbst einen harten Gegenstand einhüllt, d. h. empfängt und einschließt. Der zweite Traum einer jungen Frau, den Stekel erzählt, bestätigt diese Deutung, denn dort heißt es: *„Meine Mutter will mir ihren Mantel umlegen. Er ist zu kurz und wärmt mich nicht."* Dies ist ein deutlich homosexueller Traum, der die Unzufriedenheit mit der Größe und Lustmöglichkeit der Klitoris zum Ausdruck bringt.

Aus diesem letzten Material gewinnen wir vielleicht den Hinweis auf einen dritten Berührungspunkt zwischen Mantel und Penis, eine Gegensatzassoziation zwischen einem einhüllenden und einem durchdringenden Gegenstand.

Die Vorstellung von einem Zaubermantel, der von der Erde aufsteigen kann (Erektion), ist uns aus dem I. Teil Faust bekannt,

Sie geht zweifellos auf eine alte Volkssage zurück; Goethe scheint sie dem Faust-Volksbuch entnommen zu haben.

„Wir breiten nur den Mantel aus,
Der soll uns durch die Lüfte tragen.
— — — — — — — — — — — — — —
Ein bißchen Feuerluft, die ich bereiten werde,
Hebt bebend uns von dieser Erde."

Schließlich erinnert uns der Gegenstand an die gebräuchlichen Sprachwendungen: den Mantel an seinen Nachfolger abtreten, der Mantel des Propheten und ähnliches. Wahrscheinlich hängen solche Ausdrücke mit der hier besprochenen Symbolik zusammen, indem der Mantel als Äquivalent für Zepter, Schwert und andere Embleme auftritt.

PSYCHOANALYTISCHES LESEBUCH

Schopenhauer über das Unbewußte

Vergleichen wir unser Bewußtsein mit einem Wasser von einiger Tiefe, so sind die deutlich bewußten Gedanken bloß die Oberfläche, die Masse hingegen ist das Undeutliche, die Gefühle, die Nachempfindungen der Anschauungen und des Erfahrenen überhaupt, versetzt mit der eigenen Stimmung unseres Willens, welcher der Kern unseres Wesens ist. Die Masse des ganzen Bewußtseins ist nun mehr oder weniger nach Maßgabe der intellektuellen Lebendigkeit in steter Bewegung und was infolge dieser auf die Oberfläche steigt, sind die klaren Bilder der Phantasie oder die deutlich bewußten, in Worten ausgedrückten Gedanken und die Beschlüsse des Willens. Selten liegt der ganze Prozeß unseres Denkens und Beschließens auf der Oberfläche, d. h. besteht in einer Verkettung deutlich gedachter Urteile, obwohl wir dies anstreben, um uns und anderen Rechenschaft geben zu können; gewöhnlich aber geschieht in der dunklen Tiefe die Rumination des von außen erhaltenen Stoffes, durch welche er zu Gedanken umgearbeitet wird und sie geht beinahe so unbewußt vor sich, wie die Umwandlung der Nahrung in die Säfte und Substanz des Leibes. Daher kommt es, daß wir oft vom Entstehen unserer tiefsten Gedanken keine Rechenschaft geben können; sie sind die Ausgeburt unseres geheimnisvollen Innern. Urteile, Einfälle, Beschlüsse steigen unerwartet und zu unserer eigenen Verwunderung aus jener Tiefe auf . . . Das Bewußtsein ist die bloße Oberfläche unseres Geistes, von welchem wie vom Erdkörper wir nicht das Innere, sondern nur die Schale kennen.

Über obszöne Worte

Beitrag zur Psychologie der Latenzzeit

von

S. Ferenczi

Aus dem im Frühjahr 1927 erschienenen Sammelwerk „Bausteine zur Psychoanalyse" von S. Ferenczi, das in 2 Bänden (I. Band: Theorie, II. Band: Praxis) größere Studien und kleinere Aufsätze des Verfassers aus den Jahren 1907—1926 vereinigt. (Preis jedes Bandes geh. 12 M, in Ganzleinen 14 M.)

Bei allen Analysen wird man früher oder später vor die Frage gestellt, ob man die geschlechtlichen oder exkrementellen Organe, Tätigkeiten und Stoffe mit ihren volkstümlichen (obszönen) Bezeichnungen vor dem Kranken erwähnen (aussprechen) und ihn zum ungeschminkten, unveränderten Aussprechen der obszönen Worte, Redensarten, Flüche usw., die ihm einfallen, verhalten soll, oder sich mit Anspielungen darauf oder den wissenschaftlichen Benennungen dieser Dinge begnügen kann.

In einer seiner frühen Arbeiten macht uns Freud darauf aufmerksam, daß man Mittel und Wege findet, auch die verpöntesten geschlechtlichen Betätigungen (die Perversionen) mit den Kranken durchzusprechen, ohne ihr Schamgefühl zu verletzen, und rät dabei zur Benützung der ärztlichen Fachausdrücke.

Nun vermeidet man es am Anfang der psychoanalytischen Behandlung, den Widerstand der Kranken unnötig zu reizen und hiedurch der Fortsetzung der Analyse vielleicht unüberwindliche Hindernisse zu bereiten. Man begnügt sich daher zunächst mit den erwähnten „Anspielungen durch ein Kleinstes" oder mit ernsten wissenschaftlichen Kunstausdrücken und kann sich recht bald mit seinem Kranken über die „heikelsten" Dinge und Vorkommnisse des geschlechtlichen, wie überhaupt des Trieblebens, aussprechen, ohne eine Spur von Scham-

reaktion zu erregen. In einer Reihe von Fällen kommt man aber damit nicht aus. Die Analyse gerät ins Stocken, die Einfälle werden selten, das Benehmen des Kranken gehemmt, Zeichen gesteigerten Widerstandes machen sich bemerkbar und dieser Widerstand hört nicht eher auf, als bis es dem Arzte gelingt, dessen Grund darin zu entdecken, daß dem Patienten verpönte Worte und Redensarten eingefallen sind, die er ohne besondere „Erlaubnis" des analysierenden Arztes nicht auszusprechen wagte.

Eine dreiundzwanzigjährige Hysterische z. B., die sich bewußt der größten Ehrlichkeit befleißigte und meine in wissenschaftliche Ausdrücke gefaßten Erklärungen über ihre Geschlechtlichkeit ohne viele Ziererei anhörte, behauptete steif und fest, über geschlechtliche Dinge nie etwas gehört oder bemerkt zu haben; sie huldigte noch immer der übrigens stets sekundären „Kußtheorie" der Propagation. Um ihren Fleiß zu zeigen, kaufte sie ein großes Werk über Embryologie und erzählte mir mit naiver Anteilnahme und ganz ohne Hemmung ihre neugewonnenen Kenntnisse über Samenfäden und Eizellen, über männliche und weibliche Geschlechtsorgane und deren Vereinigung. Einmal erzählte sie mir so nebenbei, daß sie, wenn sie den Stuhl absetzt, seit der Kindheit die Gewohnheit hat, die Augen zu schließen. Den Grund dieser Sonderbarkeit konnte sie nicht angeben. Endlich kam ich ihrer Erinnerung zu Hilfe und fragte sie, ob sie nicht den in Aborten so häufigen obszönen Inschriften und Zeichnungen durch Augenschluß entgehen wollte. Ich sah mich dann veranlaßt, auf die bekannten obszönen Inschriften hinzuweisen, was bei der bis dahin so überlegen ruhigen Person eine starke Schamreaktion hervorrief, die mir den Zugang zu den tiefsten Schichten ihres bis dahin latenten Erinnerungsschatzes eröffnete. Die Verdrängung haftete also offenbar am Wortlaut der geschlechtlichen Gedankenkomplexe und ließ sich nur durch Aussprechen jener „Bannworte" rückgängig machen.

Ein junger Homosexueller, der sogar die volkstümlichen Bezeichnungen der Geschlechtsteile und ihrer Funktionen ohne viele Umstände gebrauchte, hat sich zwei Stunden lang ge-

weigert, den ihm eingefallenen gemeineren Ausdruck für das Wort „Flatus“ laut auszusprechen. Er versuchte, dem durch alle möglichen Umschreibungen, Fremdwörter, Abschwächungen usw. auszuweichen. Und doch vermochte er, nachdem der Widerstand gegen das Wort überwunden war, viel tiefer in die vordem wenig ergiebige Analyse seiner Analerotik einzudringen.

Oft agiert der Patient beim Hören eines obszönen Wortes vor dem Arzte die erschütternde Wirkung, die früher einmal ein zufällig den Eltern abgelauschtes Gespräch auf ihn machte, in dem irgendein unfeiner, meist geschlechtlicher Ausdruck mit unterlaufen ist. Diese „Erschütterung“, die die Achtung des Kinders vor den Eltern für einen Augenblick ernstlich bedrohen und bei dem Neurotiker — wenn auch unbewußt — fürs Leben fixiert bleiben kann, fällt gewöhnlich in die Pubertätsjahre und ist auch schon eine „Neuauflage“ der Eindrücke der infantilen Belauschung wirklicher geschlechtlicher Handlungen.

Doch gehört die beabsichtigte und aus Ehrfurcht unterbliebene Konfidenz Eltern und Höhergestellten gegenüber zu den bedeutsamsten Komplexen des unterdrückten psychischen Materials und man gelangt, wenn man sich davor nicht scheut, ja darauf besteht, den Wortlaut jener Einfälle vom Kranken unverändert hersagen zu lassen und nötigenfalls diese selber auszusprechen, oft zu unerwarteten Aufschlüssen und erfreulichem Fortschreiten der bislang vielleicht stockenden Seelenzergliederung.

Neben dieser übrigens nicht zu unterschätzenden praktischen Bedeutung ist aber dieses Verhalten der Behandelten auch von allgemeinerem Interesse. Es verhilft uns zu einem psychologischen Problem.

Wie kommt es, daß es einem um soviel mehr Schwierigkeiten macht, dasselbe Ding mit der einen oder der anderen Bezeichnung zu benennen? Und daß dem so ist, das kann man nicht nur an den Behandelten, sondern auch an sich selbst beobachten. Ja, gerade die nicht geringe Hemmung, die ich zu Anfang beim Aussprechen solcher Worte ver-

spürte, und mit der ich manchmal auch jetzt zu kämpfen habe, veranlaßte mich, dieser Frage eine größere Aufmerksamkeit zu schenken und ihr durch eingehende Prüfung meiner selbst sowie meiner Kranken nachzuforschen.

Ich kam auf beiden Wegen zu dem Ergebnis, daß die dem Kinde einzig bekannt gewesenen volkstümlichen (obszönen) Benennungen der Geschlechtlichkeit und der Entleerung mit dem tiefverdrängten Kernkomplex des nervenkranken wie des gesunden Menschen aufs innigste zusammenhängen. („Kernkomplex" nenne ich nach Freud den Ödipus-Komplex.)

Die Gedanken des Kindes über die geschlechtlichen Beziehungen der Eltern, über die Geburtsvorgänge und die animalen Funktionen, mit einem Worte die infantilen Sexualtheorien, werden bei ihrem Entstehen in die dem Kinde einzig zugänglichen volkstümlichen Ausdrücke gekleidet; die moralische Zensur und die Inzestschranke, die diese Theorien später überlagert, trifft also gerade diese Fassung der Theorien am strengsten.

Dies würde uns genügen, um uns den Widerstand, der sich gegen das Aussprechen und Anhören solcher Worte äußert, teilweise verständlich zu machen.

Da mich aber diese Erklärung nicht voll befriedigte, suchte ich nach weiteren Ursachen der besonderen Art dieser Wortvorstellungen und kam zu einem Gesichtspunkte, den ich nicht für unzweifelhaft halte, aber schon um andere zu einer besseren Erklärung anzuregen, hier mitteilen möchte.

Dem obszönen Wort wohnt eine eigentümliche Macht inne, die den Hörer gleichsam dazu zwingt, sich den darin benannten Gegenstand, das geschlechtliche Organ oder die geschlechtliche Tätigkeit in dinglicher Wirklichkeit vorzustellen. Und daß dem so ist, hat Freud in seinen Betrachtungen über die Beweggründe und die Bedingungen der „Zote" klar erkannt und ausgesprochen. „Durch das Aussprechen der obszönen Worte", sagt Freud,[1] „zwingt sie (die Zote) die angegriffene Person zur Vorstellung des betreffenden Körper-

1) Freud, Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten. (Ges. Schr., Bd. IX, S. 106.)

teils oder der Verrichtung." Ich möchte dies nur insoferne ergänzen, als ich besonders hervorhebe, daß die feinen Anspielungen auf sexuelle Vorgänge oder die wissenschaftlichen Bezeichnungen derselben und die fremdsprachigen Ausdrücke diese Wirkung nicht, oder nicht in dem Maße haben, wie die Worte aus dem ursprünglichen, volkstümlichen erotischen Lexikon der Muttersprache.

Man könnte also annehmen, daß diesen Worten als solchen die Fähigkeit innewohnt, den Hörer zur regressiv-halluzinatorischen Belebung der Erinnerungsbilder zu zwingen. Die Angaben einer größeren Zahl von normalen wie neurotischen Individuen bestätigen diese auf Selbstbeobachtung gestützte Annahme. Die Ursachen dieser Erscheinung müßten im Hörer selbst gesucht werden und wir müßten annehmen, daß er in seinem Erinnerungsschatze eine Anzahl Wortklangbilder und Schriftbilder erotischen Inhalts beherbergt, die von anderen Wortbildern durch gesteigerte Regressionsneigung unterschieden sind. Beim Hören oder Sehen eines obszönen Wortes käme dann diese Fähigkeit jener Erinnerungsspuren zur Wirkung.

Schließen wir uns aber der Freudschen Auffassung von der ontogenen Entwicklung des psychischen Apparates aus einem motorisch-halluzinatorischen Reaktionszentrum zum Denkorgan an (und seine Auffassung ist die einzige, die den Ergebnissen der Psychoanalyse und unserer Ansicht vom Unbewußten gerecht wird), so kommen wir zu dem Schluß, daß den obszönen Worten Eigenschaften anhaften, die in einem gewissen früheren Stadium der psychischen Entwicklung alle Worte besessen haben müssen.

Als Grundursache jedes Vorstellens betrachten wir seit Freud[1] den Wunsch, einer durch die Entbehrung geschaffenen Unlust durch Wiederholung des einmal genossenen Befriedigungserlebnisses ein Ende zu machen. Wird dieses Bedürfnis in Wirklichkeit nicht befriedigt, so wird — im ersten primitiven Entwicklungsstadium der Seele — beim

---

1) Freud, Traumdeutung 1900. (Ges. Schr., Bd. II und III.)

Auftauchen des Wunsches die Wahrnehmung der einmal erlebten Befriedigung regressiv besetzt und halluzinatorisch festgehalten. Die Vorstellung wird also mit der Wirklichkeit gleichgestellt; „Wahrnehmungsidentität“ nach Freud. Erst allmählich, durch die bittere Lebenserfahrung gewitzigt, lernt das Kind die Wunschvorstellung von der wirklichen Befriedigung unterscheiden und seine Motilität erst dann zu gebrauchen, wenn es sich überzeugt hat, daß es nicht Trugbilder seiner Phantasie, sondern wirkliche Dinge vor sich sieht.

Den Höhepunkt dieser Entwicklung stellt das abstrakte Denken, das Denken in Worten dar. Hier werden, wie Freud weiter ausführt, zur Ermöglichung feinerer Leistungen die Erinnerungsbilder nur noch durch gewisse Qualitätsreste dieser Bilder, die Sprachzeichen, vertreten.

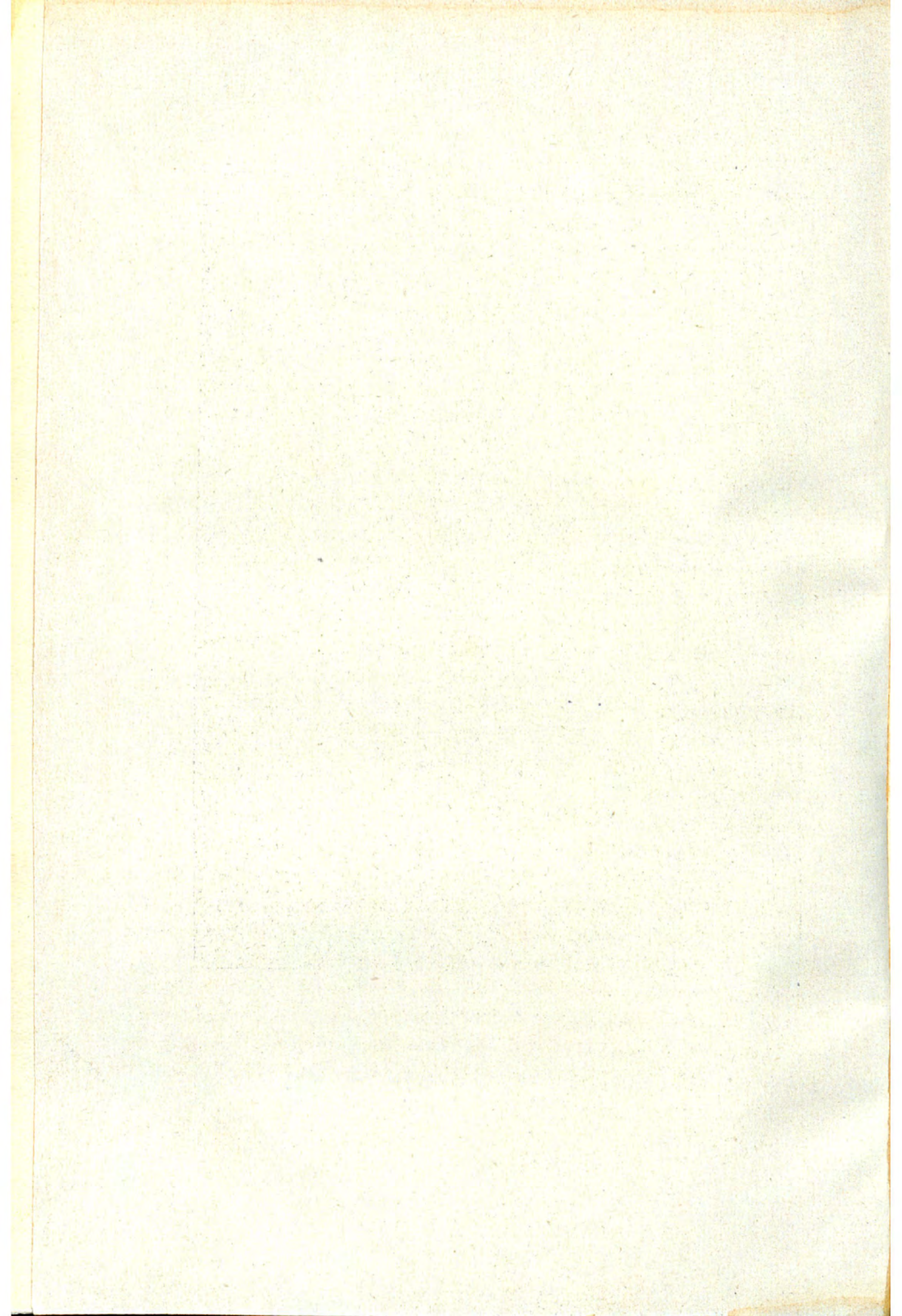
Man könnte dem hinzufügen, daß die Fähigkeit, die Wünsche durch die qualitätsschwachen Sprachzeichen darzustellen, nicht auf einmal gewonnen wird. Abgesehen davon, daß die Erlernung des Sprechens längere Zeit in Anspruch nimmt, scheint es, daß den die Vorstellungen ersetzenden Sprachzeichen, den Worten, lange Zeit hindurch eine gewisse Regressionsneigung innewohnt, die wir uns allmählich oder schubweise abnehmend vorstellen können, bis die Fähigkeit des von halluzinatorischen Wahrnehmungselementen fast ganz freien „abstrakten“ Vorstellens und Denkens erreicht ist.

Auf dieser Entwicklungslinie mag es psychische Stufen geben, die dadurch gekennzeichnet sind, daß die schon ausgebildete Fähigkeit zum wirtschaftlicheren Denken mittels Sprachzeichen sich mit der noch vorhandenen starken Neigung zur rückschreitenden Wiederbelebung des Vorgestellten vergesellschaftet.

Die Annahme solcher Stadien findet eine Stütze in dem Verhalten der Kinder zur Zeit der geistigen Entwicklung. Es ist wieder Freud, der bei dem Suchen nach der Psychogenese der Witzeslust die Bedeutsamkeit des kindischen Spieles mit Worten erkannte. „Die Kinder“, sagt er dort, „behandeln Worte wie Gegenstände.“



Dr. S. Ferenczi



Die noch nicht durchgeführte strenge Unterscheidung des nur Vorgestellten vom Realen, also die Neigung der Psyche zum Rückfall in die primäre halluzinatorische Arbeitsweise, könnte auch den besonderen Charakter der obszönen Worte verständlich machen und zur Vermutung berechtigen, daß auf einer gewissen Entwicklungsstufe diese Dinglichkeit und damit wahrscheinlich eine starke Regressionstendenz noch allen Worten zukommt. Darauf beruht ja auch die Freudsche Erklärung der Traumbilder; im Schlaf fallen wir auf die ursprüngliche Arbeitsweise der Seele zurück und beleben wieder, wie ehedem, regressiv das Wahrnehmungssystem des Bewußtseins. Im Traum denken wir nicht mehr in Worten, sondern halluzinieren.

Nehmen wir nun an, daß diese Entwicklung von den noch mit vielen konkreten Bestandteilen gemengten Sprachzeichen in der Richtung zum Abstrakten bei gewissen Worten eine Störung, eine Unterbrechung, und dies ein Zurückbleiben der Wortvorstellung auf einer niedrigeren Stufe zur Folge haben kann, so haben wir Aussicht, uns über die so starke Regressionsneigung der gehörten obszönen Worte eine Vorstellung machen zu können.

Doch nicht nur das Hören, sondern auch das Aussprechen der obszönen Worte ist mit Qualitäten ausgestattet, die anderen Worten, wenigstens in diesem Maße, nicht eigen sind.

Freud hebt mit Recht hervor, daß derjenige, der eine Zote sagt, damit einen Angriff, eine sexuelle Handlung auf den Gegenstand der Aggression begeht und da die nämlichen Reaktionserscheinungen, die die Handlung zur Folge hätte, hervorruft. Innerlich hat man beim Aussprechen der obszönen Worte die Empfindung, daß dies einer sexuellen Aggression: „der Entblößung der sexuell differenten Person",[1] fast gleichkommt. Das Aussprechen der Zote zeigt also in erhöhtem Maße, was bei den meisten Worten kaum angedeutet wird, nämlich die ursprüngliche Herkunft jeder

---

1) S. Freud, Der Witz. (Ges. Schr. IX, S. 106.)

Rede aus einer unterlassenen Handlung. Während aber die sonstigen Worte das motorische Element der Wortvorstellung nur in Form abgeschwächter Innervationsimpulse, der sogenannten „Vorstellungsmimik" enthalten,[1] haben wir beim Aussprechen einer Zote noch die deutliche Empfindung, als begingen wir eine Handlung.

Diese starke Mengung der Sprachvorstellung obszöner Worte mit motorischen Elementen könnte gleichwie der sensorisch-halluzinatorische Charakter der gehörten Zote die Folge einer Entwicklungsstörung sein. Jene Sprachvorstellungen könnten auf einer Stufe der Sprachentwicklung, wo die Worte noch viel stärker mit motorischen Elementen vermengt sind, zurückgeblieben sein.

Man muß sich da fragen, ob diese Spekulation, die ja nur eine der vielen Möglichkeiten darstellt, durch die Erfahrung irgendwie gestützt wird, und wenn ja: was die Ursache dieser unter den Kulturmenschen allgemein verbreiteten, eine kleine Gruppe von Worten betreffenden Entwicklungsstörung sein könnte.

Die Psychoanalyse Geistesgesunder und Neurotiker und die Beobachtung der Kinder, wenn sie sich nicht davor scheut nachzuforschen, welche Schicksale die Bezeichnungen für geschlechtliche und Entleerungsorgane und Tätigkeiten im Laufe der psychischen Entwicklung erfahren, bringt manche Bestätigung der hier dargelegten Annahme. Zunächst bestätigt sich überall die fast selbstverständliche Voraussetzung, daß die besonders starke Abneigung zur Wiedergabe gewisser obszöner Worte starken Unlustgefühlen zuzuschreiben ist, die sich gerade jenen Worten im Laufe der kindlichen Entwicklung durch Affektverkehrung angeheftet haben.

Ein im großen und ganzen normaler junger Mann z. B., der sich allerdings durch eine etwas übertriebene Sittenstrenge auszeichnet und obszönen Worten gegenüber ungemein unduldsam ist, erinnerte sich im Laufe einer Traumanalyse, daß ihn die Mutter im Alter von sechseinhalb Jahren dabei

---

1) S. Freud, Der Witz (ebenda S. 106).

ertappte, daß er sich auf einem Blatt Papier gleichsam ein Wörterbuch aller ihm bekannten obszönen Ausdrücke zusammenschrieb. Diese beschämende Entlarvung gerade durch die Mutter sowie die darauffolgende harte Strafe hatten zur Folge, daß er sich von da an für Erotisches viele Jahre hindurch nicht interessierte und dem Inventar des erotischen Lexikons auch später feindselig gegenüberstand.

Der junge Homosexuelle, der dem Aussprechen des obszönen Wortes für „Flatus" so starken Widerstand entgegenstellte, entwickelte in der ersten Kindheit eine außerordentliche Riechlust und Koprophilie und der überzärtliche Vater verwehrte es ihm nicht, diesen seinen Neigungen auch an seinem Körper (am Körper des Vaters) zu frönen. Die nunmehr unzertrennliche Verknüpfung der Idee der Beschmutzung mit der der Eltern hatte eine ungemein starke Verdrängung der Schmutz- und Riechlust und damit auch die große Unlust beim Sprechen über diese Dinge zur Folge. Daß er aber die obszöne Bezeichnung gerade der Darmgase um soviel weniger duldete als eine der Umschreibungen, hatte in ähnlichen kindlichen Erlebnissen seinen Grund wie beim eben erwähnten „Wörterbuchschreiber". Die innige Verknüpfung des Obszönen mit den Elternkomplexen war also bei beiden die stärkste verdrängende Macht.[1]

Bei der Hysterischen, die auf dem Abort die Augen schließt, konnte diese Gewohnheit bis zur Zeit einer Beichte zurückverfolgt werden, bei der sie wegen des naiven Aussprechens der obszönen Bezeichnung der Vagina vom Geistlichen hart zurechtgewiesen wurde.

Solche oder ähnliche Zurechtweisungen bleiben aber fast keinem Kinde, die untersten Gesellschaftsschichten vielleicht ausgenommen, erspart. Im vierten bis fünften Lebensjahr, bei Frühreifen schon erheblich früher, zur Zeit also, wo die Kinder ihre „polymorph-perversen" Triebe einschränken, schiebt sich *zwischen* das Aufgeben der infantilen Befriedigungsarten und den Beginn der eigentlichen

1) Das infantile Interesse für die die Darmgasentleerung begleitenden Töne war nicht ohne Einfluß auf seine Berufswahl. Er wurde Musiker.

Latenzzeit eine Periode, die durch den Drang zum Aussprechen, Aufschreiben und Anhören obszöner Worte gekennzeichnet ist.

Diese Tatsache würde durch eine Rundfrage an die Familienmütter und Lehrer, noch sicherer aber durch eine solche an die Dienstleute, die eigentlichen Vertrauten der Kinder, zweifellos bestätigt werden. Und daß es die Kinder nicht nur in Europa, sondern auch in dem so prüden Amerika nicht anders tun, habe ich mit Prof. Freud bei einem Spaziergange im New Yorker „Central-Park" aus einer Kreidezeichnung und einer Inschrift auf einer schönen Marmortreppe ersehen.

Diesen Drang zum Aussprechen, Aufzeichnen, Aufschreiben, Hören und Lesen von Obszönitäten können wir als eine Vorstufe der Hemmung der infantilen Entblößung und sexuellen Sehbegierde auffassen. Erst die Unterdrückung auch dieser zur Rede abgeschwächten geschlechtlichen Phantasien und Handlungen bezeichnet den Beginn der eigentlichen Latenzzeit, jenes Zeitabschnittes, in dem „die seelischen Gegenkräfte gegen die infantile Sexualität: Ekel, Scham und Moral, aufgebaut werden"[1] und das Interesse des Kindes sich kulturellen Leistungen zuwendet (Wißbegierde).

Man dürfte kaum mit der Annahme fehlgehen, daß diese Unterdrückung der obszönen Wortbilder zu einer Zeit stattfindet, wo die Sprache, besonders aber der so stark affektbetonte sexuelle Sprachschatz, noch durch einen hohen Grad von Regressionstendenz und durch lebhafte Vorstellungsmimik ausgezeichnet ist. Es ist also nicht mehr so unwahrscheinlich, daß das unterdrückte Wortmaterial infolge der Latenzzeit, das heißt der Abwendung der Aufmerksamkeit, auf dieser ursprünglicheren Entwicklungsstufe stehen bleiben muß, während der übrige Teil des Sprachschatzes durch die fortwährende Übung und Schulung allmählich seines halluzinatorischen und motorischen Charakters zum größeren Teile entkleidet und hiedurch zu höheren Denkleistungen ökonomisch geeigneter gemacht wird.

---

1) Freud, Infantile Sexualtheorien. (Ges. Schr., Bd. V.)

Daß aber das unterdrückte oder verdrängte psychische Material durch die Assoziationssperre tatsächlich zu einem „Fremdkörper“ im Seelenleben wird, welcher keines organischen Wachstums und keiner Entwicklung fähig ist, und daß der Inhalt dieser „Komplexe“ die sonstige Entwicklung und Bildung des Individuums nicht mitmacht, weiß ich schon aus der Psychoanalyse der Neurosen.

Einige überraschende Beispiele möchte ich hier anführen.

Die Angst vor der Kleinheit und hiedurch bedingten Untauglichkeit des Begattungsorganes, oder wie es wir Psychoanalytiker zu bezeichnen pflegen: „der Komplex des kleinen Penis“ ist unter den Neurotikern besonders häufig, aber auch bei sonst Gesunden nicht selten. In allen Fällen, in denen ich dieses Symptom analysierte, ergab sich dafür folgende Erklärung: In der ersten Kindheit befaßten sich alle, die später darunter leiden, überaus lebhaft mit der Phantasie des *coitus cum matre* (oder mit einer adäquaten älteren Person); natürlich ängstigte sie dabei die Idee der Unzulänglichkeit ihres Penis zu diesem Vorhaben.[1] Die Latenzzeit unterbrach und unterdrückte diese Gedankengruppen; als aber der Sexualtrieb in der Pubertät neuerlich durchbrach und das Interesse sich wieder dem Kopulationsorgan zuwendete, tauchte die alte Sorge wieder auf, auch wenn die tatsächlichen Größenverhältnisse jenes Organes normal waren oder sogar über das Mittelmaß hinausgingen. Während sich also der Penis normal entwickelte, ist die I d e e des Penis auf der infantilen Stufe stehen geblieben. Die Abwendung der Aufmerksamkeit vom Genitale bewirkte es, daß das Individuum von seinen Veränderungen keine Notiz nahm.

Ähnlich konnte ich bei weiblichen Patientinnen einen „Komplex der zu kleinen Vagina“ (Angst vor Zerreißung des Organs beim Geschlechtsverkehr) feststellen und durch die als Kind erworbene und während der Latenzzeit unter-

---

1) Die Unkenntnis der Dehnbarkeit der Vagina ist die Bedingung dieser ängstlichen Phantasie; die Kinder wissen nur, daß der Koitus durch eine Öffnung erfolgt, die sie einmal bei der Geburt in toto passiert haben.

drückte Idee von der relativen Größe des väterlichen Kopulationsorgans erklären. Solche Frauen sind dann infolge der gar nicht vorhandenen Kleinheit des Penis bei ihren Männern im geschlechtlichen Verkehre anästhetisch.

Als drittes Beispiel für die isoliert entwicklungshemmende Wirkung der Latenzzeit führe ich den in manchen Fällen pathologisch werdenden „Komplex der großen Mamma" an: die Unzufriedenheit vieler Männer mit den Dimensionen der meisten weiblichen Brüste. Bei einem Patienten, dessen Libido nur ganz kolossal entwickelte weibliche Brüste reizen konnten, stellte die Analyse fest, daß er sich in der ersten Kindheit außerordentlich für das Säugen der Brustkinder interessierte und den heimlichen Wunsch hegte, selber mitsaugen zu dürfen. In der Latenzzeit verschwanden diese Phantasien des Bewußtseins, aber als er sich wieder für das Weibliche zu interessieren begann, waren seine Wünsche vom Komplex der großen Mamma konstelliert. Die Idee von der Mamma hat sich bei ihm in der Zwischenzeit nicht entwickelt, sondern es fixierte sich jener Eindruck von ihren Dimensionen, den sie auf das damals noch so kleine Kind machen mußte. Darum wünscht er sich nur Frauen, deren Brüste der alten Relation seiner eigenen Kleinheit zur Größe des Weibes entsprechen. Die Frauenbrüste sind eben in der Zwischenzeit relativ kleiner geworden, die fixierte Idee von der Frauenbrust behielt aber die alte Größe bei.

Diese Beispiele, die man leicht vermehren könnte, stützen die Annahme, daß die Latenzzeit tatsächlich eine isolierte Entwicklungshemmung einzelner verdrängter Komplexe verursacht, und dies läßt den gleichen Vorgang in der Entwicklung von latent werdenden Wortvorstellungen einigermaßen wahrscheinlich erscheinen. Ich möchte aber nebst diesem Analogieschluß auch die von experimentell-psychologischer Seite schon oft erwiesene Tatsache erwähnen, daß kleine Kinder von ausgesprochen „visuellem" und von „motorischem" Reaktionstypus sind. Ich vermute nun, daß der Verlust dieses visuellen und motorischen Charakters nicht allmählich, sondern schubweise vor sich geht, und daß der

Eintritt der Latenzzeit einen, vielleicht den wichtigsten dieser Schübe bedeutet.[1]

Über das Schicksal der verdrängten obszönen Wortvorstellungen während der Latenzzeit läßt sich einstweilen wenig sagen. Nach dem, was ich bei der Selbstanalyse und aus der Analyse von Nichtneurotischen darüber erfuhr, glaube ich annehmen zu können, daß die Latenz dieser Vorstellungen, namentlich beim Manne, normalerweise keine absolute ist. Die vor sich gegangene Affektverkehrung sorgt zwar dafür, daß die Aufmerksamkeit von diesen unlustbetonten Wortbildern möglichst abgelenkt ist, aber ein totales Vergessen, ein Unbewußtwerden derselben kommt beim Gesunden kaum vor. Das Alltagsleben, der Verkehr mit dem niederen Volke und mit Dienstboten, obszöne Inschriften auf Bänken und in Aborten sorgen dafür, daß diese Latenz recht häufig „durchbrochen" und die Erinnerung an das Abseitsgedrängte, wenn

---

1) Für die Richtigkeit meiner Vermutung über den Einfluß der Latenzzeit kann ich zwei weitere Beobachtungsreihen anführen. In mehreren Fällen war ich in der Lage, die Ursache der Unfähigkeit zur visuellen Repräsentation und der dadurch bedingten Untauglichkeit zu gewissen Schulgegenständen, die räumliche Darstellungsfähigkeit erfordern (Geometrie, Naturgeschichte), analytisch zu erforschen. Es stellte sich heraus, daß diese, der sonstigen Auffassungskraft nicht entsprechende Unfähigkeit nicht etwa durch eine angeborene partielle Schwäche bedingt war, sondern erst seit der Verdrängung der seinerzeit allzu üppig wuchernden, meist inzestuösen Phantasien bestand. Zur Sicherung (Adler) der Verdrängung gewisser Phantasiebilder wurde das bewußte Phantasieren überhaupt, ja sogar das bildliche Vorstellen von ganz indifferenten Gegenständen instinktiv gemieden. (Vorstellungsangst.)

Ein anderes, bei Neurotikern noch viel häufiger zu beobachtendes Symptom ist die übertriebene Ruhe und Gemessenheit bei der Ausführung jeder Handlung, jeder Bewegung, sowie der ganzen Haltung und die Furcht vor jeder Übereilung, Überhastung. Sie ist meist mit ausgesprochener Antipathie gegen solche Individuen vergesellschaftet, die sich leicht „geh'n lassen", die übertrieben, hastig, lebhaft, unbedacht und leichtfertig sind. Man könnte da von Bewegungsangst sprechen. Dieses Symptom ist die Reaktionsbildung auf eine starke, aber unterdrückte motorische Aggressionsneigung.

Sowohl die Vorstellungs- als auch die Bewegungsangst scheinen mir Übertreibungen der Phantasieunterdrückung und Motilitätshemmung zu sein, die die Latenzzeit für jeden Menschen mit sich bringt, und die auch die bewußtseinsfähigen Vorstellungen von motorischen und halluzinatorischen Elementen zu reinigen hilft. Die bewußtseins*un*fähigen, verdrängten oder unterdrückten Vorstellungen aber, darunter in erster Linie die obszönen Wortvorstellungen, dürften, wie das Verdrängte überhaupt, mit den Charakteren einer primitiveren Vorstellungsart ausgestattet bleiben.

auch mit verändertem Vorzeichen, erneuert werde. Immerhin bleiben diese Erinnerungen einige Jahre hindurch ziemlich unbeachtet, und wenn sie dann mit der Pubertät wieder erscheinen, sind sie schon mit dem Charakter des Schamvollen, vielleicht auch des ob ihrer Plastizität und Naturfrische Fremdartigen behaftet, der ihnen zeitlebens erhalten bleibt.

Anders ist die Entwicklungsgeschichte dieser Wortvorstellungen beim Perversen und beim Neurotiker.

Der durch Sexualkonstitution und Erlebnisse pervers Gewordene wird sich, wie wir es nach der Sexuallehre Freuds nicht anders erwarten konnten, auch dieser Lustquelle bemächtigen und auch in seinen Reden zynisch werden, oder sich etwa mit der Lektüre von rüden Obszönitäten begnügen. Ja, es gibt eine eigene Perversität, die im lauten Aussprechen von obszönen Worten besteht; ich weiß es aus der Analyse von mehreren Frauen, daß sie auf der Straße von gutangezogenen Männern belästigt werden, die ihnen im Vorbeigehen obszöne Worte zuflüstern, ohne daß sie sonstige Anstalten zum sexuellen Angriff (Begleitenwollen usw.) träfen. Es sind das offenbar gemilderte Exhibitionisten und Voyeurs, die statt wirklicher Entblößung sich mit der zur Rede gemilderten Aktion begnügen, dabei aber jene Worte vorziehen, die durch ihr Verbotensein wie durch ihre motorische und plastische Eigenart zur Hervorrufung der Schamreaktion besonders geeignet sind. „Koprophemie"[1] könnte der Name dieser Perversität sein.

Der echte Neurotiker wendet seine Aufmerksamkeit von den obszönen Worten vollständig oder fast vollständig ab. Er geht an ihnen womöglich achtlos vorüber, und wenn er ihnen nicht ausweichen kann, antwortet er auf sie mit übertriebener Scham- und Ekelreaktion. Selten ist der Fall, wie der oben erwähnte, wo die Worte total vergessen werden. Nur Frauen bringen eine solche Verdrängungsleistung zustande.

---

1) „Koprolalie" dagegen ist das unwillkürliche, zwangsmäßige Ausstoßen obszöner Worte, wie es z. B. bei hochgradigem Tic convulsif vorkommen kann.

Eine sehr starke Gemütserschütterung kann aber diese halbverschütteten Worte bei Normalen sowohl als beim Neurotiker zum Vorschein bringen. Doch wie die olympischen Götter und Göttinnen nach dem großen Verdrängungsschube des Christentums zu Hexen und Teufeln erniedrigt wurden, so kehren die Worte, die einst die höchstgeschätzten Objekte infantiler Lust bezeichneten, als Flüche und Verwünschungen wieder, charakteristischerweise sehr oft mit der Idee der Eltern oder der ihnen adäquaten Heiligen und Gottes assoziiert (Blasphemien). Diese bei heftigem Ärger lautwerdenden, aber oft auch zu Scherzen gemilderten Interjektionen gehören — wie Kleinpaul mit Recht hervorhebt — gar nicht zur „Begriffssprache“, sie dienen nicht der bewußten Mitteilung, sondern stellen den Gebärden nahestehende Reaktionen auf Reize dar. Bemerkenswert bleibt aber auf alle Fälle, daß, wo ein heftiger Affekt sich nur mit Mühe der motorischen Entladung erwehrt und zum Fluche wird: dieser sich unwillkürlich der obszönen Worte bedient, die ob ihrer Affektfülle und motorischen Kraft dazu am besten taugen.

Recht tragisch sind die Fälle, in denen obszöne Worte urplötzlich im tugendreinen Bewußtsein eines Neurotikers auftauchen. Natürlich kann er es nur in Form von Zwangsvorstellungen, denn sie sind dem bewußten Gemütsleben des Psychoneurotikers so vollkommen fremd, daß er sie nur als absurde, unsinnige, krankhafte Ideen, als „Fremdkörper“ empfinden, keinesfalls aber als gleichberechtigten Inhalt seines Wortschatzes anerkennen kann. Wäre man durch das hier Mitgeteilte nicht darauf vorbereitet, so stünde man wie vor einem unlösbaren Rätsel vor der Tatsache, daß häufig Zwangsvorstellungen von obszönen Worten, besonders aber von solchen, die die meistverachteten Exkremente und Exkretionsorgane in „gemeiner“ Weise bezeichnen, bei Männern nach dem Tode des Vaters auftreten. Und zwar bei Männern, die ihren Vater abgöttisch liebten und verehrten. Die Analyse ergibt dann, daß beim Todesfall nebst dem schrecklichen Schmerz über den Verlust auch der unbewußte Triumph über die endliche Befreiung von allem Zwang laut

wird und die Verachtung des nunmehr unschädlichen „Tyrannen“ sich in Worte kleidet, die seinerzeit dem Kinde am strengsten verboten wurden. Einen ähnlichen Fall erlebte ich bei einem Mädchen, dessen älteste Schwester gefährlich erkrankte.

Eine kräftige Stütze meiner Annahme, daß die obszönen Worte infolge gehemmter Entwicklung „infantil“ geblieben und darum abnorm motorischen und regressiven Charakters sind, wäre die ethnographische Bestätigung. Leider fehlt mir die diesbezügliche Erfahrung. Was mir vom Leben des niederen Volkes und besonders der Zigeuner hierüber bekannt ist, spricht dafür, daß die obszönen Worte bei den Unkultivierten vielleicht stärker lustbetont, aber vom sonstigen Sprachschatz nicht so wesentlich verschieden sind, wie ich es bei den Kulturmenschen annehmen mußte.

Mag nun die weitere Beobachtung die Annahme vom spezifisch infantilen Charakter und von den infolge einer Entwicklungsstörung „primitiven“ Eigenschaften der obszönen Wortvorstellungen unterstützen oder als irrig erweisen, soviel glaube ich nach dem Gesagten jedenfalls behaupten zu können, daß diesen affekterfüllten Vorstellungen eine bislang nicht entsprechend gewürdigte Bedeutung im Seelenleben zukommt.

Sonntagsneurosen

von

S. Ferenczi

Aus dem im Frühjahr 1927 erschienenen zweibändigen Sammelwerk „Bausteine zur Psychoanalyse“ von S. Ferenczi.

Wir kennen aus der Psychiatrie Krankheitszustände, deren Verlauf ausgesprochene Periodizität zeigt; es genügt wohl, wenn ich an die periodische Manie und Melancholie erinnere. Auch wissen wir es seit Freuds psychoanalytischer Feststellung, daß die Psychoneurotiker — von denen bekanntlich

so viele an verdrängten Erinnerungen leiden — gerne den Jahrestag oder die Jahreszeit gewisser für sie kritischer oder bedeutsamer Erlebnisse mit der Steigerung ihrer Symptome feiern. Aber von Neurosen, deren Symptomschwankungen vom jeweiligen Wochentage abhängig wären, hat meines Wissens noch niemand etwas erwähnt.

Und doch glaube ich, die Existenz dieser eigenartigen Periodizität behaupten zu können. Ich behandelte mehrere Neurotiker, deren spontan erzählte oder während der Analyse gereproduzierte Krankheitsgeschichte die Angabe enthielt, gewisse nervöse Zustände hätten sich bei ihnen — zumeist in der Jugendzeit — an einem bestimmten Wochentage, dann aber regelmäßig eingestellt.

Die Mehrzahl verspürte die periodische Wiederkehr der Störungen an Sonntagen. Zumeist handelte es sich um Kopfschmerzen oder Magen-Darmstörungen, die sich ohne besondere Ursache an diesem Tage einzustellen pflegten und den jungen Leuten den einzigen freien Tag der Woche oft gründlich verdarben. Ich brauche wohl nicht zu versichern, daß ich dabei die Möglichkeit rationeller Ursachen nicht außer acht ließ. Auch die Patienten selbst bemühten sich — scheinbar mit Erfolg — um eine sinngemäße Erklärung dieser sonderbaren zeitlichen Bestimmtheit ihrer Zustände und wollten sie mit der diätetischen Sonderstellung des Sonntags in Zusammenhang bringen. Am Sonntag schläft man länger als sonst, darum hat man Kopfschmerzen, sagten die einen; Sonntags ißt man so viel und so gut, darum verdirbt man sich so leicht den Magen, sagten die anderen. Ich will auch die Wirksamkeit dieser rein somatischen Momente in der Hervorrufung der sonntäglichen Periodizität nicht in Abrede stellen.

Manches spricht aber dafür, daß diese physiologischen Momente den Tatbestand nicht erschöpfen. Der Kopfschmerz z. B. kommt auch, wenn die Schlafdauer am Sonntag von der der übrigen Tage der Woche nicht verschieden war, und die Magenbeschwerden melden sich auch, wenn die Umgebung und der Patient selbst schon gewarnt waren und die Diät an diesem Tage prophylaktisch einschränkten.

In einem der Fälle, die mir bekannt wurden, bekam der kleine Junge jeden Freitag abend Schüttelfrost und Erbrechen. (Es war ein Judenknabe, für den am Freitag abend die „Sonntagsruhe" begann.) Er und die ganze Familie führten den Zustand auf den Fischgenuß zurück; es gab nämlich fast keinen Freitagabend ohne ein Fischgericht. Es nützte aber nicht, daß er sich den Genuß dieser Speise versagte; die Störungen meldeten sich nach wie vor; diesmal wurden sie vielleicht auf die Idiosynkrasie gegen den Anblick der gefährlichen Speise zurückgeführt.

Das psychologische Moment, das ich nun zur Erklärung dieser Bestimmtheit in der zeitlichen Wiederkehr der Symptome als Hilfsfaktor oder manchmal auch als alleinige Ursache heranziehen möchte, ist in den Verhältnissen gegeben, die den Sonntag, auch abgesehen vom längeren Schlaf und dem besseren Essen, kennzeichnen.

Der Sonntag ist der Festtag der heutigen Kulturmenschheit. Man täuscht sich aber, wenn man glaubt, daß der Festtag nur die Bedeutung eines körperlichen und seelischen Ruhetages hat; zur Erholung, die er uns gewöhnlich verschafft, tragen Gemütsmomente eminent bei. Nicht nur, daß wir an diesem Tage unsere eigenen Herren sind und uns von allen Fesseln, die uns die Pflichten und der Zwang von außen auferlegen, befreit fühlen; es geht in uns — damit parallel — auch eine Art innerliche Befreiung vor sich. Wir hörten von Freud, daß die inneren Mächte, die unser Denken und Handeln in logisch, ethisch und ästhetisch einwandfreie Bahnen lenken, nur triebhaft reproduzieren, was einst den Menschen äußere Not aufgezwungen hatte. Was Wunder, wenn beim Nachlaß des aktuellen äußeren Druckes auch ein Teil der sonst schon dauernd unterdrückten Triebe frei wird. Der Nachlaß der äußeren Zensur zieht eben auch die innere in Mitleidenschaft.

Für den Fernstehenden ist es immer merkwürdig zu beobachten, wie sich das Niveau einer Menschengruppe bei festlichen Anlässen verändert. „Auf der Alm, da gibt's ka' Sünd'," sagt der Steirer und meint damit, daß auf einem Sonntags-

ausflug auf die Alm eben alles erlaubt ist. Erwachsene benehmen sich wie Kinder, die Kinder aber geraten außer Rand und Band, und nicht selten lassen sie sich zu Streichen hinreißen, die dann die Strafe der autoritativen Personen provozieren und der überguten Laune ein jähes und trauriges Ende bereiten. Nicht immer ist es so, denn die Erwachsenen sind bei solchen Anlässen von merkwürdiger Langmut, als fühlten sie sich von einer geheimen und unausgesprochenen Konvention gebunden, die den Schuldigen eine temporäre Straffreiheit zusichert.

Aber es ist nicht jedem gegeben, seinen festlichen Übermut so frei und natürlich auszutoben. Der neurotisch Veranlagte wird gerade bei solchen Anlässen zur Affektverkehrung geneigt sein, entweder weil er allzu gefährliche Triebe zu bändigen hat, die er besonders dann scharf behüten muß, wenn ihn das böse Beispiel der anderen lockt, oder weil sein überempfindliches Gewissen auch kleine Verfehlungen nicht passieren läßt. Außer der zur Unzeit sich einstellenden Depression dieser „Spielverderber" können sich aber ihre durch das Fest aktivierten unterdrückten Regungen samt den dagegen mobilisierten Selbstbestrafungsphantasien in kleinen hysterischen Symptomen manifestieren. Und als solche muß ich auch die eingangs erwähnten sonntäglichen Kopfschmerzen und Magenerscheinungen qualifizieren; der „lange Schlaf", das „viele Essen" usw. sind nur Anlässe, deren sich diese kleine Neurose bedient und mit denen sie ihre wahren Beweggründe rationell verhüllt.

Ein Indizienbeweis für die Richtigkeit dieser Auffassung ist, daß es außer der periodischen, aber rasch vorübergehenden „Sonntagsneurose" auch protrahiertere „Ferialneurosen" gibt. Die damit Behafteten sind während ihrer Schul- oder Amtsferien stets von mehr-minder lästigen psychischen Zuständen geplagt. Abgesehen von den oben erwähnten „kleinen Hysterien", ist hier eine eigenartige Stimmungsveränderung recht häufig. Ich meine eine gewisse spannungsvolle Langeweile, die die Betreffenden mit keinerlei Zerstreuung hindern können, gepaart mit einer für sie selbst qualvollen Arbeits-

unfähigkeit. „Faulheit mit Gewissensbissen“, „eine Faulheit, deren man sich nicht erfreuen kann“, mit diesen Ausdrücken versuchte ein von ihr Betroffener diese Stimmung zu charakterisieren. Ein anderer sprach von einer Sehnsucht nach etwas Unbestimmtem und erinnerte sich, schon als Kind seine Mutter stundenlang mit der sehr allgemein gehaltenen Bitte geplagt zu haben: „Mutter, gib' mir etwas!“ Was ihm damals die Mutter auch gab, ließ ihn aber unbefriedigt, er raunzte weiter, bis er tüchtig ausgeschimpft oder gar geprügelt wurde; dann gab er sich zufrieden.[1] Sollten hinter den Sonntagsneurosen auch solche unbefriedigte Wunschregungen stecken? Und wenn ja, was ist wohl der Inhalt dieser Wünsche? Woher das schlechte Gewissen, die Straftendenz der Symptome und die merkwürdige, übrigens den Eltern wohlbekannte therapeutische Wirksamkeit der Strafe?

Beim zuletzt erwähnten Patienten konnte die Psychoanalyse — beim besten Willen, endlich einmal etwas Abwechslung in die tiefsten Motive menschlichen Handelns zu bringen — wieder nur Komponenten der Ödipus-Phantasie als versteckten Inhalt der unbewußten strafbaren Wünsche detektieren: Gewalttätigkeit gegen die Autorität und Bemächtigungsimpulse dem gegengeschlechtlichen Elternteil gegenüber. Solange mich die Erfahrung nichts Besseres lehrt, muß ich auch für die übrigen Festtagsneurosen diese Motivierung der Symptome gelten lassen.

Bei dem Knaben mit den Magenstörungen am Freitag abend kann man der Determinierung der Symptome weiter nachgehen. Es ist bekannt, daß für fromme Juden am Freitag abend nicht nur das Fische-Essen, sondern — auch die eheliche Liebe obligat ist: so wird wenigstens von sehr vielen, besonders den ärmeren Juden, die von der Bibel geforderte

1) Der ungarische Dichter Vörösmarty erzählt in seinem köstlichen, humoristischen Gedichte „Petike“, wie sich die Mutter umsonst bemüht, ihren von düsterer Traurigkeit befallenen Jungen mit Geschenken, Leckerbissen usw. aufzuheitern; erst bei der Erwähnung der Nachbarstochter Juliska sagt der bis dahin negativistische Kleine mürrisch: „Sie möchte kommen!“ — Doch da durchschaut ihn die bisher besorgte Mutter, wäscht ihm ein bißchen den Kopf und schickt ihn in die Schule.

Heiligung des Sabbats ausgelegt. Wenn dann der Junge infolge Unachtsamkeit der Eltern hievon mehr als ihm zusagt erfahren oder erlauscht hat, so mag sich in ihm eine stabile Assoziation zwischen dem Fruchtbarkeitssymbol Fisch und jenen aufregenden Vorgängen gebildet haben. Seine Idiosynkrasie wäre so erklärlich; aber auch das Erbrechen wäre dann nur die „Materialisation" der Vorgänge, deren Zeuge er gewesen ist. Die Gestalt des Fisches genügt, um die Assoziationsbrücke hiezu abzugeben.

Die Sehnsucht der Menschen nach Festtagen ist nicht geringer als die nach Brot. *Panem et circenses!* Freud zeigte uns in seinem „Totem und Tabu", warum die Totem-Clans an gewissen Tagen den Drang fühlen, ihr sonst mit heiliger Scheu angebetetes Totemtier in Stücke zu reißen. Auch die Bacchanalien und Saturnalien haben bei allen Völkern, auch den heute lebenden, ihre Analoga. Selbst die Kirchweihfeste und das Purimfest der Juden enthalten Züge davon. Wir können annehmen, daß bescheidene Reste dieser atavistischen Befreiungstendenz sich auch in die allwöchentliche Feiertagsstimmung einschleichen und bei besonders empfindlichen Gemütern die periodischen „Sonntagsneurosen" verursachen. Den den Festtagen auf den Fuß folgenden „Katzenjammer" oder „blauen Montag" könnte man als Andeutung eines auch hier zutage tretenden zyklischen Ablaufes, d. h. als eine passagère Melancholie auffassen.

Wenn aber am Festtage beim Nachlassen des äußeren Druckes der Lasten und Pflichten, der Mensch den Drang fühlt, sich auch sexuell zu entladen, so folgt er vielleicht nur der Spur der biologischen Vorgänge, die die Menschheit allezeit zu Festveranstaltungen nötigten.

Die Periodizität der genitalen Vorgänge wäre so das Ur- und Vorbild sowohl des normalen Bedürfnisses, die Plagen des Alltags zeitweise mit Freiheitsfeiern abwechseln zu lassen, als auch der periodischen „Festtagsneurosen", möglicherweise auch des zyklisch alternierenden Krankheitsverlaufes beim manisch-depressiven Irresein.

Analyse von Gleichnissen

Von

S. Ferenczi

Aus dem im Frühjahr 1927 erschienenen Sammelwerk „Bausteine zur Psychoanalyse" von S. Ferenczi, das in zwei Bänden (I. Bd.: Theorie, II. Bd.: Praxis) größere Studien und kleinere Aufsätze des Verfassers aus den Jahren 1907 bis 1926 vereinigt. (Preis jedes Bandes geh. 12 M, in Ganzleinen 14 M.)

Viele Patienten haben die Neigung, ihre Ideen und Einfälle durch Gleichnisse zu erläutern. Es sind oft wenig passende, „bei den Haaren herbeigezogene" Analogien zu dem, was der Patient zu verdeutlichen sucht, sehr oft sind aber die Gleichnisse wirklich treffend, geistreich oder witzig. Ich finde, daß diese Produktionen des Analysierten besondere Aufmerksamkeit verdienen und daß sie oft einen direkten Zugang zum verborgenen psychischen Material gestatten. Ich möchte das an einigen Beispielen zeigen und wähle dazu die Gleichnisse einiger Patienten, die nicht müde wurden, den Eindruck, den sie vom Fortgang der Analysenarbeit bekamen, mit Bemerkungen zu begleiten. Es sind also Gleichnisse zur Psychoanalyse.

„Die Analyse ist langweilig," — sagt ein Patient, — *„sie gleicht der mühseligen Arbeit, mit der man Mohnkörner von Reiskörnern sondert."*

Die Wahl dieses Gleichnisses war nicht zufällig, das „Körnersuchen" führte direkt zu Kinderszenen aus dem Leben des — infantil fixierten — Patienten.

„Die Analysenarbeit ist wie das Schälen von Hülsenfrüchten" — sagte ein anderer Patient. — *„Man wirft die Schalen weg und behält die Bohnen."* Die Analyse dieses Einfalles führte tiefer. Patient erinnerte, daß er als Kind die kleinen Kotstücke, die seine Schwester ausschied, Bohnen nannte. Von dieser Erinnerung eröffnete sich ein Weg zur Analerotik des Patienten.

„Ich finde den Unterschied zwischen Hypnose und Analyse so: die Hypnose ist wie der Pracker, der den Staub in die Kleider noch tiefer hineinschlägt, die Analyse aber ist wie der Vacuum-Cleaner, sie saugt die

Symptome heraus." Dieser ausgezeichnete Vergleich ist dem bekannten Vergleiche Freuds, der die Hypnose und Analyse mit den von Leonardo charakterisierten Arten der Malerei- und Bildhauereitechnik[1] vergleicht, an die Steite zu stellen. Vom Standpunkte des homosexuell-masochistischen Patienten hatte aber sowohl der Vergleich mit dem Schlagen als der mit dem Saugen auch eine rein persönlich-historische Bedeutung, die dann die Analyse aufdeckte.

„*Die Analyse ist wie eine Wurmabtreibungskur,*" — sagte ein Patient, — „*man mag noch so viele Wurmglieder abtreiben, solange der Kopf drin bleibt, hat man gar nichts davon.*" Ich glaube nicht, daß die Tendenz der psychoanalytischen Therapie je treffender gekennzeichnet worden wäre. Die Symptome sind wirklich nur entfernte „Glieder" einer psychischen Organisation, die ihren Kern, ihren „Kopf", aus dem sie ihre Kraft saugt, im Unbewußten hat; solange nicht auch der Kopf ans Licht gebracht ist, muß man mit dem Wiedererscheinen der — zeitweilig vielleicht beseitigten — Symptomglieder rechnen. Für die Zwecke der Analyse des Patienten mußte aber dieser Vergleich zur Klarlegung analer Kleinkindererfahrungen verwertet werden. Dieses Gleichnis enthielt übrigens auch die richtige Vorahnung, daß seine Kur vor dem Ende abgebrochen werden wird, und zwar aus Geldrücksichten. Den analen Kopf seines Neurosenwurms ließ sich der Patient nicht nehmen.

„*In der Analyse ist mir zumute wie einem eingefangenen wilden Tier in seinem Käfig.*"

„*Ich fühle mich wie ein Hund, der vergeblich an der Kette zerrt.*"

„*Die Deutungen, mit denen Sie meine Einfälle begleiten, bringen mich in die Lage eines von Flammen umgebenen Skorpions; wo immer ich hin will, werde ich vom Feuer Ihrer Aussagen gesengt; ich muß am Ende Selbstmord begehen.*"

Diese drei Gleichnisse rühren von einem Patienten her, dem ich den besonders aggressiven Hintergrund seiner manifesten Rührseligkeit und Milde vergeblich nachzuweisen suchte. Daß er sich aber in diesen und vielen anderen Vergleichen gerade mit wilden, bissigen und giftigen Tieren verglich, mußte ich als Bestätigung meiner Annahmen deuten.

---

1) Vgl. Freud: Über Psychotherapie. (Ges. Schriften, Bd. VI, S. 15.)

Manchmal kann man hinter einer scheinbar aufs Geratewohl gewählten Metapher Bedeutsames vermuten, so bei der Patientin, die ihren Seelenzustand mit den Worten charakterisierte: *„Mir ist, als wäre ein Fleck auf meiner Seele."* Dieser Fleck konnte nicht metaphorisch, sondern in der ursprünglichen Bedeutung genommen werden. Natürlich war der Fleck nicht auf der „Seele".

„Schwere Geburt!" sagte ein Patient höhnisch, als wir keine Fortschritte in der Analyse machten. — Er wußte nicht, daß die Wahl dieses Ausdruckes von der schweren Geburt seiner eigenen Frau bestimmt war. Wegen dieser schweren Geburt durfte er nicht mehr an Nachkommenschaft denken, obzwar sein Erstgeborener inzwischen gestorben war.

„Sie kommen mir vor wie ein Farmer, der sich auch an den dunkelsten Stellen meines Seelenurwaldes auskennt", — sagte ein anderer Patient. Das Material zu diesem ziemlich gezwungenen Vergleich lieferten natürlich die eigenen juvenilen Robinson-Phantasien.

Bei der Analyse dieses letzteren Vergleiches muß man nebst der lebensgeschichtlichen auch an die Mitwirkung tieferer symbolischer Determinanten denken. Wenn wir berücksichtigen, daß der Vergleich von einem Patienten herrührt, dessen sexuelle Minderleistung auf narzißtisch-homosexuelle Fixierung zurückzuführen war, darf man seinen Ausspruch als Zeichen der Übertragung auf den Arzt, und die „dunklen Stellen seines Seelenurwaldes" sexualsymbolisch auffassen.

Viel deutlicher spricht die Symbolik aus folgenden Gleichnissen anderer Patienten:

„Die Analyse ist wie das Gewitter, das die Algen vom Meeresgrunde aufpeitscht." (sic!)

In Zusammenhang mit dem schon vorher Bekanntgewordenen mußte ich dieses Bild von unbewußten Geburtsphantasien der Patientin ableiten.

„Ich kann mich mit dieser Kur, wo man den Patienten allein läßt und seinen Einfällen nicht nachhilft, nicht befreunden. Die Analyse bohrt einfach in die Tiefe und hofft, daß das Verborgene, wie ein artesischer Brunnen, von selbst in die Höhe springen wird; wo aber der innere Druck so gering ist, wie bei mir, müßte man mit einem Pumpwerk nachhelfen."

Zum Verständnis des Sexualsymbolischen in diesem Gleichnisse genügt die Angabe, daß es sich um einen Patienten mit ungewöhnlich starker Vaterfixierung handelte, der seine Gefühle auch auf den Arzt übertrug.

Ein Patient erzählt, daß er beim Festmahl nach der Hochzeit seiner Schwester in einem Trinkspruch an seinen neuen Schwager folgende Ansprache richtete:

„Deine edlen Gedanken, wenn sie erst durch die Retorte deiner Gattin durchgegangen sind, werden noch edler herauskristallisieren.“

Besonders da dieses Gleichnis aus Anlaß einer Hochzeit geprägt wurde, muß es auf jeden Zuhörer als Anspielung auf sexuelle und Geburtsvorgänge gewirkt haben. Nur der Redner selbst wußte von dieser Tendenz nichts.

„Wenn es Ihnen gelingt, zu meinen unbewußten Gedanken durchzudringen, dann sind Sie in meinen Augen wie der Held, der das eherne Tor Konstantinopels mit einem Keulenschlag einbrach.“

Zur Erklärung des Gleichnisses möge dienen, daß die Symptome und die Träume des Patienten — obzwar er selbst nichts davon wissen will — auf eine starke sadistische Komponente der Sexualkonstitution schließen lassen.

*

Diese Reihe von Beispielen genügt, um sich überhaupt eine Vorstellung von den psychischen Verhältnissen bei der Gleichnisbildung zu machen. Wenn jemand seine Aufmerksamkeit darauf konzentriert, ein Gleichnis zu irgend etwas zu suchen, so ist ihm nur an der Gleichheit, der Ähnlichkeit gelegen, dagegen vollkommen gleichgültig, aus welchem Material das Gleichnis geschöpft wird. Wir merken nun, daß unter diesen Umständen dieses „gleichgültige“ Material fast allemal dem verdrängten Unbewußten entstammt. Dies macht es uns zur Pflicht, die Gleichnisse des Patienten sorgfältig auf ihren unbewußten Hintergrund zu untersuchen; die Gleichnisanalyse erweist sich neben der Analyse der Träume, der Fehl- und Symptomhandlungen der Patienten als eine nicht unwichtige Waffe der analytischen Technik.

Wir konnten auch konstatieren, daß das in den Gleichnissen enthaltene Material — wie Stücke des manifesten Trauminhaltes —

sich bald als Erinnerungsrest aus der Lebensgeschichte des Patienten erwies, also real zu nehmen war, bald wiederum als der symbolische Ausdruck unbewußter Tendenzen; natürlich können auch beide Gleichnisquellen an einem und demselben Gleichnis beteiligt sein.

Von prinzipieller Wichtigkeit scheint mir zu sein, daß die Konzentration der Aufmerksamkeit (des Interesses, vielleicht auch eines Teiles des Libido) auf das Gleichnissuchen eine ähnliche Milderung der Zensur zur Folge hat, wie sie uns bei der Traumbildung bekannt geworden ist; das bisher Verdrängte kann — wenn auch in entstellter oder symbolischer Darstellung — bei der Konzentration auf die Gleichnissuchung in ähnlicher Weise zum Bewußtsein durchdringen wie bei der Konzentration des Interesses auf den Wunsch zu schlafen. Auch dem Schlafenden ist nur an der Aufrechterhaltung des Schlafzustandes gelegen, alles andere ist ihm zunächst gleichgültig. Natürlich drängt sich aber von diesem „gleichgültigen" psychischen Material das infolge des bis jetzt darauf lastenden Druckes stärker gespannte Material: d. h. das Verdrängte in erster Linie vor. Die Stärke der „Vordrängungstendenz" muß der Kraft der bisherigen Verdrängung entsprechen.

Dieses reziproke Verhältnis zwischen Aufmerksamkeit und Zugänglichkeit des Verdrängten ist uns übrigens von zahlreichen anderen Gebieten her geläufig. Die „freie Assoziation", die Hauptwaffe der psychoanalytischen Technik, ist nur durch Einhaltung der Freudschen „Grundregel" zugänglich geworden, wonach der Patient sich bestreben muß, sich gegenüber seinen Einfällen möglichst „gleichgültig" zu verhalten. Erst bei Einhaltung dieser Vorschrift taucht aus dem Verdrängten das zu deutende und einzuordnende Material auf; wenn aber jemand sich anstrengt, ein Symptom oder einen Einfall mit bewußter Aufmerksamkeit zu ergründen, so spornt er damit die Zensur nur zu erhöhter Wachsamkeit auf. Freud hat uns übrigens gelehrt, daß auch der Analytiker nicht nur durch logische Anstrengung, sondern oft eher durch freies Spielenlassen der Einfälle zu den richtigen Deutungen gelangt, wozu eine gewisse Gleichgültigkeit den Einfällen des Patienten gegenüber nötig ist. Ein ungestümes Wissen- und Heilenwollen führt zu nichts oder auf Abwege.

In der Psychopathologie des Alltags zeigt sich die erwähnte Reziprozität am auffälligsten. Die verräterischen Fehlhandlungen des „zerstreuten Professors“ sind das Ergebnis der geistigen Konzentration auf einen Gegenstand und der Gleichgültigkeit allen sonstigen Dingen gegenüber. (Siehe das Archimedische: „*Noli turbare circulos meos.*“)

Auch ihre „Symptomhandlungen“ betätigen die Menschen um so ausgiebiger, je mehr sie durch etwas anderes abgelenkt sind. Beim Vergessen von Eigennamen pflegt das bewußte Suchen nichts zu nützen; beim Nachlaß der Anstrengung fällt einem das Vergessene von selbst ein.

Durch Berücksichtigung des reziproken Verhältnisses zwischen Konzentriertheit und Verdrängung wird uns auch die Symptomatologie der Hypnose und der Suggestion um etwas verständlicher. Wir konnten behaupten, daß die hypnotische Gefügigkeit auf blinden Gehorsam, dieser aber auf die übertragene elterliche Fixierung zurückzuführen ist. Es gibt nur zwei Arten von Hypnose: die Vaterhypnose (die man auch Schreckhypnose nennen kann) und die Mutterhypnose (mit anderen Worten: die Schmeichelhypnose).[1] Die Konzentration auf die Affekte des Schreckens und der Liebe macht die Hypnotisierten für alles andere gleichgültig. Der Seelenzustand des vor Schreck Kataleptisierten ließe sich in folgenden Sätzen ausdrücken: „Ich fühle, tue und sage alles, was du willst, nur sei du mir nicht böse.“ Der Verliebte könnte sagen: „Dir zuliebe glaube, sehe und handle ich, wie du willst. Alles außer deiner Liebe ist mir gleichgültig.“

Mag es sich aber um welche Form der Hypnose immer handeln, die Erfolge der Breuer-Freudschen kathartischen Methode beweisen uns, daß hier infolge der Faszinierung durch den Hypnotiseur und der Gleichgültigkeit gegen alles andere auch das sonst tief verdrängte psychische Material mit Leichtigkeit bewußt wird.

Daß übrigens die Konzentration bei der Hypnose eine große Rolle spielt, zeigen schon die beim Hypnotisieren oft förderlichen Praktiken der optischen und akustischen Konzentration.

---

1) Vgl. Introjektion und Übertragung. (Bd. I der „Bausteine zur Psychoanalyse.“)

In diesem Zusammenhange muß ich auch auf die Praktiken der sogenannten Kristallschauer oder Spiegelschauer (Lekanoskopen, Lekanomanten) hinweisen, die ihre Aufmerksamkeit krampfhaft auf einen optischen Punkt fesseln und dabei weissagen. Die Untersuchungen Silberers[1] beweisen, daß bei diesen Weissagungen eigentlich das eigene Unbewußte zu Worte kommt; wir würden hinzufügen: infolge der bei der Konzentration erfolgenden Zensurmilderung fürs gleichgültiger gewordene Verdrängte.

Bei überstarker Besetzung eines Affekts, z. B. bei Ausbrüchen des Hasses, der sich in Flüchen Luft macht, kann man Ähnliches beobachten. In einer psychologischen Untersuchung „über obszöne Worte"[2] wies ich darauf hin, daß, obzwar — oder gerade weil — der Fluchende einzig von dem Wunsche beseelt ist, dem Gegenstande seines Hasses einen großen Schimpf, gleichgültig welchen, anzutun, im Wortlaute der Flüche nebstbei auch die tiefstverdrängten eigenen analen und Ödipuswünsche, diesmal ganz unentstellt, zum Ausdruck gelangen. (Ich verweise auf die obszönen Flüche des niederen Volkes und auf deren Abschwächungen beim Kulturmenschen.)

Auch in der Pathologie der Seele findet man Beweise für diese funktionale Beziehung zwischen Verdrängung und Interessebetonung. Beim gedankenflüchtigen Manischen kommt das Verdrängteste mit Leichtigkeit zum Vorschein. Wir können annehmen, daß es für ihn — im Gegensatz zum gehemmten Melancholiker — gleichgültig geworden ist. Bei der Paraphrenie (Dementia praecox), deren Wesen im Gleichgültigwerden der Außenwelt und aller Objektbeziehungen besteht, sehen wir, daß die von den Neurotikern so vorsichtig gehüteten Geheimnisse einfach ausgeplauscht werden. Die Paraphreniker sind bekanntlich die besten Symboldeuter; nachdem sie für sie bedeutungslos geworden sind, erklären sie uns mühelos die Bedeutung aller Sexualsymbole.

Aus unseren psychoanalytischen Kuren ersehen wir übrigens, daß ein gewisses „Gleichgültigwerden" vielleicht überhaupt die Bedingung ist, unter der Verdrängtes bewußt werden kann. Die Patienten gelangen erst dann zur bewußten Einsicht in eine ver-

1) H. Silberer, Lekanomantische Versuche. Zentralblatt für PsA., II. Jahrg.
2) In Bd. I der „Bausteine zur Psychoanalyse".

drängte Regung, wenn diese für sie im Laufe der Kur allmählich gleichgültiger geworden ist und ihre Libido sich auf andere Gegenstände verschoben hat.

Um auf ein Gebiet zurückzukehren, das unserem Ausgangspunkte näher liegt, verweise ich auf den von Freud beschriebenen psychischen Akt des Witzes, bei dem die Aufmerksamkeit von der Witztechnik gefesselt wird und diese Ablenkung der Aufmerksamkeit den verdrängtesten Tendenzen zum Ausdruck verhilft. — Schließlich zitiere ich eine mündliche Aussage des Psychoanalytikers Dr. Hanns Sachs, nach dem die Worte, in die die Dichter ihre Ideen kleiden, oft auf die tieferen, unbewußten Quellen jener Idee hindeuten. Nach Analogie mit der Gleichnisbildung muß man auch hier annehmen, daß auch beim Dichter die Konzentration auf die Idee den Durchbruch des Verdrängten in dem aufs Geratewohl gewählten Wortlaute der Dichtung ermöglicht.

Pfister fand übrigens, daß auch die vollkommen „gedankenlos“ aufs Papier geworfenen (also sicher gleichgültigen) Kritzeleien oft erstaunliche Mitteilungen aus dem unbewußten Seelenleben enthalten.[1]

*

Aus der Tatsache nun, daß in allen hier erwähnten Fällen von „Konzentration“ die Verdrängungszensur in einem der anderweitigen Inanspruchnahme entsprechenden Maße an Intensität abnimmt, muß man darauf schließen, daß bei der Konzentration eine sonst als Verdrängungszensur fungierende Energiemenge zur Verwendung gelangt. (Ob es sich dabei um libidinöse Energie, Interesse oder beides handelt, müssen wir beim heutigen Stande unseres psychoanalytischen Wissens dahingestellt sein lassen.) Dieses Vikariieren der beiden Funktionen wird uns verständlicher, wenn wir bedenken, daß alle Arten von Konzentration eigentlich eine Art Zensurarbeit bedeuten: die Abhaltung aller (innerer oder äußerer) Eindrücke vom Bewußtsein mit Ausnahme jener, die von dem Gegenstande der Aufmerksamkeit herstammen oder die mit der psychischen Einstellung, auf die man sich konzentriert, übereinstimmen. Alles, was den Schlaf stört, wird von der Zensur des

---

1) Kryptolalie, Kryptographie und unbewußtes Vexierbild bei Normalen. Jahrbuch f. PsA., V. Bd.

Schlafenden ebenso „verdrängt" wie im Wachzustand die ob ihrer Unmoralität bewußtseinsunfähigen Gedanken. Der auf seinen Gegenstand konzentrierte Gelehrte wird taub und blind für alles andere, d. h. seine Zensur verdrängt die Eindrücke, die auf sein Objekt keinen Bezug haben. Einen ähnlichen — wenn auch nur passagèren — Verdrängungsprozeß müssen wir auch bei allen übrigen Fällen der Konzentration, so auch beim Gleichnissuchen vermuten. Nach alledem wird es uns verständlicher, daß die Energie zu solcher passagèrer Verdrängungs- (Zensur-) Arbeit von der zwischen dem Unbewußten und dem Bewußtsein ständig eingerichteten Instanz und auf deren Kosten beigestellt wird.

Allenfalls haben wir es in der Zensur mit einem System von begrenzter Leistungsfähigkeit zu tun. Steigert man die Ansprüche an eine ihrer Leistungen, so kann dies nur auf Kosten der anderen geschehen.[1] Dies entspricht also vollkommen der von Freud vorgeschlagenen Anschauungsweise, nach der im psychischen System verschiebbare Quantitäten von an sich qualitätsloser Besetzungsenergie am Werke sind.

Nebst dieser rein „ökonomischen" Beschreibung des Prozesses kann man sich aber auch über die Dynamik der vermuteten Energieverschiebung bei der Konzentration eine Vorstellung machen. Das Mystische und Unerklärliche, das in jedem Willens- oder Aufmerksamkeitsakte immer noch drin steckt, schwindet zum größten Teil, wenn wir uns zu folgender Annahme entschließen: Das Primäre beim Aufmerksamkeitsakte ist die Hemmung aller Akte mit Ausnahme der intendierten. Wenn alle Wege, die zum Bewußtsein führen, mit Ausnahme eines einzigen, gesperrt werden, so fließt die psychische Energiebesetzung spontan und ohne daß hiezu eine eigene „Anstrengung" nötig wäre (was überdies auch unvorstellbar wäre), in die einzige offengelassene Richtung. Will ich also etwas aufmerksam anschauen, so tue ich das, indem ich alle Sinne mit Ausnahme des Gesichtssinnes vom Bewußtsein absperre; die gesteigerte Aufmerksamkeit für optische

---

1) Dies scheint auch für die Zensurbehörden der Großindividuen (der Staaten) zu gelten. Ich finde, daß, seitdem die Zensur infolge des Krieges *in politicis* so ungemein streng geworden, ihre Strenge gegen die erotische Literatur nachgelassen hat.

Reize kommt dann von selbst zustande, gleichwie die Steigerung des Flußniveaus von selbst zustande kommt, wenn die mit ihm kommunizierenden Kanäle abgesperrt werden. Ungleiche Hemmung ist also das Wesen jeder Aktion; der Wille ist nicht wie die Lokomotive, die auf den Schienen dahinbraust, sondern er gleicht mehr dem Weichensteller, der vor der an sich qualitätslosen Energie — der eigentlichen lokomotorischen Kraft — alle Wege mit Ausnahme eines einzigen verschließt, so daß sie den einzigen offengebliebenen befahren muß. Ich vermute, daß dies für alle Arten von „Aktionen", also auch für die physiologischen gilt, daß also die Innervation einer bestimmten Muskelgruppe eigentlich nur aus der Hemmung aller Antagonisten resultiert. — Die psychische Konzentration auf die Gleichnisbildung ist also nur möglich durch die und infolge der Hemmung des Interesses (Gleichgültigkeit) gegen alles andere, unter anderem auch gegen das sonst Verdrängte, das dann die Gelegenheit dazu benützt, sich zur Geltung zu bringen.

*

Gern hätte ich — auf Grund der psychoanalytischen Beobachtung — über die beim Bilden und beim Anhören treffender Gleichnisse empfundene Lust etwas Neues mitgeteilt. Was ich aber fand, ist nichts als die Anwendbarkeit der Freudschen Theorie vom Witz auch auf diese ästhetische Lustquelle. Dadurch, daß sich die Aufmerksamkeit und mit ihr ein Teil der Zensurfunktion auf die (schon an sich einigermaßen lustvolle) Feststellung der Gleichheiten in scheinbar weit entfernten Dingen konzentriert, werden andere, bisher streng zensurierte Komplexe von dem auf ihnen lastenden Drucke befreit, und dieser Ersparnis an Hemmungsaufwand ist die eigentliche Lust („die Endlust") am Gleichnis zuzuschreiben. Die Lust an der Ähnlichkeit (Gleichheit) wäre also mit der durch die Witztechnik entfesselten Vorlust in Analogie zu bringen. Allerdings gibt es eine fortlaufende Reihe von den einfachen Gleichnissen, die gar keine unbewußte Lustquelle entfesseln, bis zu den „tiefsinnigen" und „witzigen" Vergleichen, bei denen die Hauptlust aus dem Unbewußten stammt.

Die den Gleichnissen eigentümliche Lust am Wiederfinden desselben Dinges in ganz anderem Material ist sicher der Er-

sparnis an intellektuellem Aufwand an die Seite zu stellen, die die Vorlustwirkung der Witztechnik bewirkt. Möglicherweise steckt aber nebst dieser Wiederholungslust auch eine besondere Wiederfindungslust dahinter.

Es gibt Menschen, die das Talent haben, auch die leiseste Spur der Ähnlichkeit mit ihren Bekannten in fremden Gesichtern zu entdecken. Es scheint, daß sie sich mit Hilfe des durch die Ähnlichkeit erweckten Bekanntheitsgefühls vor der unangenehmen Wirkung ganz neuer Eindrücke (ganz unbekannter Physiognomien) schützen. Wir merken auch, mit welchem Vergnügen wir eine Stadt, die wir schon kennen, wiedersehen, während es einer gewissen Zeit (also auch hier der Wiederholung) bedarf, bis sich die Härte ganz neuer Reiseeindrücke verliert. Ich glaube, daß die Dinge, die wir einmal „geistig einverleibt", introjiziert haben, schon hiedurch gleichsam „geadelt", unserer narzißtischen Libido teilhaftig werden. Und in letzter Linie mag das die Ursache des Vergnügens sein, das wir empfinden, wenn wir bei der Gleichnisbildung in einem neuen Eindruck das Altbekannte wiederfinden. Der überaus befremdende Eindruck, den die Psychoanalyse auf die Patienten macht, mag daran schuld gewesen sein, daß manche von ihnen — wie die eingangs mitgeteilten Beispiele zeigen — gleichsam den Zwang haben, diesen Eindruck durch eine ganze Reihe von Gleichnissen zu mildern. Die Tendenz, das Liebgewonnene in allen Dingen der feindlichen Außenwelt wiederzufinden, ist wahrscheinlich auch die Urquelle der Symbolbildung.

Bemerkungen zu Balzacs Liebesleben

Von

Felix Boehm

Im Jahre 1828 schrieb Balzac an die Herzogin von Abrantès:[1] „Ich habe den seltsamsten Charakter, den ich kenne. Ich studiere mich selbst, wie ich einen anderen studieren könnte. In mei-

1) „Correspondance", Bd. XXIV der sogenannten „édition définitive" der „oeuvres complètes", erschienen bei Calmann-Lévy; p. 56 f.

nen fünf Fuß zwei Zoll vereinige ich alle Zusammenhanglosigkeiten, alle möglichen Gegensätze, und wer von mir meint, ich wäre eitel, verschwenderisch, eigensinnig, leichtsinnig, ohne Stetigkeit im Denken, geckenhaft, nachlässig, faul, unachtsam, ohne Überlegung, ohne jede Ausdauer, geschwätzig, taktlos, schlecht erzogen, unhöflich, mürrisch, launenhaft — der wird ebenso Recht haben wie jene, die sagen würden, ich sei sparsam, bescheiden, mutig, hartnäckig, energisch ... arbeitsam, ausdauernd, schweigsam, voller Feinheit, höflich, immer heiter ... . Nichts wundert mich mehr an mir selbst." In dem Roman „La peau de chagrin", in dem er seine eigenen Leiden schildert, läßt er Raphael sagen: „Obwohl ich weibisch die orientalische Trägheit liebte, verliebt in meine Träume und sinnlich war, habe ich immer gearbeitet, mir versagt, die Genüsse des Pariser Lebens auszukosten. Ich war eine Schlemmernatur und doch nüchtern. Ich liebte die Bewegung und Seereisen, wünschte Länder zu sehen, fand Vergnügen daran, wie ein Kind Kieselsteine aufs Wasser prallen zu lassen, und bin unaufhörlich mit der Feder in der Hand sitzen geblieben ... ich habe auf meinem Lager einsam wie ein Mönch vom Orden des heiligen Benedikt geschlafen, und dabei war das Weib immer mein einziger Traum ... kurz, mein Leben war eine grausame Antithese und eine immerwährende Lüge."

Aus diesen größten, scheinbar unvereinbaren Widersprüchen in Balzacs Leben und Charakter möchte ich die in seinem Liebesleben etwas näher beleuchten.

Er ist bestrebt wie ein Mönch zu leben, arbeitet mit Vorliebe in der Kutte eines Benediktinermönches, seine Phantasien aber gehen andere Wege, z. B. in der Novelle „Le succube" (aus „Contes drôlatiques"); hier beschreibt er unter anderem einen phallischen Traum des Großpönitentiars, in dem die ganze belebte und unbelebte Welt in einer Liebesraserei gezeigt wird.

Von seinem zwanzigsten Lebensjahr an bis zu seinem Tode lebte er in der größten seelischen, zum Teil auch materiellen Abhängigkeit von zwei, von ihm blind angebeteten, sozial über

ihm stehenden Frauen, — Damen der von ihm bewunderten großen Welt: — Frau von Berny und Frau von Hanska. Von ersterer schreibt er: „Sie weiß, wieviel Spannkraft und Adel mir die Gewohnheit verleiht, alles auf ein Idol zu beziehen. Mein Gott ist auf Erden. Zu jeder Stunde unterwerfe ich mich ihrem Urteil." (Lettres à l'étr.) Seine Briefe an Frau von Hanska sind vom ersten bis zum letzten auf denselben Ton blindverliebter schwärmerischer Anbetung gestimmt. (Wie weit sie dieser wert war, ist eine umstrittene Frage.) Seit er sie kennengelernt hat, arbeitet und lebt er nur für sie, kniet er in Gedanken vor ihr. Anderseits träumt er von sklavisch ergebenen Kreaturen: „Große Männer (sagt Raphael in ‚La peau de chagrin') brauchen orientalische Weiber, die an nichts als an die Bedürfnisse des Mannes denken." „Aber", sagt Hans Heiß (s. u.): „er ist doch zu energisch, zu egoistisch und vor allem zu flatterhaft, im Grunde polygamisch, um sich ganz fesseln und in Beschlag nehmen zu lassen. Er mag Frau Hanska noch so ehrlich lieben, seine Liebe hindert ihn nicht, zu gleicher Zeit auf andere Abenteuer auszugehen, nach rechts und links eifrig den Hof zu machen, glühende Briefe auch an andere Adressen als die ihre zu richten und die Treue, die er ihr pathetisch gelobte, so oft zu brechen, als die Gelegenheit sich bot." Wie überall in seinem Leben, kämpfen auch in seiner Erotik ständig zwei entgegengesetzte Strömungen miteinander.

Diesen Gegensatz schildert Balzac in „Le lys dans la vallée" in einem Brief des Helden Felix (mit dem er sich offenkundig stark identifiziert), an die Gräfin Natalie de Manerville: während er einerseits für die engelgleiche, vergötterte und unerreichbare Frau von Mortsauf (Henriette) sein Leben ohne Bedenken dahingegeben hätte, sie ihm Lebensinhalt geworden war, wurde er anderseits von der sinnlichen, raffinierten Lady Dudley (Arabelle) verführt und konnte sich diesen nur sexuellen Beziehungen ebenfalls mit ganzer Leidenschaft hingeben.

In ähnlicher, noch ausführlicherer Weise schildert Balzac diesen Gegensatz der zwei Strömungen im Liebesleben in der

Figur des Baron Hector Hulot, in „La cousine Bette": Baron Hector Hulot, in glänzender gesellschaftlicher Stellung, verdient um den Staat, gut angeschrieben bei seinen Vorgesetzten, ist verheiratet mit einer sehr schönen, stillen, engelgleichen Gattin, fromm und gütig, der Mutter seines Sohnes und seiner Tochter. „Adeline war eine in der Tat vollkommensten, auffälligen Schönheiten. Sie sind nicht allzu dicht im Garten der Menschheit ausgesät. Aber die Natur scheint sie mit einer ganz besonderen Sorgfalt gehegt zu haben. Sie hat ihnen ihre kostbaren Gaben verliehen, das vornehme Wesen; Anmut, Herzensgüte, Zartheit, Eleganz und den wundervollen Fleischton des Teints . . . Sie zeigen in ihrem Körperbau, in dem Ebenmaß ihrer Gestalt und in dem Charakter ihrer Schönheit eine seltsame Übereinstimmung. Sie können uns glauben machen, daß in dem Meer der hintereinander folgenden Menschengeschlechter sozusagen ein aphrodisischer Strom fließt, aus dem immer und immer wieder eine neue Venus aufsteigt und den Himmel erröten macht. Aus diesem Göttergeschlecht war Adeline Fischer eine der Schönsten . . . Es lag in ihr das ungelöste Gift der Verführung, und darum glich sie so sehr jenen königlichen Frauen, die kraft ihrer Schönheit zum Herrschen bestimmt sind . . . Klassischer Schnitt des Profils, ebenmäßiger und ausbalancierter Wuchs, ländliche Zurückhaltung und eine gewisse unfreiwillige Schamhaftigkeit vereinigten sich in ihr zu einem Ausdruck von Hoheit."[1]

Trotzdem führt Baron Hector Hulot ein sehr unstetes Leben, bringt die Abende fast ständig in Gesellschaft seiner jeweiligen Geliebten zu. Die Gattin, welche von seinen Beziehungen durch andere erfährt, hält zu Hause und in der Gesellschaft unter Aufbietung aller Kräfte den Schein einer glücklichen Ehe aufrecht. Sie ist voll Güte und Verzeihens für die Seitensprünge ihres Mannes, ist immer wieder beglückt, wenn er für kurze Zeit zu ihr zurückkehrt, sucht die Schuld bei sich und Trost in der Kirche, welche ihrer

---

1) Bd. I. S. 47—48. — Ich benutze hier die Übersetzung von Paul Zech in der Gesamtausgabe im Verlage Ernst Rowohlt, sonst die von Hanns Heiß in: „Balzac, sein Leben und seine Werke." Heidelberg. 1913.

Ansicht nach allein selig machen kann. Er ist immer seltener zu Hause und vernachlässigt das Familienleben; es kommt so weit, daß er sein ganzes Vermögen für außereheliche Beziehungen vergeudet und ehrenrührige Schulden macht, seine Familie selbst in größte Not bringt. Die Gattin macht ihm keinerlei Vorwürfe, schränkt sich auf das Äußerste ein und verzeiht ihm immer wieder. Wenn er, von seinen Erlebnissen mit andern Frauen schwer enttäuscht, zermürbt und zerknirscht für kurze Zeit zu ihr zurückkehrt, hofft sie immer wieder auf seine Umkehr und empfängt ihn immer wieder freudig mit offenen Armen. Er ist gerührt von ihrer Güte, klagt sich an, gelobt Besserung. Aber diese Reue ist immer von kurzer Dauer; nach ganz kurzer Zeit treibt es ihn fort zu neuen Abenteuern, welche wir der Reihe nach betrachten wollen:

Eine kleine Schauspielerin, durch seine Protektion bekannt geworden, kostet ihn Unsummen; sie wendet sich bald einem reicheren Kavalier zu, nachdem sie von Hulot alle Künste einer Kurtisane erlernt hat. Dieser folgt eine Sängerin, welche sein Freund hatte ausbilden lassen, den sie ohne weiteres verläßt, um an der Seite von Hulot ein glänzendes Leben zu führen. Später aber, als seine Geldmittel nachlassen, wendet sie sich einem reicheren Freunde zu. Diese beiden Mädchen waren skrupellose Dirnen, die nur um pekuniärer Vorteile willen Beziehungen eingingen.

Frau Marneffe, die Gattin eines Kanzleisekretärs, eines Untergebenen von Hulot, fesselt ihn drei Jahre lang durch ihre anfängliche verschämte Jungfräulichkeit und zugleich raffinierte Lüsternheit. Sie saugt ihn vollkommen aus, er lebt ganz in ihrem Banne und lädt sie sogar zur Hochzeit seiner Tochter ein, bis er eines Tages erfährt, daß sie ihn schon lange fortgesetzt mit seinem Freunde, dem er früher einmal die Geliebte abspenstig gemacht hatte, betrügt. Neben seinem Freunde hat sie noch seinen Schwiegersohn eingefangen; alle drei genießen bei ihr sämtliche Liebesfreuden. Hulot, seelisch und pekuniär vollständig gebrochen, bringt einige Zeit zu Hause im Kreise seiner Familie zu. In der äußersten Not will Adeline versuchen, sich zu verkaufen, um die Familie zu

retten; aber der Versuch mißlingt infolge ihrer Schamhaftigkeit und ihrer vollkommenen Unfähigkeit zu kokettieren.

Schon nach kurzer Zeit aber verschwindet der Baron, um sich nunmehr versteckt in Paris aufzuhalten und im Alter von zweiundsiebzig Jahren Beziehungen zu einem sechzehnjährigen Mädchen anzuknüpfen und bei demselben zu leben, unterstützt von seiner ersten Geliebten, der Schauspielerin. Diesem Mädchen folgt nach zwei Jahren ein fünfzehnjähriges Kind, mit welchem er in wilder Ehe zusammen lebt und sich dabei durch Schreibarbeiten kümmerlich ernährt. Von seiner Frau aufgefunden, kehrt er, äußerlich stark heruntergekommen, achtzigjährig, aufs neue zu seiner Familie zurück; gepflegt und gehegt lebt er ruhig mit den Seinen; die Familie und die Gesellschaft glauben ihn endgültig von seinen galanten Abenteuern geheilt. Seine Frau lebt im Zusammensein wieder auf, bis sie aufs neue schmerzlich enttäuscht wird: sie erfährt von seiner Annäherung an das kürzlich eingestellte Küchenmädchen, ein robustes, sinnliches Mädchen vom Lande, welches dem Diener zu ordinär ist. Die schwache Gesundheit der Baronin überwindet diese letzte schmerzliche Entdeckung nicht mehr. Nach ihrem Tode heiratet Hulot diese Küchenmagd und lebt in einer Provinz mit ihr zusammen.

B a l z a c schildert uns aber nicht bloß dieses rätselhafte Verhalten des Mannes, sondern er gibt uns auch selbst die Erklärung in „La cousine Bette“ mit folgenden Worten: „Viele verheiratete Frauen, die ihren Männern und ihren Ehepflichten treu untertan sind, werden hier aufstaunen, warum im Grunde herzensgute Männer mit solchen Weibern sich wegwerfen, die mit dem abgefeimten Charakter der Marneffe behaftet sind. Warum bleiben sie nicht bei den eigenen Frauen, zumal wenn sie so ungewöhnlich schön und so herzensgütig sind wie Adeline. Können solche Frauen nicht alles aufbringen, was das Seelenleben und die Sinne leidenschaftlicher Männer begehren? Die Erklärung für solche Mißgeschehnisse liegt tief in den Untergründen der menschlichen Natur verankert. Die Liebe, diese seltsame Abirrung von aller schwachen Vernunft, dieses fabelhafte Medium stürmischer

Herzen, und anderseits die feile tierische Brunst der Dutzendmenschen biegt in zwei grundverschiedene Extreme ein und derselben Erscheinung aus. Der sinnenfrohe Mann — und der vollkommene Mann ist immer ein Sinnenmensch — hat nicht genug mit einer einzigen von den tausend Spielereien zwischen jenen beiden Extremen der Liebe. Die Frau hingegen, die so verschiedene Gelüste vitaler Männer zu befriedigen fähig ist, die ist eben so selten, wie unter den Männern auf geistigem Gebiet der große Feldherr, der große Künstler, der geniale Dichter oder der große Erfinder. Der geistig Hochstehende wie die Krämerseele, Hulot wie Crevel, empfingen gleicherweise den wilden Drang nach einem ihnen allein zugehörigen Ideal, wie nach dem bloßen körperlichen Genuß. Sie alle sind ununterbrochen auf der Jagd nach dem, ach, so seltenen weiblichen Doppelwesen, nach der Heiligen und der Dirne.[1]

Dasselbe Thema behandelt Freud in seiner Arbeit „Über die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens";[2] hier gibt er eine Erklärung der erotischen Betätigung von Männern, die er folgendermaßen charakterisiert: „Es sind hier zwei Strömungen nicht zusammengetroffen, deren Vereinigung erst ein völlig normales Liebesleben sichert, zwei Strömungen, die wir als die zärtliche und die sinnliche voneinander unterscheiden können" . . . „Sowie die Bedingung der Erniedrigung (nämlich des Sexualobjektes) erfüllt ist, kann sich die Sinnlichkeit frei äußern, bedeutende sexuelle Leistungen und hohe Lust entwickeln." Freud gibt uns in dieser Arbeit eine erschöpfende psychoanalytische Darstellung der Entwicklung der häufig vorkommenden Unvereinbarkeit der zwei Strömungen im Liebesleben des Mannes, der zärtlichen und der sinnlichen, welche darin gipfelt, daß der Mann, welcher als Knabe seine ganze Liebe der Mutter geschenkt hat, die sinnlichen Anteile derselben infolge der Inzestschranke ins Unbewußte hat verdrängen müssen, so daß in bezug auf das verbotene Liebesobjekt der Kindheit, die Mutter,

1) Bd. II, S. 122; von mir gesperrt.

2) „Ges. Schriften", Bd. V, S. 198 ff.

nur noch die zärtlichen Regungen bewußtseinsfähig sind. Die sinnliche Strömung sucht nur nach Objekten, die nicht an die ihr verpönte inzestuöse Person erinnern; „wenn von einer Person ein Eindruck ausgeht, der zu hoher psychischer Wertschätzung führen könnte, so läuft er nicht in Erregung der Sinnlichkeit, sondern in erotisch unwirksame Zärtlichkeit aus. Das Liebesleben solcher Menschen bleibt in die zwei Richtungen gespalten, die von der Kunst als himmlische und irdische (oder tierische) Liebe personifiziert werden. W o s i e l i e b e n , b e g e h r e n s i e n i c h t , u n d w o s i e b e g e h r e n , k ö n n e n s i e n i c h t l i e b e n .[1] Sie suchen nach Objekten, die sie nicht zu lieben brauchen, um ihre Sinnlichkeit von ihren geliebten Objekten fernzuhalten."

Wir finden also bei B a l z a c und F r e u d fast dieselbe Ansicht; nur sieht B a l z a c in seinem obigen Erklärungsversuch die Ursache des Liebeskonfliktes des Mannes in der Seltenheit der vom Standpunkte des männlichen Trieblebens vollkommenen Frau, F r e u d in der Spaltung des Trieblebens im Manne selber; beide betonen das Vorkommen der zwei extremen Triebrichtungen. An anderer Stelle betont aber auch B a l z a c die Unvereinbarkeit derselben in bezug auf ein und dieselbe Frau, indem er sich folgendermaßen in „Une Fille d'Ève"[2] äußert: „Viele heiratslustige Männer nehmen ja lieber ein Mädchen zur Frau, das im Kloster erzogen und mit Frömmigkeit übersättigt, als ein Mädchen, das in weltlichen Lehren aufgewachsen ist. E i n M i t t e l d i n g g i b t e s n i c h t .[1] Ein Mann muß entweder ein sehr erfahrenes Mädchen heiraten, das die Zeitungsannoncen gelesen und sich seinen Vers daraus gemacht hat, das mit tausend jungen Männern Walzer und Galopp getanzt hat, in alle Theater gegangen ist, Romane verschlungen hat, der ein Tanzmeister die Knie gelenkig gemacht hat, indem er sie gegen die seinen drückte, das nicht nach Religion fragt und sich seine eigene Moral geschaffen hat, oder ein unwissendes, reines, junges Mädchen." B a l z a c beschreibt diese Spaltung des Liebeslebens nur, F r e u d sucht auch nach der

1) Von mir gesperrt.
2) Verlag Ernst Rowohlt, S. 98, übersetzt von O p p e l n - B r o n i k o w s k i.

Wurzel derselben und findet sie in dem Schicksal der frühen Liebesbeziehungen des Sohnes zu seiner Mutter.

Balzacs Beziehungen zu seiner Mutter erkennen wir klar bei der Lektüre von „Le lys dans la vallée"; trotzdem sich Felix (Balzac) in dem Brief an die Gräfin Mannerville wiederholt bitter über die Gefühlskälte seiner Mutter, ihren Geiz ihm gegenüber beklagt; trotzdem er eingehend schildert, wie seine ursprüngliche Liebe sich in Abneigung und Haß verwandelt hat, fühlen wir doch immer wieder heraus, daß Felix nie aufgehört hat, sich nach der Liebe seiner Mutter zu sehnen. Wie groß der aus enttäuschter Liebessehnsucht entstandene Haß Balzacs gegen seine Mutter war, können wir verstehen, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß er in dem Verhältnis der unsympathischen, tyrannischen und geizigen „Cousine Bette" zu dem Künstler Steinbock seine eigenen Beziehungen zu seiner Mutter zu schildern versucht hat. Nachzuweisen, wie die Verdrängung der Sehnsucht nach mütterlicher Liebe das hier beschriebene Phänomen der Spaltung der zwei Strömungen im Liebesleben Balzacs verursacht hat, würde über den Rahmen dieser Andeutungen weit hinausgehen.

Bemerken möchte ich nur kurz: Balzac identifiziert sich mit Felix so weit, daß er über „Le lys dans la vallée" berichtet: „Vielleicht täusche ich mich, aber mir scheint, das wird sehr viele Tränen fließen lassen; beim Schreiben kommen mir selbst die Tränen."[1] Felix aber war nach Balzacs Schilderung in seiner Jugend in weitestgehendem Maße gezwungen, seine Liebe zu seiner Mutter zu unterdrücken, und Felix zeigt, wie oben gesagt, als junger Mann die hier geschilderte Spaltung des Liebeslebens in seinen Beziehungen zu den zwei grundverschiedenen Frauen Henriette und Arabelle in ausgesprochener Weise: beide liebte er glühend, aber keiner konnte er sein ganzes Gefühl schenken; stets betrog er in Gedanken eine mit der anderen, suchte die Vorzüge der Abwesenden bei der Gegenwärtigen und quälte diese mit den Schilderungen der Besonderheiten der anderen. — Hier hat

1) Corr. p. 213.

Balzac die von Freud behauptete Wirkung der Verdrängung der Liebe des Sohnes zur Mutter, die Spaltung der Liebe des Mannes in himmlische und irdische Liebe, aus seiner eigenen Entwicklung intuitiv erraten.

PSYCHOANALYTISCHES LESEBUCH

Goethe über Sublimierung

Gesetzt, das Schicksal hätte einen zu einem großen Maler bestimmt, und dem Zufall beliebte es, seine Jugend in schmutzige Hütten, Ställe und Scheunen zu verstoßen — glauben Sie, daß ein solcher Mann sich jemals zur Reinlichkeit, zum Adel, zur Freiheit der Seele erheben werde? Mit je lebhafterem Sinn er das Unreine in seiner Jugend aufgefaßt und nach seiner Art veredelt hat, desto gewaltsamer wird es sich in der Folge seines Lebens an ihm rächen, indem es sich inzwischen, daß er es zu überwinden suchte, mit ihm aufs innigste verbunden hat.

(Aus „Wilhelm Meisters Lehrjahre".)

Schopenhauer über Sublimierung

An den Tagen und Stunden, wo der Trieb zur Wollust am stärksten ist, nicht ein mattes Sehnen, das aus Leerheit und Dumpfheit des Bewußtseins entspringt, sondern eine brennende Gier, eine heftige Brunst: gerade dann sind auch die höchsten Kräfte des Geistes, ja das beste Bewußtsein zur größten Tätigkeit bereit, obzwar in dem Augenblicke, wo das größte Bewußtsein sich der Begierde hingegeben hat, latent: aber es bedarf nur einer gewaltigen Anstrengung zur Umkehrung der Richtung, und statt jener quälenden, verzweifelnden Begierde (dem Reich der Nacht) füllt die Tätigkeit der höchsten Geisteskräfte das Bewußtsein (das Reich des Lichtes).

Edward Carpenter über Sublimierung

Jeder, der einmal erkannt hat, wie herrlich die Liebe in ihrem Wesen ist, und wie unzerstörbar sie ist, der wird kaum etwas, das zu ihr führt, ein Opfer nennen; und der ist in der Tat ein Meister des Lebens, der die gröberen Begierden seines Leibes hinnimmt und, ohne sie abzuweisen oder zu verdammen, sie mit vollem Bewußtsein in die seltensten und duftendsten Blüten menschlicher Gefühle umzuwandeln weiß.

(Aus „Wenn die Menschen reif zur Liebe werden".)

Ein Fall von masochistischem Transvestitismus als Selbstheilungsversuch

Von

Franz Alexander

„Drum, willst du dich vor Leid bewahren, — So flehe zu den Unsichtbaren, — Daß sie zum Glück den Schmerz verleihn" — ist das Motto des 1927 erschienenen Alexanderschen Werkes „Psychoanalyse der Gesamtpersönlichkeit" (Internationale Psychoanalytische Bibliothek, Nr. XXII; geheftet 9 M, Ganzleinen 11 M). Sigmund Freuds Ichtheorie, in den letzten Jahren aufgerichtet, als kühner Oberbau über das Fundament psychoanalytischer Tiefenforschung, wird von Alexander auf das ganze Gebiet der Neurosenlehre angewendet und darüber hinaus zu einer Seelenlehre von der Gesamtpersönlichkeit entwickelt. Dynamik und Ökonomie des ganzen Trieblebens wird untersucht und Entscheidendes zur Psychologie von Gewissen, Leiden, Strafbedürfnis, Flucht in die Krankheit, triebhafter Selbstzerstörung, neurotischem Ausleben usw. an den Tag gefördert. Mit der Entdeckung des Ichs fängt eine neue Periode der psychoanalytischen Wissenschaft an. Während die erste Periode im Zeichen der Deutungskunst stand, die die Äußerungen der Triebe zu begreifen lehrte, gehört die Alexandersche Arbeit bereits zu den Bestrebungen, jene in ihre Bestandteile zerlegten Triebäußerungen in der Gesamtstruktur ihres Aufbaues zu betrachten. Die Darstellungsart in der Form von (neun) Vorträgen hat den Verfasser gezwungen, bei der Bewältigung des schwierigen Stoffes weitgehend Rücksicht auf Klarheit und Allgemeinverständlichkeit zu nehmen. Die theoretischen Darstellungen werden durch kleinere Krankengeschichten illustriert. Eine dieser geben wir hier wieder:

Ein vierzigjähriger Transvestit findet seine sexuelle Lustbefriedigung dann, wenn er als Dienerin verkleidet einer strengen Herrin dienen kann. Doch im Gegensatz zu dem Helden von Sacher-Masoch, vor dem er in seinen phantastischen Liebesromanen kaum zurücksteht, verlangt er nicht Schläge, sondern vornehmlich analerotische Erniedrigungen. Die Herrin muß ihm in erster Linie das Sich-Waschen verbieten, bis seine Hände vor Schmutz ganz schwarz werden. Die Vorstellung von vor Schmutz schwarzen Händen ist ihm schon an sich besonders lustvoll und bildet den Kern der masochistischen Phantasien. Ganz besonders lustvoll wirkt auch, wenn die Herrin das Aufsuchen der Toilette verbietet und den Befehl gibt, die Exkremente solange wie möglich zurückzu-

halten, um sie dann auf jeden beliebigen Ort fallen zu lassen, wenn das Bedürfnis nicht mehr aufschiebbar ist.

Von einem sehr aufschlußreichen Erinnerungsmaterial von Jugenderlebnissen — das teils während der Analyse auftauchte, teils in die Analyse mitgebracht wurde — möchte ich nur die wichtigsten Erlebnisse mitteilen, die für die Ausbildung der Perversion eine ausschlaggebende Bedeutung gewonnen haben.

Eine seiner frühesten Erinnerungen ist, wie eine sehr strenge Erzieherin ihn wegen einer Missetat in einen Kamin einsperrt. In seinem Gefängnis wird sein weißer Anzug schmutzig, und er in seiner ohnmächtigen Wut beschmiert seine Hände, sein Gesicht und den weißen Anzug noch mehr mit Ruß und befindet sich, als er herausgelassen wird, in einem unglaublich schmierigen Zustand. Bald danach fängt ein lebhaftes Interesse für Kaminfeger an. Dieses Interesse steigert sich später zu einer ausgesprochenen Liebe zu einem Kaminfegerburschen. den er öfters bittet, seine Kleidung ihm zu überlassen. Dann steigt er in den Kamin und kommt so schwarz zurück, daß selbst der Kaminfeger erklärt, es sei überflüssig, so schwarz zu werden. Mit sieben, acht Jahren beschmiert er sich öfters mit Kot und masturbiert in diesem Zustande.

Sehr interessant ist eine andere viel spätere Erinnerung an sein erstes transvestitisches Verlangen. In dieser Zeit lebte in der elterlichen Wohnung eine Krankenschwester, die er und seine Geschwister besonders verehrt hatten. Sie trug eine schwarze Schwesterntracht. Er bat sie einmal, ihre Kleider anziehen zu dürfen, und geriet in die größte sexuelle Erregung bei dieser Vorstellung. Erst drei Jahre später führte er die erste Transvestition aus, als er die Kleider der Erzieherin anzog. Die Kleider der Mutter anzuziehen, verhinderte ihn ein mit Verlangen gemischter Abscheu.

Eine etwas spätere Erinnerung aus den ersten Gymnasialjahren ist ebenfalls von großer Wichtigkeit. In seinem Heimatsort lebte ein Dorfjunge, ein Altersgenosse von ihm, der starke koprophile Tendenzen hatte und sich gerne auf dem Misthaufen herumwälzte. Seine Mutter verbat ihm den Verkehr mit diesem Jungen. Im Gymnasium erzählte er aber seinen Kameraden, daß er eine

schlimme und strenge Mutter habe, die ihn oft damit bestrafe, daß er in dem Misthaufen begraben werde. Diese phantastische Lüge war gleichzeitig eine seiner Masturbationsphantasien, vielleicht die erste mit ausgesprochenem masochistischen Inhalt. Während der Analyse erinnerte er sich an eine noch frühere masochistische Erregung, die entstand, als die Erzieherin der Mutter erklärte, daß man nur „einmal das Rückgrat eines Kindes brechen müsse, um es für immer gefügig zu machen".

Der Zusammenhang zwischen diesen Erinnerungen und Erlebnissen ist im großen und ganzen bereits erkennbar, doch die Rekonstruktion der affektiven Verbindungen wird erst dann möglich, wenn ich das wichtigste Ereignis seiner frühesten Jugend erwähne. Sein Vater starb, als er acht Jahre alt war, durch einen Unfall. Er kann sich noch gut an den Gewissenskonflikt erinnern, den die Todesnachricht in ihm ausgelöst hat. Seine Traurigkeit wurde von Gedanken gestört, wie: „Es ist doch gut, daß er gestorben ist" und durch ähnliche. Darauf folgten Gewissensbisse und Verzweiflungsausbrüche. Nach dem Tode des Vaters folgte die traurige Periode einer stark religiösen, strengen, ja asketischen Erziehung, die die Mutter und die Erzieherin mit der größten Konsequenz durchsetzen.

Die Krankengeschichte und das Traumleben dieses Patienten sind die aufschlußreichsten, die ich kenne. Sie sind wohl geeignet, zur Genese des Masochismus manche wichtige Aufschlüsse und Ergänzungen beizutragen. Wir wollen sie jedoch heute nur für das uns interessierende Problem der Triebmischungen verwerten.

Es ist nicht schwer, aus den bereits bekannten Daten die Entstehung der ersten bewußten masochistischen Masturbationsphantasien — „die Mutter steckt ihn als Strafe in den Misthaufen" — zu rekonstruieren. Die Phantasie selbst ist analytisch leicht deutbar. Sie ist eine Mutterleibsphantasie, die aber den inzestuösen Koitus bedeutet. Diese Koitusphantasie hat eine deutlich masochistische (Strafe) und gleichzeitig analerotische Färbung (Misthaufen). Lehrreicher noch und interessanter ist aber ihre Entstehungsgeschichte.

Die real erlebte Strafe, als die Erzieherin ihn in den Kamin sperrte, enthielt zwar ohne bewußte Absicht der Erzieherin als

wichtigstes Merkmal die Beschmutzung. Die Beschmutzung war hier ein zufälliges Nebenprodukt der aus moralischen Motiven verhängten Gefängnisstrafe, sie bedeutete aber die Befriedigung der alten, frühinfantil verbotenen und dann verdrängten anal-erotischen koprophilen Tendenzen. Dadurch, daß die Beschmutzung diesmal zur Strafe gehörte, durch die Mitwirkung der Erzieherin erfolgte, war die Möglichkeit für den Durchbruch der verdrängten analen Tendenzen gegeben. Die Erzieherin führte die Anforderung zur Reinlichkeit durch ihre grausame Strafe ad absurdum. Er regredierte in seiner ohnmächtigen Wut auf diese bereits ver-lassene Stufe, auf der das Sich-Beschmieren noch lustvoll war. Nichts stand dieser Regression mehr im Wege, weil die Be-schmutzung zur Strafe gehörte und die Strafe doch den Standpunkt der Moral vertritt. Wir können die Gedankenkette im Unbewußten des Knaben etwa in folgender Weise darstellen. „Du sperrst mich in einen Kamin, wo ich ganz schmutzig werde, aber sonst schimpfst du auf mich, wenn ich mich schmutzig mache! Was für eine Kon-sequenz ist das? Wenn es *mir* paßt, darf ich mich nicht schmutzig machen, wenn es aber *dir* paßt, dann kann ich schmutzig werden! Dann pfeife ich auf deine Reinlichkeitspredigten und beschmiere mich nach Herzenslust!" So wurde durch die Überstrenge und Grausamkeit der Erzieherin die Beschmutzung gleichzeitig zur Strafe, aber sie behält dabei ihren analerotischen Lustcharakter. Und so wurde die Strafe *zum ersten Male erotisiert*.

Es entstand das paradoxe Bild, daß etwas zum Inhalt einer Strafe wurde, was einmal selbst verboten und strafbar war: das Sich-Beschmieren. Die Strafe erlaubte also eine uneingeschränkte Zurückeroberung der mit der Reinlichkeitsdressur aufgegebenen analerotischen Freiheiten. Wir sehen hier denselben Mechanismus in seiner realen Entstehung, den wir bei den Neurotischen so häufig beobachtet haben, daß die Überstrenge des Über-Ichs gerade die Befriedigung des Verbotenen begünstigt. Das Geheim-bündnis zwischen Über-Ich und Es entsteht immer auf einer ähn-lichen Grundlage. In unserem Falle wird die Befriedigung dadurch, daß eine verbotene Lustquelle — das Sich-Beschmieren — dem Ich als Strafe präsentiert wird, nicht nur bewußtseinsfähig, sondern sogar realisierbar.

Wir sehen in den späteren masochistischen Praktiken des Patienten, daß die Strafen der strengen Herrin gleichzeitig die Befriedigung von lauter infantilen koprophilen Tendenzen bedeuten: wie Hände schmutzig machen, Kot zurückhalten, ihn dort fallen lassen, wo man will usw. Man bekommt also den berechtigten Verdacht, als ob die ganze Strafkomödie nur eine äußere unaufrichtige Maske wäre, um die koprophilen, verbotenen Tendenzen befriedigen zu können. In ähnlicher Weise bedeutet die phantasierte Strafe der Mutter „in den Misthaufen stecken" eine ursprüngliche Wunschbefriedigung, und zwar den analerotisch gefärbten Inzest.

Diese in der frühesten Jugend erlernte Erotisierung der Gewissensansprüche wurde dann für ihn in seinem ganzen Leben zur Lösung von Gewissenskonflikten vorbildlich. Von einer für seine ganze spätere Entwicklung entscheidenden Wirkung war der Tod des Vaters. Die nach diesem Ereignis auftretenden schweren Schuldgefühle boten ihm die erste großartige Gelegenheit dazu, den infantilen Mechanismus der Erotisierung der Gewissensansprüche anzuwenden. Erst von diesem Zeitpunkt an kann man eigentlich den Anfang seines Masochismus rechnen. Der Gewissenskonflikt nach dem Tode des Vaters wird nach demselben Muster gelöst wie der frühinfantile Konflikt bei der Reinlichkeitsdressur. Das Strafbedürfnis, das bei der Realisierung des Todeswunsches gegen den Vater, bei dessen Tode, so mächtig wurde, fand seine Befriedigung in den masochistischen Phantasien. Die Strenge der Mutter förderte nur diesen Prozeß. Für die Todeswünsche gegen den Vater suchte er die Strafe bei der Mutter, benützte jedoch diese Strafen gleichzeitig zum passiven analerotisch gefärbten Lustgewinn. So bilden die Strafphantasien, daß die Mutter ihn in den Misthaufen steckt, eine neue Belebung der realen „Kaminstrafe" der Kindheit und die Grundlage der späteren Perversion, in der das Sich-Beschmutzen eine so vornehme Rolle spielt.

Es ist deutlich zu sehen, daß in der masochistischen Beziehung zu der Mutter gleichzeitig die passiv-homosexuellen Wünsche zum Vater, die unter dem Drucke des Schuldgefühls nach dem Tode des Vaters so mächtig anwachsen, enthalten sind. Eine

Reihe von Träumen zeigte uns in zweifelloser Klarheit, daß seine passiv-homosexuellen Wünsche, die eine stark masochistische Färbung hatten, von dem Manne auf die Frau, auf die strenge Herrin — die nichts anderes als ein maskierter Mann ist — übertragen wurden. Doch den trefflichsten Beweis für die Richtigkeit dieser Auffassung liefert seine transvestitische Neigung. Er ist ja nicht der Sklave, sondern die Sklavin der Frau. Es ist daraus klar ersichtlich, daß die masochistische Beziehung zur Frau gleichzeitig die feminine Rolle bedeutet. Seine Perversion bedeutet also eine gleichzeitige Befriedigung erstens des Strafbedürfnisses, das aus dem Vaterkonflikt stammt, — daher die masochistische Färbung, — zweitens der passiv-homosexuellen Wünsche, — daher der Transvestitismus, — drittens der frühinfantilen analerotischen Tendenzen. Die Genese dieser Perversion im groben Durchschnitt ist also etwa die folgende: Eine stark analerotische Disposition (— Vorherrschen der passiven Bestrebungen —), welche zu einem überaus stark passiv-homosexuell gefärbten Ausgang des Ödipuskomplexes führt. Der Tod des Vaters erfolgt gerade in der Zeit der Bildung des invertierten Ödipuskomplexes, in jener Zeit, wo die starken Schuldgefühle gegen den Vater die femininen Bestrebungen sowieso begünstigen. Ein noch stärkeres Anwachsen der Schuldgefühle ist die Folge des Todesfalles und als Reaktion darauf eine weitere Verstärkung der passiv-femininen Wünsche. Die strenge Mutter, anscheinend mit manifest-sadistischen Charakterzügen, begünstigt die Übertragung der passiven und masochistischen Wünsche auf ihre Person. Auch die Schuldgefühle gegenüber der Mutter, die in den femininen Bestrebungen zum Vater Rivalin geworden ist, fördern diese Verschiebung.

Doch nicht die gesamte Genese des Masochismus ist die Frage, die uns jetzt interessiert. Wir haben in diesem Fall ein glänzendes Beispiel für die Triebmischung. Die ursprünglich sadistischen Gewissensansprüche mit einer vorwiegend destruktiven Triebgrundlage werden erotisiert oder genauer: passiv sexualisiert. Aus der Mischung des Sadismus des Gewissens mit den passiv-femininen Bestrebungen des Ichs entsteht als Ergebnis der Masochismus. Die transvestitische Neigung verrät die passiv-feminine erotische

Komponente — das Strafzeremoniell, das Sklavenspielen stammt aus dem Sadismus des Gewissens, aus dem Destruktionstrieb.

Das spätere Schicksal dieses Menschen zeigte mir dann, wie wichtig für seine Existenz die Erotisierung des grausamen Gewissens war, wodurch es wenigstens relativ harmlos wurde. In seinem verzweifelten Kampf gegen seine Perversion hatte er vor seiner Analyse zwei überaus bezeichnende Versuche gemacht, um sein Triebgleichgewicht ohne Ausübung der Perversion herzustellen. Beide Versuche gefährdeten seine gesamte Existenz. Der erste war, daß er in einen Orden eintrat und sich den grausamen Selbstzüchtigungen unterwarf, die bei jenem Orden vorgeschrieben sind. So gelang es ihm jahrelang, ohne sinnlich masochistische Befriedigungen und Phantasien auszukommen. Die Gewissensansprüche wurden nun fast ohne erotische Beimischung nackt sadistisch durch Fasten, durch ständiges Schweigegebot, in blutigen Selbstzüchtigungen und in den seelischen Demütigungen vor den Vorgesetzten befriedigt. Den einzigen Trost bildete die Möglichkeit einer analerotischen Befriedigung der Tendenzen nach Sich-Beschmutzen, da die Einschränkung des Waschens, des Wäschewechselns zu den Vorschriften des Ordens gehört.

Der zweite Versuch war eine phantastische Mission in eine der wildesten und unzivilisiertesten Gegenden der Erde. Die Lebensgefahren, die Einschränkungen dieser selbst auferlegten Exiljahre traten hier an die Stelle der Perversion.

Es ist deutlich sichtbar, daß in der sexuellen Perversion die Grausamkeit der gegen das eigene Selbst gerichteten Tendenzen durch die erotische Beimischung bedeutend abgeschwächt ist. Wird dem Gewissen diese erotische Beimischung versagt, so tritt seine zerstörende Wirkung nackt hervor und gefährdet das gesamte Leben des Menschen. Die Perversion ist also ein natürlicher Schutz gegen die Grausamkeit des Über-Ichs. Durch die Sexualisierung der Gewissenstendenzen wird ihre selbstzerstörende Wirkung auf das Gebiet der Sexualität beschränkt, in die Beziehungen zu der Frau eingekapselt, doch wird die übrige Persönlichkeit von der Destruktion verschont. In den Zeiten, in denen er seinen perversen Neigungen nicht nachgab, mußte die Ableitung der Selbstzerstörungstendenzen auf anderen Bahnen er-

folgen. In diesem Falle haben wir eine experimentelle Bestätigung für die Annahme von Freud, daß der Masochismus in allen seinen Formen als die Erotisierung des gegen die eigene Person gewendeten Destruktionstriebes, der sich in den Grausamkeiten des Über-Ichs zeigt, aufzufassen ist. Wir haben hier ein selten deutliches Beispiel dafür, wie sich die masochistische Perversion durch Entziehung von erotischen Quantitäten in moralischen Masochismus umwandeln kann und umgekehrt.

So dürfen wir also in diesem Falle die Erotisierung der Gewissensansprüche in der Form der masochistischen Perversion als einen Selbstheilungsversuch auffassen, als den Heilungsversuch gegen eine Krankheit, die bei dem Tode des Vaters einsetzte.

PSYCHOANALYTISCHES LESEBUCH

Multatuli über Geschlechtstrieb und Hysterie

Wir verkennen andauernd den Wert des stärksten Hebels, der zu allen Zeiten Mensch und Menschheit in Bewegung brachte. Diese verhängnisvolle Verrenkung der Wahrheit offenbart sich nicht allein in negativen Folgen, sondern schleppt bestimmt das Übel nach sich. Der horror vacui, der in der sittlichen Welt sowohl wie in der stofflichen besteht, bewirkt Erscheinungen, die allergünstigst einwirken auf die Füllung von Kirchen Klöstern, Zuchthäusern, Irrenanstalten und noch anderen Etablissements, öffentlicher Art. Diese Einrichtungen verdanken seit Jahrhunderten ihre Blüte nicht dem lieben Geschlechtstrieb, sondern just der abscheulichen Schwächung und Verstümmelung des Geschlechtstriebes, nicht der Hysterie, sondern verkehrt geleiteter Hysterie ... gelenkter oder zur Unzeit geschwächter Geschlechtstrieb leitet zu allem, selbst zum Widerwillen gegen Wollust, zu etwas also, das dem oberflächlichen Beschauer als Keuschheit erscheint. Und niemand ist weniger imstande, als die Schlachtopfer selbst, all diese Ungereimtheit zu erklären. Ihr Trübsinn, ihre Freude, ihre Angst, ihr Wünschen, ihr Gehen, Kommen, Liegen, Sitzen, — alles ist ihnen selbst ein Rätsel. Sie unterliegen dem Einflusse einer unbekannten Macht, die keine Rechenschaft gibt von ihrer Willkür.

Der Irrtum des Pestalozzi

Von

Dr. Siegfried Bernfeld

Aus dem Pestalozzi-Heft der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik“.

Wenige Jahre vor seinem Tode — im hohen Greisenalter — nach der Katastrophe von Yverdon, der vierten seines pädagogischen Wirkens, erkennt Pestalozzi, dieses überschauend, daß er zwar immer das gleiche große Ziel verfolgt, aber immer in den Mitteln geirrt habe, mit denen er es zu erreichen hoffte. Dieser Irrtum des Pestalozzi ist von beträchtlichem historischen Interesse, ihm allein ist es zu danken, daß Pestalozzis Name mit der Geschichte der Volksschule, als ihrem Gründer, verknüpft wurde. Pestalozzi hat beinahe nichts von dem gewollt, was als Methode oder Organisationsform seine „Schöpfung“ heute (oder gestern) charakterisiert. Er war durchaus und sein Leben lang ein leidenschaftlicher Gegner und Bekämpfer von beinahe allem, was Volksschule heißt, deren Gründer er doch geworden ist. Es handelt sich aber nicht etwa darum, daß eine geniale Konzeption von Schülern und Nachfolgern verdorben wurde, dies wäre eine wenig verwunderliche Erscheinung, sondern es ist ein durchaus anderes, grundsätzlich konträres Gebilde, das als Verwirklichung der Pestalozzischen Ideale hingestellt wurde. Und das psychologische Interesse erweckt der Umstand, daß Pestalozzi an diesem Wechselbalg nicht unschuldig ist. Er hatte sich geirrt. Diesem Irrtum entstammt alles Wesentliche der Unterrichtslehre, der Didaktik, also der größte Teil heutiger Pädagogik. Pestalozzis Irrtum lebt; seine eigentliche Idee ist heute noch keineswegs allgemeine anerkannte Forderung. Wir können schwer glauben, daß der zufällige Irrtum eines genialen Mannes der Pädagogik für 100 ja auch mehr Jahre die Prägung verlieh. Es muß etwas Notwendiges, psychologisch Gesetzmäßiges hinter ihm stehen — das andeutungsweise zu entwickeln, der Zweck der folgenden Seiten sei.

Dreierlei hat Pestalozzi geschaffen — er gründete mehrmals Erziehungsanstalten eines besonderen, wenn auch nicht absolut neuartigen, Typus. Er entwarf zur Förderung der Volksbildung Prinzipien der Elementarbildung und Methoden, sie zu erreichen, verfaßte, billigte, regte an: Lehrbücher und Behelfe, die Bestandteile dieser Methode sind. Er propagierte unermüdlich, leidenschaftlich und sehr erfolgreich die Notwendigkeit der Umgestaltung des Erziehungswesens und schuf eine lebhafte Bewegung zugunsten dieses Zieles.

In seinen didaktischen Bemühungen war er objektiv sehr erfolgreich. Sie setzen sich heute noch, merklich von ihm beeinflußt, fort. Als Agitator und Schriftsteller war er beispiellos erfolgreich, seine Erfolge kamen nachhaltig den didaktischen Bemühungen zugute. Er scheiterte objektiv als Anstaltsgründer. Stans und Burgdorf mußte er aus äußeren Gründen verlassen (Revolutions-, Kriegs- und Regierungsfolgen), aus Münchenbuchsee wich er einem stärkeren Gründer, Fellenberg, Neuhof, der erste Versuch, und Yverdon, der letzte, scheiterten als Katastrophe aus inneren Gründen, aus seinen eigenen „Fehlern und Irrtümern", gesteht er freimütig.

Pestalozzis „Schwanengesang" wertet diese seine Bemühungen und Erfolge eines langen, leidensreichen und tätigen Lebens in vollem Widerspruch zu den objektiven, handgreiflichen Erfolgen. Er verwirft seine Didaktik als Irrtum, ungenügenden Ausdruck seines eigentlichen Wollens. Er schätzt seine agitatorischen Erfolge, aber sie unterstützten den falschen Weg. Er beharrt beim Anstaltsgründen. Eben dies war das Richtige. Er will es nun zielbewußter, auf den ursprünglichen Bahnen, mit zulänglicheren Mitteln, neu aufnehmen, zum fünften Mal. Er starb über diesem tatsächlich begonnenen Versuch, noch einmal eine Armenanstalt zu gründen.

Die Katastrophe von Neuhof hatte andere Gründe wie die von Yverdon. In Neuhof hatte Pestalozzi riesenhafte Pläne mit unzulänglichen Mitteln verwirklichen wollen, eine Aufgabe übernommen, der er innerlich nicht gewachsen war: er verstand nichts von Ökonomie, weder landwirtschaftlicher noch kaufmännischer, noch finanzieller, und war unfähig, sie

zu lernen, ja, sie nur einzusehen, und wollte doch ein landwirtschaftlich-industrielles Unternehmen gründen, mit dem die Erziehung von ärmsten Kindern verknüpft werden sollte. Er war weit entfernt davon, Organisator zu sein, und mußte scheitern, als Bankrotteur. Ihm fehlte alle „Regierungsgewalt", wie er selbst sagte. An „Regierungsgewalt" fehlte es auch in Yverdon. Aber doch an einer anderen Nuance davon. Yverdon prosperierte. Und wenn die Schule in den letzten Jahren schlechter stand, so war daran nicht so sehr die Kluft zwischen Pestalozzis Plänen und seinen organisatorischen Fähigkeiten schuld, sondern der Rückgang war von den inneren Spaltungen und vom „Unfrieden im eigenen Hause" verschuldet. Es gelang Pestalozzi nicht, die Lehrer zu einer friedlichen Körperschaft zusammenzubinden; es gelang nicht, bei ihnen seine Idee einer Anstalt durchzusetzen. Es fehlte gewiß an Regierungsgewalt, aber über die Menschen, die ihm ergeben waren, nicht über Geldleute, Maurer und Haushaltungsbücher — wie in Neuhof. Und diese fehlende Regierungsgewalt rührte daher, daß Pestalozzi selbst die didaktisch-pädagogischen Methoden der Schmid, Niederer, Krüßi usw. jahrelang anerkannte und förderte, seine eigene Konzeption in sich hegte und erwartete, sie werde irgendwie aus dem Vorhandenen rein und klar entstehen. Nicht daß Pestalozzi unfähig war, seine Pläne zu verwirklichen, sondern daß er eine fremde Verwirklichung jahrelang als seine ansah — das ist sein Irrtum, ein für die Geschichte der Erziehung entscheidender Irrtum gewesen.

Die Neuhofer Katastrophe, seine erste pädagogische Unternehmung und Katastrophe, war nicht die erste seines Lebens. Es sind ihr zwei Ehrgeizkatastrophen vorausgegangen. In Zürich, als junger Mann, gehörte Pestalozzi zu den unruhigen revolutionären Köpfen. So wenig deutlich er sich über seine damaligen Pläne ausspricht, ist doch gewiß, daß er eine politische Laufbahn, würden wir heute sagen, in Aussicht genommen hatte: Ruhm, Gewalt, im Stadt- oder Staatsmaßstab menschenfreundliche Reformen durchzuführen.

Polizeiverfolgungen gegen den Kreis junger Männer, denen

er angehörte, der Tod seines Freundes Bluntschli, des politischen Vorbilds Pestalozzis, markieren die Katastrophe. Am Sterbebette des Freundes erhielt er als dessen Testament:

„Pestalozzi! ich sterbe, und du, für dich selbst gelassen, . . . suche eine ruhige, stille Laufbahn und lasse dich, ohne einen Mann an deiner Seite zu haben, der dir mit ruhiger, kaltblütiger Menschen- und Sachkenntnis mit zuverlässiger Treue beisteht, auf keine Art in ein weitführendes Unternehmen ein . . ."

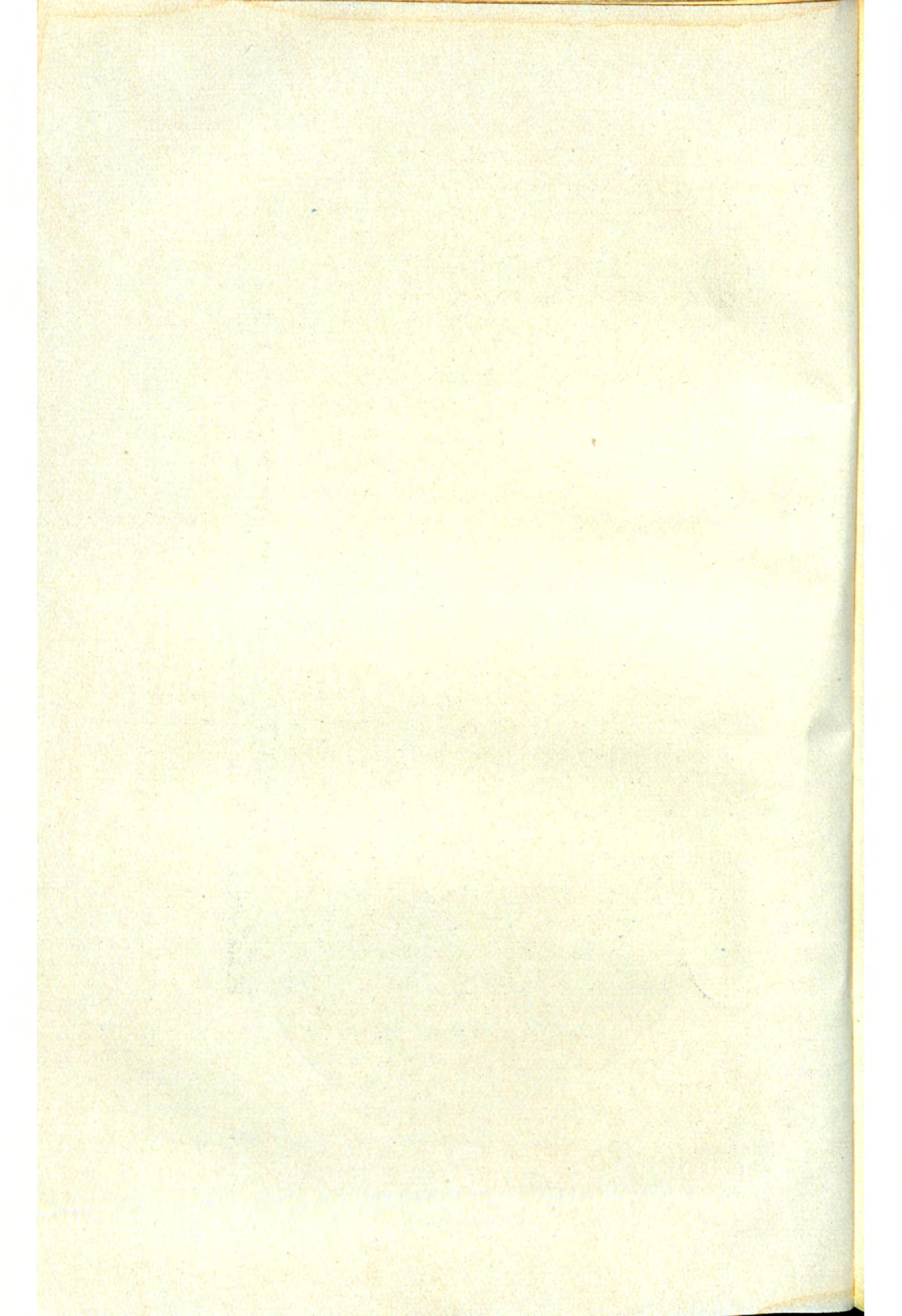
Und Pestalozzi verzichtete auf die Wirksamkeit in der großen Welt. Er wird Landwirt, zur Verbesserung der Landwirtschaft in Heimat und Welt beizutragen. Er unternimmt sein Studium, mit jenen Absichten und Idealen, die er später im Walten der ehrenhaften Amtmänner und edlen Herren geschildert hat. Und muß auch hier katastrophal abschließen. Aus diesem zweiten Zusammenbruch entsteht die Idee der Armenanstalt auf dem Neuhof. In der großen Welt gescheitert, — als Politiker, als großer Landwirt, — wendet er sich der kleinen Welt zu, den Kindern, einen Kinderkanton zu regieren, wenn der Erwachsenenkanton verschlosen, das Herrengut vernichtet ist. Aber diese Regierung soll vorbildlich für die Menschheit werden, soll die Armut in der ganzen Menschheit aus tiefstem Elend retten. Diese Rettung und der Weltruhm, der mit ihr verknüpft ist, war ein starkes, freilich nicht immer so eingestandenes Motiv, all seines Wirkens. Die Kinder waren ihm das letzte, nicht das ursprüngliche Objekt der Rettung, dem er sich zuwandte, weil die Rettungsphantasie an anderen Objekten gescheitert war. Und diese Rettung sollte der Weg zum Ruhm sein. Durch die Bescheidenheit, ja Demut von Pestalozzis bewußtem und wirklichem Verhalten scheint dieses zurückgedrängte Motiv deutlich genug durch, wenn er immer wieder sagt, er habe keine besonderen Verdienste, er sei bloß das Werkzeug der Vorsehung. Aber eben dies ist ungeheuer viel: Werkzeug der Vorsehung sein, es ist beinahe so viel, als die Vorsehung selbst sein. In diesem Element seiner Triebstruktur liegt die Gefahr beschlossen, daß Pestalozzi Gedanken und Institutionen,

die ihm Aufmerksamkeit, Bestätigung und Ruhm brachten, zu folgen geneigt war, um ihretwillen zurückstellte, vergaß und opferte, was ein Eigentliches war. Das Jahrzehnt um 1800 brauchte die Didaktik, in seinen Ideen war auch ein Stück Didaktik. Er folgte der Linie der größten Ruhmeschance, beging Fehler und Irrtum und geriet in Konflikt mit der Rettungsphantasie. Nun war er berühmt, aber die armen Kinder waren nach wie vor in Elend, Dummheit und Schmutz.

Aber diese Verursachung des Irrtums aus den widerstreitenden Ichzielen, aus dem mächtig nach Befriedigung drängenden Ehrgeiz, findet ihre tiefere Begründung in den Triebkonflikten, die aus Pestalozzis Leben zu erschließen sind. Pestalozzi liebte die Kinder. Und wurde leidenschaftlich von ihnen geliebt. Es bedarf hiefür keines Quellennachweises. Aber wir haben zu beachten, daß diese Liebe und die Gegenliebe erst in der Zeit zwischen Neuhof und Stans, in der „Lienhard und Gertrud" gedichtet wurde, entstand. In Neuhof ist er noch recht ungeduldig, ungleichmäßig mit den Kindern, er schlägt sie sogar gelegentlich, und die Kinder tun ihm allerhand Bosheit und Schmerz an, folgen keineswegs regelmäßig. Die Beziehungen sind beiderseits ein wenig unstet und zuweilen gereizt. In Stans erwacht seine strömende, hingebende, opfernde Liebe zu den Kindern, die mütterliche Betreuung, die ihren Körper und Geist gleicherweise meint. Die Kinder antworten mit zärtlicher Liebe, die Pestalozzi zärtlich beantwortet. Es war die glücklichste Zeit seines Lebens. Diese Schule in Stans war weit entfernt davon, eine „Schule" zu sein. Pestalozzi selbst ein Bettler, verwahrlost, schmutzig, ungebildet, bedürfnislos, lebt in einem engen Haus (ohne oder fast ohne Gehilfen) mit einigen Dutzend Bettelkindern, ihre körperlichen Bedürfnisse bewachend, liebend, geliebt und auch unterrichtend — eine Mutter mit ihren Kleinen. Und hier entstanden seine ersten Gedanken über Elementarbildung, so handfeste für jeden Unterricht gültige Gedanken wie: Anschauung, Aufstieg vom Einfachen zum Komplizierten, — sie entstanden unter dem Freudenrausch,



Dr. Siegfried Bernfeld



in ihnen liege Weltbewegendes, mit der deutlichen Tendenz, die armen Kinder zu retten (aus Elend und Unwissenheit). Aus dieser Zeit stammt seine Milde, Liebe, die er, nicht nur gegen Kinder, sondern auch gegen die Erwachsenen zeitlebens geübt zu haben, als Greis bedauert, und die in der kleinbürgerlichen Schulmeisterlegende aus Pestalozzi den Heros makelloser Menschenliebe gemacht hat.

Zwischen diesen beiden Entwicklungsstufen der Liebe Pestalozzis zu Kindern liegt die furchtbare Elendszeit, Leidenszeit nach dem endgültigen Zusammenbruch der Neuhofer Unternehmungen, in der er völlig verarmt, von Allen als Narr und Irrenhaus- oder Armenhauskandidat verlacht, von seinen Freunden als hoffnungsloser Phantast, als ewiges Kind verlassen, lebte, von dem Schuldgefühl niedergedrückt, durch seine Unfähigkeit die Gattin — angesehene wohlhabende Züricher Bürgerstochter — ökonomisch zugrunde gerichtet zu haben, und ihr Leidensquell zu sein. In dieser Verfassung schrieb er „Lienhard und Gertrud". Ohne Plan, ohne Bewußtsein, maßlos erstaunt, welche Ziele, Ideale, Zustandskenntnisse er in seinem Unbewußten aufbewahrt hatte. Aber er erkannte dieses Buch als den klaren Ausdruck dessen, was er seit je gewollt und gedacht hatte. Dieses Buch ist Pestalozzis Peripetie. Er selbst sind: die armen Kinder, armen Bauern. So war er nach der Neuhofer Katastrophe, und diesen wird Heil durch Gertrud, die ideale Mutter und durch edeldenkende Männer, den idealen Vater. Der Gedanke des Buches ist: Rettung, Erlösung der Kindheit, der Menschheit, durch die ideale Mutter in der Wohnstube. (Der Vater bleibt blaß, doch gefordert.) Nach der Generalversagung, die die Wirklichkeit Pestalozzi zufügte, zog sich all sein Denken und Wünschen, und die Libido, die beides treibt, von dieser harten Versagerin zurück. Eine hoffnungslose Leere, Trauer und Niedergeschlagenheit hatte ihn erfaßt. Aber unbewußt wurde die Kindheit belebt: Des kleinen Pestalozzi Wohnstube, in der er verwöhnt und verzärtelt von Mutter und Kinderfrau doppelt Liebe genossen hatte, dreifach, nachdem der, übrigens keineswegs edel denkende Vater, früh aus

Pestalozzis Leben geschieden war. Aber natürlich war es nicht die Erinnerung an seine Kinderwohnstube, die ihm bewußt wurde, denn die Lustsituationen, die sie bot, waren der Verdrängung verfallen und Vorwürfe gegen die Eltern blockierten die Erinnerungen, die verbotenen Befriedigungen. Sondern die unbewußte Wunschphantasie nach der Rückkehr in die früheste Kindheit kam unbearbeitet in ein pädagogisches Programm — so unvermittelt und vollständig, wie nur jahrelang unbewußt gesponnene Tagträume bei geeignetem Anlaß bewußt werden — als Dichtung ins Bewußtsein: wie Eltern sein müßten, damit man schuld- und vorwurfsfrei ihren Schutz und ihre Liebe genießen könnte. In „Lienhard und Gertrud" gelang die völlige Verarbeitung der komplizierten Situation, indem er sich in den Kindern und den Armen darstellt, Mutter und Vater idealisiert, von Vorwürfen befreit. In Stans realisiert er diese Phantasie. Er wird Gertrud und ist nun beides: identifiziert mit dem armen Kind und seiner Retterin — so rettet er die Menschheit und gewinnt Ruhm.

In Stans wird er liebesfähig. Wo sind die feindseligen Strebungen, die sich in Revolution, Machtstreben, Ehrgeiz, in jener ungleichmäßigen Gereiztheit gegen die Kinder, in dem Leiden, das er seiner Gattin bereitete, äußerten? Sie haben vor Stans eine gigantische Befriedigung erfahren. Es sind Ströme von Tränen des Schmerzes und der Rührung um die Armut (um Pestalozzi heißt das) in ganz Europa geflossen. Pestalozzis Volksbuch wurde weltberühmt als Quelle der Rührung, die das Bürgertum seiner Zeit so sehr liebte. Es soll nicht behauptet sein, daß mit dieser Bemerkung das psychologisch ästhetische Problem der Rührung erschöpft ist, daß aber der Autor eines rührenden Buches Menschen weinen macht, weinen um ihn, ist ein Stück der Lösung dieses Problems. Der Vorwurf gegen die Eltern auf die Menschheit verallgemeinert, ist bei Pestalozzi über das Grab hinaus verewigt worden. Als Grabinschrift wünschte er sich: „Auf seinem Grab wird eine Rose blühen, deren Anblick Augen weinen machen wird, die bei seinem Leiden trocken geblieben."

Die frühen Konflikte des Kindes Pestalozzi können ohne ausführliche Materialwiedergabe nicht glaubhaft dargestellt werden, sie müssen in diesem Aufsatz unterbleiben. Doch gerade der für uns wichtigste Punkt gehört in die gesicherten Ergebnisse psychoanalytischer Kinderpsychologie. Wir dürfen beim Zusammentreffen einer ganzen Reihe bestimmter Symptome mit größter Wahrscheinlichkeit über ihre Verursachung Konkretes vermuten. Ein Kind, das zwanghaftes Grübeln (bei geringer Leichtigkeit des Erwerbes verstandesmäßiger Resultate und vorwiegend originellen Phantasien) verbindet mit komplizierten Vorwürfen gegen die Eltern, hat gewiß Schiffbruch erlitten bei seiner infantilen Sexualforschung. Es hat allen Grund, den Eltern zu grollen, sie haben seine Neugier nicht genug befriedigt, es in den wesentlichen Dingen nicht genügend gelehrt, gebildet. Weist ein solches Kind noch Züge des Widerspruchs gegen die häusliche früheste Erziehung auf, läßt es also z. B. an Reinlichkeit und Ordnung fehlen, und widersetzt sich dem Schulunterricht, als Anzeichen dessen es bei bester Intelligenz eigenwillige Lücken der Bildung aufweist, z. B. Unfähigkeit zur Orthographie, so wird diese Diagnose zur höchsten Wahrscheinlichkeit. Der Pädagoge Pestalozzi bot zeitlebens das Bild dieses höchst unschulmeisterlichen Ensembles von Charaktereigenschaften. Darum ist die Mutter seines pädagogischen Ideals — offenbar das Wunschbild der wirklichen — so sehr zentral die Unterrichterin. Und Pestalozzi-Gertrud in Stans bemüht sich innerhalb der Liebesbeziehung der idealen Mutter zu den Kindern diesen aufklärend unterrichtlichen Inhalt zentral (in der Ideologie wenigstens) zu geben. Hier sind die unbewußten Motive für Pestalozzis Schöpfung: die Didaktik. (Vielleicht ist es nicht unnötig zu bemerken: daß diese Schöpfung solchen Erfolg über ein Jahrhundert hinaus hatte, ist ein soziales Faktum, also nicht erklärbar aus den psychologischen Motiven ihres Schöpfers, sondern aus der gesellschaftlichen Situation, in der sie erfolgte. Es ist die Zeit, in der das Bürgertum in Frankreich die Macht ergriff, in Deutschland die Revolution vorbereitete, es kämpfte um seine Schule, die „allgemeine Volksschule".)

Aber Pestalozzi bewertete sie als Irrtum. Der Unterricht ist nicht der ganze Inhalt seiner Rettungsbestrebungen gewesen. Stans war auch nicht die letzte Form, in der sich seine Liebe zu den Kindern äußerte. Yverdon sieht ihn nicht mehr als betreuende Mutter, die in innigster, dauernder körpernaher Gemeinschaft mit ihren Kindern vereint ist. Hier ist Pestalozzi von einer organisierten Masse umgeben, er regiert eine Kinderrepublik. Er liebt die Kinder mit gelegentlichen zärtlichen Durchbrüchen; aber nicht mehr so direkt wie in Stans. Sie sind zu einer stark solidarischen Masse geworden, die ihren Führer-Vater Pestalozzi liebt, verehrt, sich nach seinem Bilde wandelt und erzieht. So war in den ersten Jahren Yverdon eher eine Schulgemeinde modernsten Typs als eine Volksschule. Ihre psychologische Struktur mag der Führergruppe entsprochen haben, die Freud in „Massenpsychologie" beschrieb. Ihre Voraussetzung ist Versagung, die von dem Führer ausgeht. Und eben das ist es, was fortschreitend von Burgdorf (nach Stans) bis zum Höhepunkt Yverdons an Pestalozzi zu bemerken ist. Er distanziert sich von den Kindern und widmet sich fortschreitend intensiver der Didaktik (und Propaganda), er zieht sich für lange Zeit, schließlich beinahe ganz, von den Kindern, dem wirklichen Schulleben zurück, läßt sich von Schmid verdrängen und widmet sich da erst recht der Didaktik und seinen philosophisch-grüblerischen Tendenzen. Er flieht vor den Kindern, seiner Liebe zu ihnen, ihrer Antwort. Er sieht die Umwandlungen in ihnen, die er bewirkt, er kann sich aber nicht gestehen, daß er ihre Ursache ist, seine Methode, nicht er bringt dies Heil. Die Lehrer lieben ihn nicht minder als die Schüler, unterwerfen sich ihm völlig, er nimmt diese Liebe an, erwidert sie zärtlich und zieht sich fortschreitend von ihnen zurück. Übermächtig sind offenbar die verbotenen, verdrängten Liebestriebe der Kindheit. In der Muttergruppe mit Kindern vereint, droht ihr Durchbruch von beiden Seiten her, vom Kind Pestalozzi, das mit seinen Kameraden vereint ist, von der Mutter Gertrud-Pestalozzi, die Liebe gibt und also unter dem Gesetz der unbewußten Wünsche an den Zöglingen des Pestalozzi wieder-

holen müßte, was das Kind Pestalozzi von ihr gewünscht hatte. Vor diesen Ansprüchen zurückweichend, bietet sich der Unterricht als Kompromiß. Er ermöglicht das Festhalten an der pädagogischen Vereinigung, der Mutter mit den Kindern, Pestalozzis mit seinen Zöglingen, und verhindert jede außerpädagogische Vereinigung, die an verdrängte, direkte Triebziele rühren müßte. Sie ermöglicht schließlich die Aufrechterhaltung der unbescheidenen Bescheidenheit: nicht die Persönlichkeit Pestalozzis ist die Wunderschöpferin der Verwandlung der Kinder, sondern die Methode, die nun freilich von Pestalozzi erfunden wurde, der somit zum Werkzeug der Vorsehung erkoren wurde. Aber sie bleibt unbefriedigend. Objektiv: die Unterrichtsmethode leistet nicht, was sie versprach, sie hat nicht die umwandelnde erzieherische Kraft, die Mutter Pestalozzi und Massenführer Pestalozzi ausübten. Subjektiv: sie befriedigte nicht die verdrängten zwar, doch treibend lebendigen Kräfte, die nach Vereinigung mit Kindern in der pädagogischen Muttergruppe drängten. Sie ist ein Irrtum.

Anläßlich dieser Untersuchung meine eigenen Anschauungen über die „richtige" Erziehung zu entwickeln, ist weder zulässig noch möglich. Doch hat der Leser ein Recht darauf, den Ausweg aus diesem Dilemma zu sehen. Einerseits ist der Weg, den Pestalozzi suchte, um die Triebwünsche in pädagogisch-rationales Tun zu sublimieren, und den die Entwicklung unseres Erziehungswesens als den ihren aufgegriffen hat, der Unterricht, die Schule nach des Verfassers deutlich angespielter Meinung nicht der richtige. Anderseits kann doch unmöglich das pädagogische Ideal die Herstellung einer infantilen Liebesgruppe, Erzieherkinder sein. Der Ausweg, den Pestalozzi zeitlebens gesucht, und den er oft genug gesehen, doch nicht festgehalten hat, scheint mir in der Organisierung der Masse zu liegen, also etwa in dem, was mit dem Begriff der freien Schulgemeinde gegeben ist. Hier kann eine psychologische Situation geschaffen werden, die Umwandlung der Kinder ermöglicht, Unterricht nicht ausschließt, Vereinigung und Distanz (Triebbefriedigung und Zielablenkung) zugleich

erzeugt. Doch, so sehr es psychologische Konstellationen waren, die Pestalozzi verhinderten, diese Schöpfung zu konsolidieren, liegt darin nicht seine „Schuld", die sozialen Voraussetzungen dieser Konzeption lagen nicht in der Zeit zwischen 1770 und 1820, am wenigsten in dem Bürgertum, dem Pestalozzi angehörte.

Der Schülerberater

Von

Dr. Oskar Pfister

Pfarrer in Zürich

Aus der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" (jährlich 12 Hefte, 10 M.).

Die psychoanalytische Pädagogik lieferte den Nachweis, daß Tausenden von Schülern, die an schweren Nöten leiden und in bedauerlicher Fehlentwicklung begriffen sind, durch geeignete Maßregeln geholfen werden kann, während man sie bisher ihrem traurigen Los rat- und hilflos überlassen mußte. Nicht nur peinliche Krankheitssymptome, sondern auch manche Charakterverzerrungen, Mißbildungen des Intellektes, Fehler des Gefühls- und Willenslebens im allgemeinen oder in einzelnen Äußerungen wären hier zu nennen. Die neuen Rettungsmöglichkeiten werden uns zu hoher Freude emporheben. Allein dieses Glücksgefühl wird sofort gedämpft durch die Erfahrung, daß die ungeheure Mehrzahl der hilfsbedürftigen Kinder mit den Segnungen der analytischen Erziehung, die sie aus ihrem Sumpf zu ziehen imstande wäre, niemals in Berührung tritt.

Wie viel seelisches Elend könnte beseitigt, wie manche drohende Fehlentwicklung oder Katastrophe vermieden werden, wenn die Schüler wüßten, an wen sie sich in ihrem Unglück wenden könnten, um sachkundigen Beistand zu finden! Und welch ein gewaltiger Fortschritt wäre es, wenn ihnen bekannt wäre, daß man in unzähligen Fällen, unter denen sie leiden, erfolgreich zu helfen vermag!

Man hat in neuerer Zeit allgemein begriffen, daß den jungen Leuten Berater für ernste Lebensentscheidungen zur Verfügung gestellt werden müssen. Aber gemäß dem materialistischen Zeitgeist dachte man nur an Berufsberatung, während das sehr viel Wichtigere, die Hilfe bei seelischen Schwierigkeiten, außer acht gelassen wurde.

Allein, sollten nicht Eltern und Lehrer ausreichende Berater sein? Tatsache ist, daß sie es nicht sind und in den meisten und schwierigeren Fällen einfach nicht sein können. Wir wissen, daß die psychoanalytische Pädagogik beispringen muß, wo die seelische Not und Gefahr auf Verwicklungen im Unbewußten beruht; und dies ist zweifelsohne bei einer ungeheuer großen Zahl von Hilfsbedürftigen der Fall.

Eine unübersehbare Schar von unglücklichen Schülern, denen nur mit Analyse zu helfen war, taucht vor mir auf, während ich diese Sätze niederschreibe. Da sind Arbeitsunfähige, innerlich durch schwere Hemmungen zerrissen, die für Faulpelze gehalten und als solche mißhandelt und schwer geschädigt werden; da sind Opfer übler sexueller Gewohnheiten, die mit unzweckmäßigen Mitteln und schlecht beraten kämpfen und in immer tiefere Verzweiflung gepreßt werden; da sind sich minderwertig Fühlende, die als Stölzlinge verfolgt werden und sich in Menschenhaß verbohren; da sind Schwermütige, die mit sinkenden Kräften die hart mitgenommene Festung ihrer Seele gegen Selbstmordimpulse verteidigen; da sind Spötter und Zweifler, die das Banner des sittlichen Nihilismus über dem Grab ihrer edelsten Regungen aufpflanzen; da sind Introvertierte, die sich immer tiefer in die Höhle ihrer Wunschphantasien zurückziehen und der Wirklichkeit fremd werden, während ihre wertvollsten Kräfte versickern usw. Man müßte Bücher schreiben, um eine Beschreibung der häufigsten Schülerleiden, die dem Zwiespalt des Bewußten und Unbewußten entspringen, zu entwerfen.

Einen gewaltigen Fortschritt bedeutet es, wenn den Schülern Gelegenheit geboten wäre, sich mit ihren Schwierigkeiten an einen sachkundigen, analytisch gründlich ausgebildeten Berater zu wenden, und wenn auch die Lehrer, denen so viele schwierige Schüler unentwirrbare Rätsel bedeuten, sich bei ihm Rat holen

könnten. Der **Schülerberater**, den wir den Schülern, Lehrern und Eltern wünschten, hätte große und ungemein segensreiche Aufgaben zu erfüllen: Er stellte sich den Schülern zur Verfügung in allen seelischen Schwierigkeiten, mit denen die jungen Leute nicht selbst fertig werden können, also etwa bei Lebensunlust, ätzendem Pessimismus, Haß gegen einzelne Menschen oder die ganze Menschheit, Ekel gegenüber dem Beruf, Willensschwund, Bankerott der Ideale, Zwangslaster, sexuellen Nöten, Selbstverachtung usw. usw. Aus eigener Erfahrung weiß ich, wie segensreich man in solchen Fällen oft zu wirken vermag.

Neben dem Idealfalle, daß der Schüler ganz von sich aus den Schülerberater in Anspruch nimmt, werden oft auch Lehrer oder Eltern den Zögling auf die Dienste dieses hilfsbereiten Mannes (es kann auch, namentlich bei Mädchen, eine Frau sein) aufmerksam machen. Nur darf kein Druck oder gar Zwang ausgeübt werden.

Die Beratung muß aber in der Regel nach analytischen Grundsätzen erteilt werden. Mitunter kommt man ohne Analyse aus. Wo aber schwerere Verklemmungen vorliegen, muß eine regelrechte analytische Behandlung, wenn auch oft in der Begrenzung, die ich in meiner „Psychanalytischen Methode"[1] zeigte, vorgenommen werden. Niemand leugnet, daß schon Kleinanalysen, wie sie Hans Zulliger so meisterhaft schilderte,[2] überaus segensreich wirken können und oft auf das ganze künftige Leben einen höchst wohltätigen Einfluß ausüben. Nur analytisch kann der Sitz der Schädigung aufgefunden und die Verwicklung beseitigt werden. Es wäre grausam, die zweckmäßige Richtung anzugeben, wenn die unterschwelligen Bindungen doch nicht gestatten, dieses schöne Ziel zu erreichen. Der Berater wird deshalb notgedrungen zum Befreier und Seelsorger. Ich habe selbst sehr oft diese Arbeit übernommen und rechne sie zu den schönsten Erlebnissen meiner gesamten Tätigkeit.

Daneben sorgte der Schülerberater dafür, daß unzweckmäßige Behandlung durch die Schule ausbliebe. Er verhinderte, daß z. B.

---

1) 3. Aufl., J. Klinkhardt, Leipzig 1924.

2) **Zulliger**, Psychanalytische Erfahrungen aus der Volksschulpraxis; Aus dem unbewußten Seelenleben unserer Schuljugend. Beide bei Bircher, Bern.

der pathologisch Zerstreute wie ein gewöhnlicher Faulenzer, der Kleptomane wie ein gemeiner Dieb, der Angstvolle wie ein Dummkopf behandelt würde. Er machte Lehrer, die durch Drohungen mit Durchfallen angstneurotische Schüler furchtbar schädigen, auf den Sachverhalt aufmerksam. Er klärte den Lehrer, der vom Schüler wegen seines Vaterhasses unmanierlich behandelt wurde, über die Ursachen dieses Verhaltens auf, so daß neues, durch Haß drohendes Unheil verhindert wurde. Bisher wurden fast allgemein edel beanlagte junge Leute, die durch ihre Neurose zu schweren Disziplinwidrigkeiten gezwungen wurden, wie gemeine Böswillige behandelt und oft aus der Schule in großes Elend hinausgestoßen. Der Schülerberater wird durch die Milde des heilenden Arztes retten, wo früher richterliche Strenge Unheil über einen einzelnen brachte, und größeres Unheil von der Gesamtheit abwenden. Er machte sich dadurch verdient, daß er nicht nur den Schüler, sondern auch dem Lehrer seine Fehler liebevoll zeigte und sie überwinden lehrte, und der müßte doch ein armseliger Wicht sein, dem solche Liebesdienste nicht willkommen wären.

Und wie der Schülerberater zum Lehrerberater aufsteigt, so muß er auch ein Elternberater sein, der nicht nur in einmaliger Unterredung, sondern in andauernder Hilfeleistung erzieherische Einsichten ausbreitete und an der Erziehung der Erzieher arbeitete.

Von nicht geringem Werte wäre die literarische Aufklärung durch den Schülerberater. Es wäre überaus wertvoll, wenn das eine oder andere von ihm verfaßte Schriftchen oder Flugblatt, das in gemeinfaßlicher Weise über die psychologische Struktur der häufigsten seelischen Schülernöte aufklärte, allen Zöglingen in die Hand gegeben würde. Die Erkenntnis der Seele und die ethische Vertiefung könnten dabei kräftige Förderung erfahren.

Damit der Schülerberater seine Wirksamkeit zweckmäßig ausüben könne, muß seine Stellung zu Schülern und Schule sehr sorgfältig ausgebaut werden. Eigentlich wäre es das beste, wenn er in keinerlei offizieller Beziehung zur Schule stünde. Manche der gefährdetsten Schüler bringen allem, was zur Schule gehört, starkes Mißtrauen entgegen. Nichts verhindert denn auch die Wirksamkeit freier, von der Schule gänzlich unabhängiger Schülerberater. Allein soll ein Helfer jedem, auch dem ärmsten Schüler,

zur Verfügung stehen, so wird er eben doch von der Schulbehörde bestimmt sein und besoldet werden müssen. Wo er gleichzeitig mehrere Schulen bedient, wird das Mißtrauen ihn weniger treffen, als wo er nur einer einzelnen Schule hilft.

Folgende Grundsätze dienen dazu, die Gefahren der offiziellen Stellung zur Schule zu mildern:

1. Der Schülerberater ist verpflichtet, über die Mitteilungen seiner Klienten völliges Schweigen zu bewahren. Die ärztliche und seelsorgerliche Schweigepflicht ist auch ihm überbunden.

Die Schüler müssen volle Gewähr dafür haben, daß ihre Geständnisse nicht weitergetragen werden. Nur im Einverständnis mit dem Zögling darf ihr Berater vertrauliche Mitteilungen weitergeben oder aus ihnen gezogene Schlüsse, z. B. Diagnosen und Prognosen, anderen Personen übermitteln. In dieser Beziehung muß ihm eine noch weitergehende Diskretion zur Pflicht gemacht werden, als dem Arzte.

2. Die Besprechungen sollen nicht im Schulhause stattfinden.

3. Der Schülerberater soll womöglich nicht dem Lehrkörper angehören.

Wie weit das hier vorgeschlagene Amt mit anderen Funktionen verbunden werden kann, hängt von den besonderen Umständen ab. Bei großer Schülerzahl wird ein einzelner Mann nicht die ganze Arbeit bewältigen können. Da wird sich von selbst die Notwendigkeit herausstellen, daß dem Erzieher, der in den vorliegenden Fragen entschieden zuerst in Frage kommt, ein analytisch ausgebildeter Arzt zur Seite treten wird, um ihm die krankhaften Fälle abzunehmen oder ihn bei solchen zu beraten. Auch die Berufsberatung läßt sich mit der pädagogischen Wegleitung verbinden; wissen wir doch, wie eng verkehrte Berufswahl und die Unfähigkeit zur Wahl eines Berufes, der den vorhandenen Kräften gut entspräche, mit Verklemmungen im Unbewußten zusammenhängen.

Auf Einzelheiten einzugehen, scheint mir zu verfrüht. Allein es kann nicht bezweifelt werden, daß das Amt eines Schülerberaters, von einem tüchtigen, analytisch gut ausgebildeten Erzieher ausgeübt, sehr viel Segen stiften würde und vom idealen, wie vom materiellen Standpunkt aus zu begrüßen wäre.

Die Einleitung der Kinderanalyse

von

Anna Freud

Der im Frühjahr 1927 erschienenen Schrift von Anna Freud: „Einführung in die Technik der Kinderanalyse“, enthaltend vier am „Lehrinstitut der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung“ gehaltene Vorträge, entnehmen wir das nachfolgende Bruchstück.

Betrachten wir zuerst die analoge Situation beim erwachsenen Patienten. Ein Mensch fühlt sich durch irgendwelche Schwierigkeiten in seinem eigenen Innern in seiner Arbeit oder seinem Lebensgenuß gestört, gewinnt aus irgendeinem Grunde Zutrauen zur therapeutischen Kraft der Analyse oder zu einem bestimmten Analytiker und faßt den Entschluß, auf diesem Wege Heilung zu suchen. Ich weiß natürlich, daß die Sache auch nicht immer ganz so liegt. Nicht immer sind ausschließlich innere Schwierigkeiten der Anlaß zur Analyse, häufig erst die Zusammenstöße mit der Außenwelt, die sich aus ihnen ergeben. Auch der Entschluß wird nicht immer selbständig gefaßt, das Drängen von Verwandten oder sonst Nahestehenden spielt oft eine größere Rolle, als für die spätere Arbeit günstig ist. Auch das Zutrauen zur Analyse und zum Analytiker ist nicht immer bedeutend. Immerhin aber bleibt es die für die Behandlung erwünschte und ideale Situation, daß der Patient sich aus freiem Willen gegen ein Stück seines eigenen Seelenlebens mit dem Analytiker verbündet.

Diese Lage der Dinge ist natürlich beim Kind niemals zu finden. Der Entschluß zur Analyse geht nie von dem kleinen Patienten aus, sondern immer von den Eltern oder der sonstigen Umgebung. Das Kind wird nicht um sein Einverständnis gefragt. Würde man eine solche Frage an es stellen, hätte es auch gar keine Möglichkeit, ein Urteil zu fällen und eine Antwort zu finden. Der Analytiker ist ein Fremder, die Analyse

selbst etwas Unbekanntes. Was aber noch schwerer wiegt: auch das Leiden ist in vielen Fällen gar nicht das des Kindes, dieses spürt oft selbst gar nichts von einer Störung; nur seine Umgebung leidet unter seinen Symptomen oder Schlimmheitsausbrüchen. So fehlt uns in der Situation des Kindes alles, was in der des Erwachsenen unentbehrlich erscheint: die Krankheitseinsicht, der freiwillige Entschluß und der Wille zur Heilung.

Ich nehme nun zum Thema meiner ersten Vorlesung, Ihnen an sechs verschiedenen Fällen, im Alter zwischen dem sechsten und elften Lebensjahr zu zeigen, wie es mir gelungen ist, den kindlichen Patienten „analysierbar" im Sinne des Erwachsenen zu machen, d. h. eine Krankheitseinsicht in ihm herzustellen, ihm Zutrauen zur Analyse und zum Analytiker beizubringen und den Entschluß zur Analyse aus einem äußeren in einen inneren zu verwandeln. Es ergibt sich mit dieser Aufgabe für die Kinderanalyse eine Zeit der Einleitung, die wir bei der Analyse des Erwachsenen nicht finden. Ich möchte betonen, daß alles, was wir in dieser Periode unternehmen, noch nichts mit wirklicher analytischer Arbeit zu tun hat, d. h. von einer Bewußtmachung unbewußter Vorgänge oder einer analytischen Beeinflussung des Patienten ist hier noch nicht die Rede. Es handelt sich einfach um die Überführung eines bestimmten unerwünschten Zustandes in einen anderen erwünschten, mit allen Mitteln, die dem Erwachsenen einem Kinde gegenüber zu Gebote stehen. Diese Zeit der Vorbereitung — der „Dressur" zur Analyse könnte man eigentlich sagen — wird um so länger dauern, je weiter der ursprüngliche Zustand des Kindes von dem vorhin geschilderten des idealen erwachsenen Patienten entfernt ist.

Sie dürfen sich eine solche Arbeit aber doch auch wieder nicht zu schwierig vorstellen, der Schritt, der getan werden soll, ist manchmal gar kein besonders großer. Ich denke hier an den Fall eines kleinen sechsjährigen Mädchens, das mir im vorigen Jahre zu einer dreiwöchigen Beobachtung übergeben wurde. Ich sollte feststellen, ob das schwierige, stille und unerfreuliche Wesen des Kindes die Folge mangelhafter

Anlagen und einer unbefriedigenden intellektuellen Entwicklung sei oder ob es sich hier um ein besonders gehemmtes und verträumtes Kind handle. Ein näheres Zusehen ergab dann das Vorhandensein einer für dieses frühe Alter ungewöhnlich schweren und umgrenzten Zwangsneurose bei höchster Intelligenz und schärfster Logik. Hier gestaltete sich die ganze Einleitung sehr einfach. Die Kleine kannte bereits zwei Kinder, die bei mir in Analyse waren, und kam das erstemal gemeinsam mit ihrer etwas älteren Freundin zur Stunde. Ich sprach nichts Besonderes mit ihr und ließ sie nur mit der fremden Umgebung ein wenig vertraut werden. Das nächstemal, als ich sie allein hatte, machte ich den ersten Angriff. Ich sagte, sie wisse ja, warum ihre beiden Bekannten zu mir kämen, der eine, weil er nie die Wahrheit sagen konnte und sich das abgewöhnen wollte, die andere, weil sie so viel weinte und schon selber darüber böse war. Ob man sie auch aus so einem Grunde zu mir geschickt hätte. Darauf sagte sie ganz geradeheraus: „Ich habe einen Teufel in mir. Kann man den herausnehmen?" Ich war im ersten Augenblick erstaunt über diese unerwartete Antwort. Das könnte man schon, meinte ich dann, das sei aber keine leichte Arbeit. Und wenn ich das mit ihr versuchen sollte, so würde sie eine Menge Dinge tun müssen, die ihr gar nicht angenehm sein würden. (Ich meinte natürlich: mir alles zu sagen.) Sie hatte einen Augenblick des ernsthaften Nachdenkens. „Wenn du mir sagst," erwiderte sie dann, „daß das die einzige Art ist, es zu machen, und es schnell zu machen, so wird es mir recht sein." Damit hatte sie sich aus freiem Entschluß auf die analytische Grundregel verpflichtet. Mehr verlangen wir ja auch von dem Erwachsenen zu Anfang nicht. Sie hatte aber auch für die Frage der Zeitdauer das volle Verständnis. Nachdem die drei Probewochen vorüber waren, waren die Eltern unschlüssig, ob sie sie bei mir in Analyse lassen oder auf andere Weise für sie sorgen sollten. Sie selbst aber war sehr beunruhigt, wollte die bei mir erweckte Hoffnung auf Herstellung nicht aufgeben und verlangte immer wieder dringend, ich sollte sie, wenn sie doch fort müßte, in den noch übrigen drei oder

vier Tagen von ihrem Teufel befreien. Ich versicherte, das sei unmöglich, brauche eine lange Zeit des Zusammenbleibens. Mit Zahlen konnte ich ihr nichts begreiflich machen, denn sie hatte, obwohl dem Alter nach schon schulfähig, ihrer zahlreichen Hemmungen wegen noch keine Rechenkenntnisse. Darauf setzte sie sich auf den Boden nieder und zeigte auf das Muster meines Teppichs: „Braucht das so viele Tage," sagte sie, „wie hier rote Punkte sind? Oder auch noch so viele dazu, wie hier grüne Punkte sind?" Ich zeigte ihr die große Menge der notwendigen Stunden an der Hand der vielen kleinen Medaillons in meinem Teppichmuster. Sie begriff es vollkommen und tat bei der jetzt folgenden Entscheidung das ihrige dazu, die Eltern von der Notwendigkeit einer sehr langen Zusammenarbeit mit mir zu überzeugen.

Sie werden sagen: hier war es die Schwere der Neurose, die dem Analytiker die Arbeit so erleichtert hat. Aber ich meine, das wäre ein Irrtum. Ich führe Ihnen einen anderen Fall als Beispiel an, bei dem die Einleitung ähnlich verlaufen ist, obwohl von einer wirklichen Neurose gar nicht die Rede sein konnte.

Vor ungefähr zweieinhalb Jahren machte ich die analytische Bekanntschaft eines fast elfjährigen Mädchens, dessen Erziehung dem Elternhaus die größten Schwierigkeiten bereitete. Sie war aus dem wohlhabenden Wiener Mittelstand, die Verhältnisse im Hause aber wenig günstig, der Vater schwach und uninteressiert, die Mutter seit mehreren Jahren tot, das Verhältnis zu der zweiten Frau des Vaters und zu einem jüngeren Stiefbruder durch vielerlei Umstände gestört. Eine Anzahl von Diebstählen des Kindes und eine unendliche Serie von groben Lügen und kleineren und größeren Vertuschungen und Unaufrichtigkeiten hatten die Stiefmutter bestimmt, sich auf Rat des Hausarztes an die Analyse um Hilfe zu wenden. Hier war die analytische Verabredung ebenso einfach. „Die Eltern können mit dir nichts anfangen," war die Grundlage der Vereinbarung, „mit ihrer Hilfe allein wirst du nie aus den ständigen Szenen und Konflikten herauskommen. Vielleicht versuchst du es einmal mit einem Fremden." Sie

nahm mich ohneweiters erst einmal als Bundesgenossen gegen die Eltern an, so wie die vorhin beschriebene kleine Zwangsneurose als Bundesgenossen gegen ihren Teufel. Die Krankheitseinsicht der Zwangsneurose war hier offenbar durch die Konfliktseinsicht ersetzt, der beiden gemeinsame wirksame Faktor aber das Maß des Leidens, das hier aus äußeren, dort aus inneren Gründen entstanden war. Meine Handlungsweise in diesem zweiten Fall war durchaus die Aichhorns im Verkehr mit seinen verwahrlosten Zöglingen aus der Fürsorgeerziehung. Der Fürsorgeerzieher, sagt Aichhorn, muß sich zu allererst auf die Seite des Verwahrlosten stellen und annehmen, daß dieser mit der Einstellung gegen seine Umgebung recht hat. Nur so wird es ihm gelingen, mit seinem Zögling statt gegen ihn zu arbeiten. Ich möchte hier nur hervorheben, daß Aichhorns Stellung für diese Art der Arbeit vor der des Analytikers vieles voraus hat. Er ist von der Stadt oder vom Staate ermächtigt einzugreifen, und hat die Autorität des Amtes hinter sich. Der Analytiker dagegen ist, wie das Kind weiß, von den Eltern bezahlt und beauftragt, er gerät immer in eine schiefe Stellung, wenn er sich — selbst wenn es in deren Interesse ist — gegen seine Auftraggeber wendet. Ich bin tatsächlich auch den Eltern dieses Kindes bei allen notwendigen Unterredungen nie anders als mit schlechtem Gewissen gegenübergesessen und die Analyse ist schließlich nach einigen Wochen trotz bester innerer Bedingungen durch die Schuld dieses ungeklärten Verhältnisses an äußeren Dingen gescheitert.

In diesen beiden Fällen waren jedenfalls die für den Beginn der wirklichen Analyse notwendigen Vorbedingungen: das Leidensgefühl, das Zutrauen und der Entschluß zur Analyse mit leichter Mühe zu schaffen. Machen wir jetzt einen Sprung zu dem anderen Extrem, einem Fall, bei dem von diesen drei Faktoren keiner vorhanden war.

Es handelte sich dabei um einen zehnjährigen Knaben mit einem unklaren Gemenge vieler Ängste, Nervositäten, Unaufrichtigkeiten und kindlichen perversen Handlungen. Verschiedene kleinere und ein größerer Diebstahl waren in den

letzten Jahren vorgefallen. Der Konflikt mit dem Elternhaus war kein offener, bewußter, auch von einer Einsicht in seinen ganzen unerfreulichen Zustand oder einem Wunsch, ihn zu ändern, war auf der Oberfläche nichts zu finden. Seine Haltung gegen mich war durchaus ablehnend und mißtrauisch, sein ganzes Bestreben darauf gerichtet, seine sexuellen Geheimnisse vor der Entdeckung zu schützen. Hier konnte ich keine der beiden Handhaben gebrauchen, die sich in den beiden anderen Fällen als so verwendbar erwiesen hatten. Weder konnte ich mich mit seinem bewußten Ich gegen einen davon abgespaltenen Teil seines Wesens verbünden, denn von einer solchen Abspaltung war ihm gar nichts fühlbar, noch konnte ich mich als Bundesgenossen gegen die Umwelt anbieten, an die er, soweit ihm bewußt war, mit sehr starken Gefühlen gebunden war. Der Weg, den ich hier gehen mußte, war offenbar ein anderer, schwierigerer und weniger direkter, es handelte sich darum, sich in ein Vertrauen einzuschleichen, das auf geradem Wege nicht zu gewinnen war, und sich einem Menschen aufzudrängen, der der Meinung war, sehr gut ohne mich fertig werden zu können.

Ich versuchte das nun auf verschiedene Arten. Erst einmal tat ich durch lange Zeit nichts anderes, als mich seinen Launen anzupassen und seinen Stimmungen auf allen ihren Wegen und Umwegen zu folgen. Kam er in heiterer Verfassung zur Stunde, so war ich auch lustig, war er ernsthaft oder deprimiert, so verhielt ich mich in gleicher Weise. Zog er es vor, eine Stunde statt im Gehen, Sitzen oder Liegen unter dem Tisch zu verbringen, so tat ich, als wäre das das Allergewöhnlichste, hob das Tischtuch auf und sprach so zu ihm hinunter. Kam er mit einem Bindfaden in der Tasche und fing an, mir merkwürdige Knoten und Kunststücke vorzuführen, so zeigte ich, daß ich imstande war, noch viel kunstvollere Knoten und merkwürdigere Kunststücke zu machen. Schnitt er Gesichter, so konnte ich noch viel bessere schneiden und forderte er mich zu Kraftproben heraus, so zeigte ich mich als die unvergleichlich Stärkere. Aber ich folgte ihm auch im Gespräch auf jedes Gebiet, von Seeräubergeschichten und geo-

graphischen Kenntnissen zu Markensammlungen oder Liebesgeschichten. Mir war auch bei diesen Gesprächen kein Thema zu erwachsen oder zu bedenklich und eine erzieherische Absicht konnte nicht einmal sein Mißtrauen hinter meinen Mitteilungen vermuten. Ich benahm mich ungefähr so, wie ein Kinofilm oder ein Unterhaltungsroman, der keine andere Absicht hat, als seine Zuschauer oder Leser an sich zu locken und der sich zu diesem Zweck auf die Interessen und Bedürfnisse seines Publikums einstellt. Meine erste Absicht war tatsächlich auch keine andere, als mich dem Jungen interessant zu machen. Daß ich gleichzeitig in dieser ersten Periode sehr viel über seine oberflächlicheren Interessen und Neigungen erfuhr, war ein kaum mitberechneter, aber sehr willkommener Nebengewinn.

Nach einiger Zeit ließ ich dann einen zweiten Faktor dazutreten. Ich erwies mich ihm in harmloser Weise als nützlich, schrieb ihm in der Stunde seine Briefe auf der Schreibmaschine, war bereit, ihm bei der Aufzeichnung seiner Tagträume und selbst ausgedachten Geschichten, auf die er stolz war, zu helfen und fertigte sogar in der Stunde allerlei kleine Dinge für ihn an. Bei einem kleinen Mädchen, das die gleiche Zeit der Vorbereitung durchmachte, häkelte und strickte ich sehr eifrig in den Stunden und bekleidete allmählich alle ihre Puppen und Teddybären. Ich entwickelte also, könnte man kurz sagen, eine zweite angenehme Eigenschaft, ich war nicht nur interessant, ich war auch brauchbar geworden. Als Nebengewinn dieser zweiten Periode wurde ich an Hand des Brief- und Geschichtenschreibens allmählich in seinen Bekanntenkreis und seine Phantasietätigkeit eingeführt.

Dann kam aber etwas ungleich Wichtigeres hinzu. Ich ließ ihn merken, daß das Analysiertwerden sehr große praktische Vorteile hat, daß z. B. strafbare Handlungen einen ganz andern, ungleich günstigeren Ausgang nehmen, wenn sie zuerst der Analytiker und erst durch ihn die Erziehungspersonen erfahren. So gewöhnte er sich daran, die Analyse als Schutz vor Strafe und meine Hilfe zum Wiedergutmachen unbedachter Taten in Anspruch zu nehmen, ließ mich gestohlenes Geld an seiner

Stelle zurückgeben und übertrug mir alle notwendigen, aber unangenehmen Eingeständnisse an seine Eltern. Meine Fähigkeiten in dieser Beziehung probierte er unzählige Male immer wieder aus, ehe er sich entschloß, wirklich an sie zu glauben. Dann aber war kein Zweifel mehr: ich war ihm neben einer interessanten und brauchbaren Gesellschaft zu einer sehr mächtigen Person geworden, ohne deren Unterstützung er nicht mehr recht auskommen konnte. Ich hatte mich ihm also in diesen drei Eigenschaften unentbehrlich gemacht, wir würden sagen, er war in ein vollständiges Abhängigkeits- und Übertragungsverhältnis geraten. Auf diesen Zeitpunkt aber hatte ich nur gewartet, um dann sehr energisch — nicht mit Worten und auch nicht gerade mit einem Schlage — sehr ausgiebige Gegenleistungen von ihm zu verlangen: nämlich die für die Analyse so notwendige Preisgabe aller seiner bisher gehüteten Geheimnisse, die dann die nächsten Wochen und Monate in Anspruch nahm und mit der erst die wirkliche Analyse einsetzte.

Sie sehen, um die Herstellung einer Krankheitseinsicht habe ich mich in diesem Falle gar nicht gekümmert, die kam im weiteren Verlaufe auf ganz anderem Wege von selber zustande, die Aufgabe war hier nur die Schaffung einer Bindung, die stark genug sein mußte, um die spätere Analyse tragen zu können.

Aber ich fürchte, Sie haben nach dieser ausführlichen Schilderung den Eindruck, als ob es wirklich auf nichts anderes ankäme, als auf diese Bindung. Ich möchte versuchen, mit Hilfe anderer Beispiele, die zwischen den angeführten Extremen die Mitte halten, diesen Eindruck wieder zu verwischen.

Ich wurde aufgefordert, einen anderen zehnjährigen Jungen in Analyse zu nehmen, der in der letzten Zeit ein für die Umgebung sehr unangenehmes und beunruhigendes Symptom entwickelt hatte, nämlich lärmende Wut- und Schlimmheitsausbrüche, die bei ihm ohne einen verständlichen äußeren Anlaß zustande kamen und bei dem sonst gehemmten und ängstlichen Kind um so auffälliger waren. Sein Zutrauen war

in diesem Falle leicht zu haben, denn ich war ihm von anderer Seite schon bekannt. Auch der Entschluß zur Analyse traf ganz mit seinen eigenen Absichten überein, denn seine kleinere Schwester war bereits meine Patientin, und die Eifersucht auf die Vorteile, die sie offenbar für ihre Stellung in der Familie daraus bezog, drängte seine Wünsche in die gleiche Richtung. Trotzdem fand ich für die Analyse keinen rechten Angriffspunkt. Aber die Erklärung dafür war nicht weit zu suchen. Er hatte zwar für seine Ängste ein Stück Krankheitseinsicht und ein gewisses Bemühen, sie und seine Hemmungen loszuwerden. Für sein Hauptsymptom aber, für die Wutausbrüche, eher das Gegenteil. Auf diese war er unverkennbar stolz, betrachtete sie als etwas, was ihn vor anderen auszeichnete, wenn auch nicht gerade im günstigen Sinn, und genoß die Sorge der Eltern, die er durch sie hervorrief. Er fühlte sich also in einem gewissen Sinn einig mit diesem Symptom und hätte wahrscheinlich zu dieser Zeit darum gekämpft, wenn man den Versuch gemacht hätte, es ihm mit analytischer Hilfe zu entreißen. Auch hier griff ich zu einem etwas hinterhältigen und nicht sehr ehrlichen Mittel. Ich beschloß, ihn mit diesem Stück seines Wesens zu verfeinden, ich ließ mir die Ausbrüche, so oft sie vorkamen, schildern, stellte mich besorgt und bedenklich. Ich erkundigte mich, wie weit er in solchen Zuständen überhaupt noch Herr seiner Handlungen war und verglich sein Wüten mit dem eines Geisteskranken, für den meine Hilfeleistung kaum mehr in Betracht käme. Dadurch wurde er stutzig und eingeschüchtert, denn als verrückt betrachtet zu werden lag natürlich nicht mehr in dem Sinne seines Ehrgeizes. Er versuchte nun selber, diese Ausbrüche zu beherrschen, fing an, sich gegen sie zu stellen, statt sie wie früher zu unterstützen, merkte dabei seine wirkliche Ohnmacht, sie zu unterdrücken und bekam damit eine Steigerung seiner Leidens- und Unlustgefühle. Schließlich wurde nach einigen vergeblichen Versuchen das Symptom, wie ich es gewollt hatte, aus einem geschätzten Besitz zu einem störenden Fremdkörper, zu dessen Bekämpfung er nur allzu bereitwillig meine Hilfe in Anspruch nahm.

Es wird Ihnen auffallen, daß ich in diesem Falle einen Zustand herbeigeführt habe, welcher bei der kleinen Zwangsneurose von vornherein vorhanden war: eine Spaltung im eigenen Innern des Kindes. Auch in einem anderen Fall, dem eines siebenjährigen neurotisch schlimmen Mädchens, entschloß ich mich am Ende einer langen, der oben geschilderten sehr ähnlichen Vorbereitungszeit zu dem gleichen Kunstgriff. Ich trennte plötzlich ihre ganze Schlimmheit personifiziert von ihr ab, gab ihr einen eigenen Namen, stellte sie ihr gegenüber und erreichte so schließlich, daß sie sich über diese so geschaffene neue Person bei mir zu beklagen begann, und Einsicht in das Maß bekam, in dem sie unter ihr zu leiden hatte. Mit der so hergestellten Krankheitseinsicht geht dann die Analysierbarkeit des Kindes Hand in Hand.

Aber auch hier dürfen wir an eine andere Schranke nicht vergessen. Ich hatte ein ungewöhnlich begabtes und gut veranlagtes achtjähriges Kind, eben jenes oben erwähnte überempfindliche kleine Mädchen, das zu viel weinte, in längerer Analyse. Sie hatte alle Absichten, anders zu werden und Fähigkeit und Möglichkeiten, die Analyse bei mir auszunutzen. Aber die Arbeit mit ihr stockte immer an einem gewissen Punkt und ich wollte mich schon mit dem wenigen Erreichten, dem Verschwinden des Störendsten zufrieden geben. Da stellte sich immer klarer die zärtliche Bindung an eine der Analyse nicht gut gesinnte Kinderfrau als die Schranke heraus, an die unsere Bemühungen, wo sie wirklich in die Tiefe gehen wollten, stießen. Sie glaubte mir zwar, was sich in der Analyse herausstellte und was ich zu ihr sagte, aber nur bis zu einem gewissen Punkt, bis zu dem sie es sich erlaubt hatte und an dem ihre Treue gegen die Kinderfrau anfing. Was darüber hinausging, stieß auf einen zähen und unangreifbaren Widerstand. Sie wiederholte zwar auf diese Weise einen alten Konflikt in der Liebeswahl zwischen den getrennt lebenden Eltern, der in ihrer frühkindlichen Entwicklung eine große Rolle gespielt hatte. Aber auch diese Aufdeckung half nicht wirklich, denn die jetzige Bindung an die Erziehungsperson war eine durchaus reale und begründete. Ich begann nun einen zähen und konsequenten

Kampf mit dieser Kinderfrau um die Zuneigung des Kindes, der von beiden Seiten mit allen Mitteln geführt wurde, in dem ich ihre Kritik weckte, ihre blinde Anhänglichkeit zu erschüttern suchte und nebenbei jeden der kleinen Konflikte, wie sie in der Kinderstube täglich vorkommen, zu meinen Gunsten ausnutzte. Ich merkte, daß ich gesiegt hatte, als das kleine Mädchen mir eines Tages wieder einen solchen sie erregenden häuslichen Vorfall berichtete, aber diesmal der Erzählung hinzufügte: „Glaubst du, daß sie recht hat?“ Von da an ging die Analyse erst in die Tiefe und führte von all den hier erwähnten Fällen zu dem vielversprechendsten Erfolg.

Die Entscheidung, ob diese Handlungsweise, der Kampf um das Kind, eine erlaubte ist, war in diesem Falle ohne Schwierigkeit zu treffen: der Einfluß der betreffenden Erzieherin wäre nicht nur für die Analyse, sondern auch für die ganze Entwicklung des Kindes ein ungünstiger gewesen. Überlegen Sie aber, wie unhaltbar eine solche Situation wird, wenn man als Gegner keinen Fremden, sondern die Eltern des Kindes vor sich hat oder vor die Frage gestellt wird, ob es lohnt, dem Erfolg der analytischen Arbeit zuliebe das Kind dem sonst günstigen und erwünschten Einfluß eines Menschen zu entziehen. Wir werden bei der Frage der praktischen Durchführbarkeit der Kinderanalyse und dem Verhältnis zu der Umgebung des Kindes noch ausführlich auf diesen Punkt zurückkommen.

Ich füge zum Abschluß dieses Themas noch zwei kleine Geschichten an, die Ihnen zeigen sollen, wie weit das Kind imstande ist, den Sinn der analytischen Bemühung und die therapeutische Aufgabe zu erfassen.

Das beste darin hat wohl die schon mehrmals erwähnte kleine Zwangsneurose geleistet. Sie berichtete mir eines Tages von einem ungewöhnlich gut bestandenen Kampf mit ihrem Teufel und verlangte plötzlich Anerkennung. „Anna Freud,“ sagte sie, „bin ich nicht viel stärker als mein Teufel? Kann ich ihn nicht sehr gut alleine beherrschen? Dazu brauche ich dich ja eigentlich gar nicht.“ Das bestätigte ich ihr vollkommen. Sie sei wirklich viel stärker, auch ohne meine Hilfe.

„Aber ich brauche dich doch", sagte sie dann nach einer nachdenklichen Minute. „Du sollst mir helfen, daß ich nicht so unglücklich bin, wenn ich stärker sein muß als er." Ich glaube, man kann sich auch bei einem erwachsenen Neurotiker kein besseres Verständnis für die Veränderung erwarten, die er von der analytischen Kur erhofft.

Und nun noch eine zweite Geschichte. Mein so ausführlich geschilderter schlimmer Zehnjähriger kam in einer späteren Periode seiner Analyse eines Tages im Wartezimmer mit einem erwachsenen Patienten meines Vaters ins Gespräch. Der erzählte ihm von seinem Hund; der Hund hätte ein Huhn zerrissen und er, der Besitzer des Hundes, hätte es zahlen müssen. „Den Hund müßte man zu Freud schicken," sagte mein kleiner Patient, „der braucht Analyse." Der Erwachsene erwiderte nichts, äußerte sich aber nachher sehr mißbilligend. Was der Junge denn für eine komische Vorstellung von der Analyse hätte? Dem Hund fehlte doch nichts. Der will das Huhn zerreißen und er zerreißt es. — Ich wußte genau, was der Bub darunter verstanden hatte. „Der arme Hund", muß er gedacht haben. „Er möchte so gern ein guter Hund sein und etwas in ihm zwingt ihn, Hühner zu zerreißen."

Sie sehen, dem kleinen Neurotisch-Verwahrlosten schiebt sich wirklich hier die Schlimmheitseinsicht ohne Schwierigkeit an Stelle der Krankheitseinsicht und wird ihm so zum vollgültigen Motiv der Analyse.

Das Strafvollzugsgesetz

von

Dr. med. Karl Landauer

Der Entwurf zum Strafvollzugsgesetz bringt wiederum die Einzelhaft, ja als „Hausstrafe" die „Arrestzelle", eine kahle Gitterzelle und die „Beruhigungszelle", einen fensterlosen Raum. Nachfolgende Arbeit — die wir der „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" entnehmen — ist ein Gutachten über den ganzen Geist des Strafvollzuges, erstattet für die Tagung der „Internationalen Kriminalistischen Vereinigung" in Karlsruhe, September 1927. In ihm wird der „Strafvollzug" als Erziehungsproblem gewertet.

Die Frage des Strafvollzugs ist im Prinzip nicht zu trennen von der ganzen Frage unserer Rechtsauffassung und Rechtsprechung. Ja, bei ihr kommen die Triebkräfte besonders klar zur Geltung, die die einzelnen Strafrechtsschulen bewegen. So zeigt es sich deutlich, daß beim Strafvollzug, wie er heute geübt wird und wie er, nur wenig in Äußerlichkeiten verändert, in dem neuen Strafvollstreckungsgesetz beabsichtigt ist, in der Hauptsache das Rachegefühl, das man schamhaft Vergeltungs- oder auch Abschreckungsprinzip nennt, ausschlaggebend ist. Man wird daher die Grundzüge eines auf moderner Psychologie aufgebauten Strafvollzugs — schon dieses Wort ist ein Unding — nur in der Weise darlegen können, daß man auf die Beweggründe zu Rechtsbrüchen und der Rechtsbrecher eingeht. Wenn man dies tut, fällt von vornherein eine sehr große Anzahl von Rechtsbrüchen aus dem Bereich des Gesetzes.

Denn ein kaum abschätzbar großer Teil von Rechtsbrüchen entspringt der Not. Allerdings darf man den Begriff Not nicht in anmaßend enger Weise so fassen, daß man nur den Hungernden, Frierenden und Obdachlosen in Notstand glaubt. Der Mensch braucht mehr zum Leben als eine gewisse Kalorienmenge. Schon aus der Physiologie wissen wir, daß allein die Deckung des Kalorienbedarfs nicht ausreicht, um Krankheiten zu verhüten. Zahllose, nicht den Motor als Heizstoff speisende Nahrungsmittel sind nötig. Ferner erweist wieder das physiologische Experiment, daß

die Zuführung einer eintönigen Kost, die an sich den Heizbedarf deckt, nach kurzer Zeit nicht mehr genügt, da die Absonderung der Verdauungssäfte infolge Reizlosigkeit bedeutend abnimmt. Der Mensch hat also auch Abwechslung, Lust zum Leben nötig. Wenn wir dies aus dem chemisch-physiologischen Laboratorium gewonnene Resultat einigermaßen sinngemäß verwerten, so erkennen wir, daß der Mensch des Glückes bedarf, d. h. der Freiheit, seinen Triebkräften entsprechend zu leben, vor allem der Freiheit über Zeit. Ihr Fehlen ist Notstand und so gesehen ist die Zahl der Handlungen, die einem Notstande entspringen, sehr groß. Bei diesen Rechtsbrüchen könnte man höchstens die Gesellschaft als strafwürdig bezeichnen, weil sie den Rechtsbrecher in Notstand brachte.

Eine zweite Gruppe von Rechtsbrüchen entsteht aus Affekt. Sie sind die starke Antwort auf einen starken Reiz. Bei einer sehr großen Anzahl von Rechtsbrüchen ist dies ohne weiteres klar, da uns — sei es als Richter, sei es als Sachverständiger — der Affekt und seine Äußerung adäquat, entsprechend, d. h. nachlebbar erscheint. In allen diesen Fällen handelt es sich um Ereignisse, die niemals verhindert werden können, so lange der Mensch eben Mensch ist. Derartige Affekte sind Ausnahmezustände gesunder Menschen, Ausbrüchen von Naturgewalten vergleichbar, sozusagen höhere Gewalt. In diesen Fällen können wir die Opfer der Rechtsbrüche zu entschädigen suchen und unser möglichstes tun, zu verhüten, daß erneut solche Naturgewalten losbrechen. Der Verüber eines derartigen Rechtsbruches ist zwar nicht selbst krank, wenn auch in einem ungewöhnlichen Zustand, da jeden dieser Zustand befallen kann, ja wird; aber er kam in eine Situation, die ungewöhnlich — wenn man so will — krank ist. Also wiederum kommt für einen einigermaßen einsichtigen Menschen das Prinzip der Vergeltung nicht in Frage, aber auch das Verhütungsprinzip kann nicht bei den Menschen, sondern bei den Situationen einsetzen.

Von diesen Fällen ausgehend, finden wir alle möglichen Übergänge zum Verbrechen aus pathologischem Affekt, also aus krankhaften Ausnahmezuständen heraus, und weiter zum „Verbrecher", einem Menschen, der unter allen möglichen uns ge-

wöhnlich erscheinenden Verhältnissen berechtigte Interessen anderer schädigt, weil er von Triebkräften getrieben ist, die sich in einer gesellschaftsschädlichen Weise auspuffen. Die Strafrechtsbewegungen der letzten Jahrzehnte haben versucht, den Rahmen der ersten Gruppe, derjenigen, wo man von krankhaften Zuständen im eigentlichen Sinn sprechen kann, möglichst zu erweitern. Aber sie sahen sich auch genötigt, die Zwischenstufe des vermindert zurechnungsfähig wenigstens praktisch einzuführen. Für unsere kurzen Untersuchungen können wir jedoch die beiden Fälle einheitlich setzen, da der pathologische Affektzustand ein Affektzustand ist, der von Triebkräften mitgespeist wird, die nicht ausgelöst sind von dem Affektanlaß, sondern zurückgehen auf weit hinter dem Anlaß liegende, meist in der Kindheit wurzelnden Erlebnisse, die aus dem Unbewußten heraus nachwirken. Diese Menschen gleichen einem Pulverfaß, das auf irgendeinen Stoß, durch einen kleinen Funken oder gar nur, weil es eben jetzt eine bestimmte Zeit gelagert hat, explodiert. Die Verbrecher aber werden gleichfalls von Antrieben bestimmt, die ihnen zum großen Teil unbewußt sind. Die Beweggründe zur Tat, die die gerichtliche Untersuchung aufdeckt, ist nur die Rationalisierung, die nachträgliche Vernünftigmachung der wahren Motive, welche nur tiefenpsychologisches Studium aufdecken und ändern könnte. Diese Menschen sind allesamt von der Gesellschaft als Kranke zu werten, wenn sie auch nicht krank sind.

Denn ein Mensch ist als gesund zu bezeichnen, wenn der Ablauf seiner inneren Lebenvorgänge — seelisch gesprochen: seine Triebe — und die Reaktionen auf die Reize aus der Außenwelt — psychologisch: seine Affekte — einander nicht behindern und ihm gestatten, sich entweder der Außenwelt anzupassen oder die Außenwelt sich. Diese Definition von Gesundheit aber gilt nur für den Menschen als Einzelwesen. In der Tat ist der Mensch jedoch als Gemeinschaftswesen geschaffen und kann nur in Gemeinschaft gedeihen. Für diese seine Eigenschaft als Gemeinschaftswesen müssen wir den Begriff der Gesundheit noch einengen: Triebe und Affekte dürfen sich nicht nur in Einzelwesen nicht behindern, sondern müssen sich auch in ihren Entäußerungen

so verhalten, daß sie mit den Trieben und Affekten ihrer Umwelt in Einklang stehen, da sonst die allen lebensnotwendige Gemeinschaft gefährdet wäre. In diesem Sinne sind Rechtsbrecher aus ihnen selbst unbeherrschbaren Affekten und Trieben als Kranke (zwar nicht als individuell Erkrankte, aber als Gemeinschaftskranke) zu werten.

Wenn wir diese Betrachtungsweise zur Richtlinie nehmen, so ergibt es sich von selbst, daß es sich diesen Rechtsbrechern gegenüber einzig darum handeln kann, ihnen die Möglichkeit zu geben, zu Gesellschaftsgesunden zu werden, d. h. ihre Trieb- und Affektwelt in die Hand zu bekommen, damit sie sie in einer Weise ausleben können, die die Gemeinschaft nicht gefährdet. Es ist dieselbe Aufgabe, die wir in der Jugend an den Kindern zu vollbringen haben, eine Erziehung, und da es sich um Erwachsene handelt, Produkte einer verfehlten Erziehung, um eine Umerziehung, d. i. eine Heilerziehung.

Da jegliche Erziehung auf die Ausbildung des Gemeinschaftsmenschen ausgeht, muß sie innerhalb der Gemeinschaft erfolgen. Demgegenüber sehe man sich den heutigen Strafvollzug an. Der günstigste Fall seiner Verbüßung ist die sogenannte Gemeinschaft, wo eine Herde von Rechtsbrechern isoliert von der übrigen Außenwelt ist. Der Leiter der Anstalt steht himmelweit entfernt von ihr. Hauptsächlich tritt er bei Verhängungen von Hausstrafen in Erscheinung. Die Aufseher aber umschwärmen sie wie die Schäferhunde, um jeden zu beißen, der etwas aus dem Haufen geht. Noch deutlicher wird die Absonderung aus der Gesellschaft bei Zellenhaft, in der der Häftling nur für wenige Augenblicke ein paar Leidensgefährten spricht, weiter bei Einzelhaft, während der er höchstens für Minuten den Aufseher sieht. Am allersinnlosesten ist die Arrest- und Beruhigungszelle, wo ihm selbst die unbelebte Umwelt entzogen wird, ja das Licht. Hier liegt eine klare Tötung des Menschen vor, ein Mord auf Zeit. Und diese Gewalttat soll vor Gewalttaten abschrecken! Ein derartig mißhandelter Mensch wird sich äußerlich fügen — und warten, bis er der Stärkere ist, um ungestraft Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Genau wie in der Jugenderziehung, ist die Heilerziehung ein Problem der Führer.

Sie zu schaffen, muß unsere Aufgabe sein. Sie werden dann in einer Familie mit ihren Zöglingen leben (alle wesentlichen modernen Schulen sind auf diesem sogenannten Familienprinzip aufgebaut). Die Mittler werden Gemeinschaftskranke im Genesungsstadium sein. Das Stufenprinzip, Leute, die sich gut führen, abzusondern, ist sinnwidrig, züchtet nur „Gefängnisstreber“.

Demgegenüber muß man nur sehen, was in Wesen vorgeht, die durch unseren bisherigen Strafvollzug mißhandelt worden sind. Einen anderen Ausdruck vermag ich nicht zu gebrauchen, seitdem ich als Einjährig-Freiwilliger-Arzt Häftlinge nach Dunkelarrest und während des Krieges über ein Jahr als Arzt eines großen Zellengefängnisses dessen Opfer zu untersuchen Gelegenheit hatte. Der bisherige Strafvollzug unterdrückt in brutaler Weise jegliche Äußerung der Menschen, ohne die inneren Vorgänge der Menschen zu ändern. Die Affekt- und Triebabfuhr nach außen kann in keiner Weise vor sich gehen, innere Stauungen sind die notwendige Folge. Noch die günstigste von ihnen ist, daß offenkundige Krankheit entsteht. In weitaus den meisten Fällen aber stauen sich diese innerseelischen Kräfte nur während der Zeit der Haft an, um sich um so kräftiger nach der Befreiung aus der sinnlosen Fessel zu entladen.

Schon im gewöhnlichen Leben bilden sich im Ablauf der Lebensvorgänge und als Reaktionen auf die Erlebnisse aus der Außenwelt zahllose gewalttätige Antriebe. Es ist unbedingt nötig, daß sie sich in einer Umgestaltung der Außenwelt und der Innenwelt entladen können. Will man *Tätlichkeiten vermeiden*, muß man *Möglichkeit zur Betätigung* geben, also müssen wir für *Arbeit* sorgen. Schaffen ist nicht nur sozial nötig, um sich in der Gesellschaft zu behaupten, sondern auch direkt eine hygienische Maßnahme. Um diesen Zweck zu erfüllen, *muß die Arbeit lustvoll sein*, d. h. geeignet, *den tiefeingewurzelten Trieben des Menschen* Gelegenheit zum Austoben zu geben. Nun sind in sehr vielen Menschen die Wege zum freien Entsprudeln dieser Kräfte in nutzbringende Arbeit verlegt worden, nicht zum letzten durch eine sinnlose Erziehung, die die Arbeit zum Fluch machte, analog dem biblischen Worte: Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen. Strafarbeit ist ja

ein beliebtes Zuchtmittel. Das Arbeitshaus soll weiterhin die so Erzogenen zur Arbeit erziehen, in Wirklichkeit verekelt sie sie noch mehr. Damit Arbeit lustvolles Sichausleben werde, muß sie sinnvoll sein, und das kann man doch vom Tütenkleben und ähnlichem nicht behaupten. Dostojewski hat in seinen sibirischen Erinnerungen davon gesprochen, daß man einen Sträfling dadurch in Wahnsinn treibe, daß man ihn zwinge, einen Haufen Steine von einer Seite der Straße auf die andere zu schaffen und dann wieder zurück und so immer fort, immer wieder aufs neue seine Arbeit zerstörend. Die Leistung in einem Bergwerk unter den schwierigsten und gefährlichsten Bedingungen sei dagegen eine Erholung, da man sehe, was man schaffe. Vor allem muß man deshalb dem der Freiheit Beraubten wenigstens eine möglichst freie Arbeit und freie Verfügung über sein Arbeitsprodukt gewähren. Sinnlose Arbeit, die nicht dem Individuum angepaßt ist, ist Fron, die nur Haß erzeugt, der sich späterhin entladen muß.

Das schwierigste Problem für die Heilerziehung des Verbrechers ist aber, daß er — wie manche Arten Geisteskranker — in der Regel nicht das Gefühl hat, ein Gemeinschaftskranker zu sein. Meist aber kann man nur den ändern, der unter seinem derzeitigen Zustand leidet. Man glaubt dies dadurch erreichen zu können, daß man den Gemeinschaftskranken so lange quält, bis er leidet. Dies ist aber kein Ersatz für das Krankheitsgefühl, denn es handelt sich hier um ein Leid von außen, das einzig zur Änderung der Außenwelt aufpeitscht, nicht um ein Leid von innen her, das die Änderung der Innenwelt veranlassen könnte. Mit Dressur — um einen von Bernfeld in der Pädagogik benutzten Ausdruck zu gebrauchen — erreicht man nur einmalige „Muskelaktionen“, jederzeit unter anderen äußeren Gegebenheiten aufhebbare Hemmungen oder unter den Dressurbedingungen produzierte Kunststücke. Daher die rückfälligen Verbrecher. Eine andere Einstellung, eine Umwandlung der Persönlichkeit, erzielt einzig die „Führung“, in der einer Masse eine Führerpersönlichkeit gegenübersteht, der zu gleichen, deren Forderungen, die man sich zu eigen macht, zu entsprechen, lustvoll ist. Jegliches Versagen in dieser Beziehung wird mit der Sozialangst: Schuldgefühl beantwortet. Dieses Schuld-

gefühl hervorzurufen, bzw. in richtige Bahnen zu lenken, ist die Aufgabe der Erziehung am Verbrecher.

Allerdings täuscht man sich, wenn man glaubt, im Verbrecher gäbe es kein Schuldgefühl oder es sei weniger stark entwickelt. Nicht gemeint ist natürlich das Schuldgefühl, das von vielen geäußert wird, weil sie den Anschauungen der Verbrecherzunft zuwider gehandelt haben. Nicht gemeint ist auch jene scheinbare Reue und Zerknirschung, die von Zahllosen bewußt vorgetäuscht werden, gerade am meisten von jenen, die am wenigsten Schuldgefühl empfinden. Derartiges anzudressieren, war bisher die Aufgabe und die Selbsttäuschung des Strafvollzuges.

Vielmehr hat die genaue Untersuchung von Verbrechern ergeben, daß in ihnen die Sozialangst besteht, aber unbewußt, wie ja die Kriminellen überhaupt die Strebungen, die auf Eingliederung in die Gesellschaft abzielen, großenteils verdrängt haben. Namentlich an jugendlichen Rechtsbrechern, bei denen die psychologischen Fäden noch leichter zu entwirren sind, läßt es sich oft ohne Schwierigkeit nachweisen, daß ein Schuldgefühl vorhanden ist, aber ein verdrängtes, dem Verbrecher selbst unbewußtes, für eine ihm selbst unbewußte Schuld. Aber eben dieses Schuldgefühl drängt nach Bestrafung und um diese herbeizuführen, begeht der unbewußt Schuldige bewußte Schuld. Reik hat uns in einem sehr lesenswerten Buch diesen Verbrecher aus Schuldgefühl und Strafbedürfnis klargelegt.[1] Es ist eine außerordentlich häufige Erscheinung. Hier handelt es sich darum, dieses unbewußte Schuldgefühl bewußt zu machen und den Verbrecher von seiner Last zu befreien. Sehr häufig ist auch, daß eine Strafe verursacht wird, um damit einen Freibrief zum Nachgeben gegenüber unerlaubtem, meist unbewußtem Verlangen zu erhalten. Denn diese Strafe wird, weil die Tat aus anderen Motiven entstanden ist, als vom Urteilenden unterschoben werden, stets als eine ungerechte Strafe empfunden, und man hat nun eine Straftat zugute. Vor allem aber wird die Strafe als Gewalttat empfunden und Gewalttat rechtfertigt Gewalttat, die Gewalttat der Gesellschaft also die eigene — begangene und zukünftige. Nicht nur der Henker ist der Lehrer des Mörders.

1) „Geständniszwang und Strafbedürfnis." Wien 1925.

Es ist unmöglich, im Rahmen eines kurzen Aufsatzes das ganze Problem der Kriminellen und der Kriminalität auch nur einigermaßen klar aufzuzeigen. Soviel aber wird aus dem wenigen hervorgegangen sein, daß es sinnlos, ja höchst schädlich ist, ein Strafvollzugsgesetz zu schaffen, das auf dem Gedanken aufgebaut ist, zu vergelten oder abzuschrecken, in der Tat zu rächen. Daß dies die Tendenz des Gesetzentwurfes ist, geht namentlich aus der Möglichkeit einer Einzelhaft und gar der als Hausstrafe gelassenen Dunkelhaft, dem Käfig und der Fesselung hervor. Was Erziehungsmaßnahmen zu sein vortäuscht, in Wirklichkeit aber dazu dient, auch einen Aktivposten in die pekuniäre Bilanz der Gefängnisverwaltungen einzuführen, die Arbeit entspricht in ihrer heutigen Art keinesfalls Erziehungsansprüchen, sondern ist als geist- und sinnlose Fron nur Dressur- und Quälmittel. In der heutigen Form vermag der Strafvollzug nicht, aus Gesellschaftskranken Gesellschaftsgesunde zu machen. Sie bleiben Gesellschaftskranke, d. h. Gesellschaftsfeinde, manche werden auch individuell Erkrankte, seelisch Kranke, Geisteskranke.

PSYCHOANALYTISCHES LESEBUCH

Multatuli über sexuelle Aufklärung

Im allgemeinen werden einzelne Dinge nach meinem Gefühl zu sehr umschleiert. Man tut recht, die Phantasie der Kinder rein zu halten, aber diese Reinheit wird nicht gewährt durch Unwissenheit. Ich glaube eher, daß das Verdecken von etwas den Knaben und das Mädchen um so mehr die Wahrheit argwöhnen läßt. Man spürt aus Neugierde Dingen nach, die uns, wenn sie uns ohne viel Umstände mitgeteilt würden, wenig oder kein Interesse einflößen würden. Wäre diese Unwissenheit noch zu bewahren, so könnte ich mich damit versöhnen, aber das ist nicht möglich; das Kind kommt in Berührung mit anderen Kindern, es bekommt Bücher in die Hände, die es zum Nachdenken bringen; gerade die Geheimtuerei, womit das dennoch Begriffene von den Eltern behandelt wird, erhöht das Verlangen, mehr zu wissen. Dieses Verlangen, nur zum Teil, nur heimlich befriedigt, erhitzt das Herz und verdirbt die Phantasie, das Kind sündigt bereits und die Eltern meinen noch, daß es nicht weiß, was Sünde ist.

C. D. DALY

HINDU-MYTHOLOGIE UND KASTRATIONSKOMPLEX

Geheftet M. 2.80, Ganzleinen M. 4.20

Inhalt: I) Psychologie der Hindu. Kurze Analyse gewisser Bestandteile des Hinduismus. Die Rückkehr zu den analen Interessen und die Fixierung in ihnen als Resultat der Kastrationsangst. Ambivalente Einstellung zu den weiblichen Genitalien — II) Die hinduistische Göttin Kali. Ihre Attribute. Lha-Mo, das tibetanische Gegenstück — III) Der Kali-Symbolismus — IV) Der Penisneid — V) Die Todesangst der Hindu. Kali, die Schlachtenkönigin. Das „Unheimliche" und das „Geheimnisvolle". Der Menstruationskomplex.

GÉZA RÓHEIM

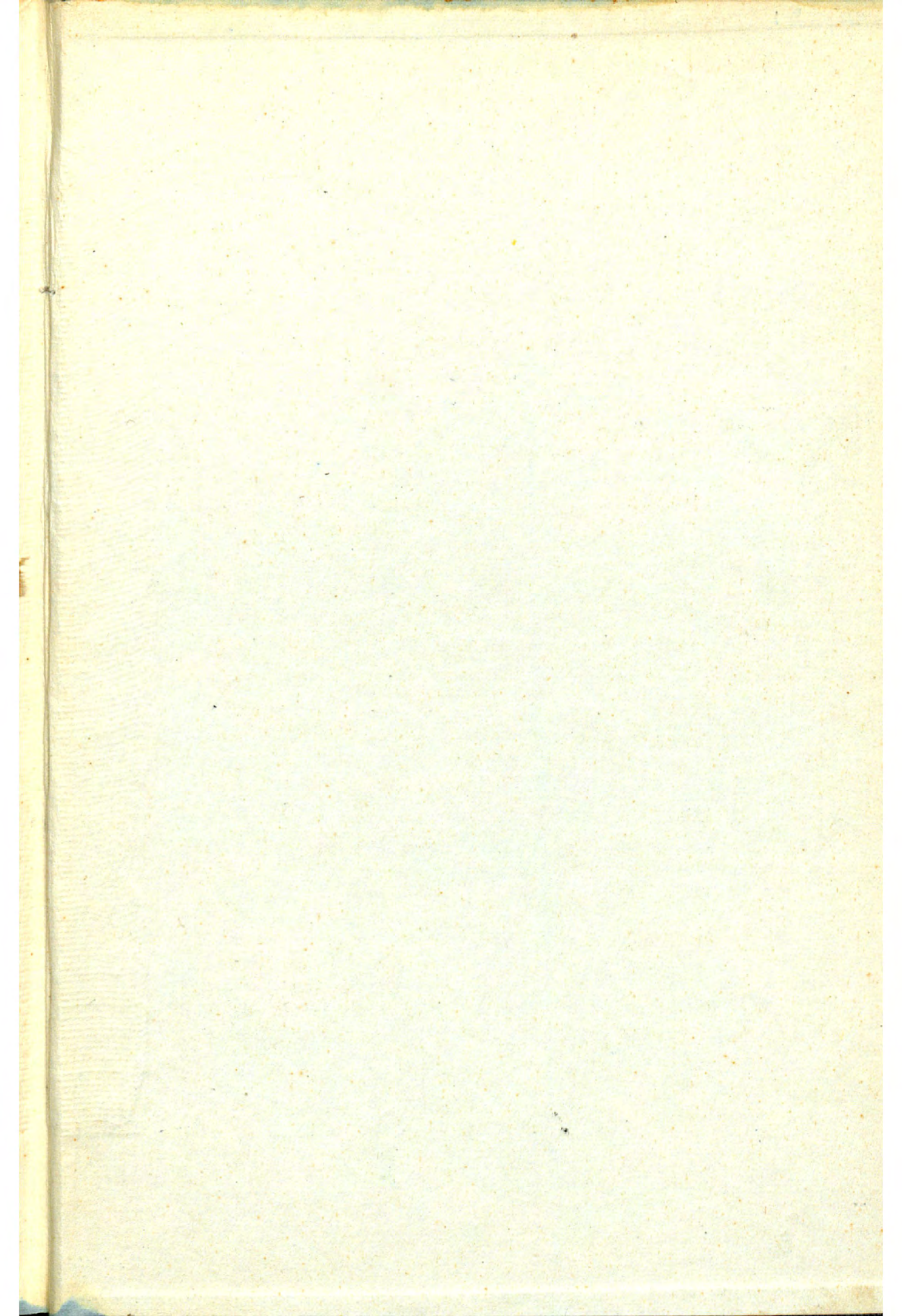
MONDMYTHOLOGIE UND MONDRELIGION

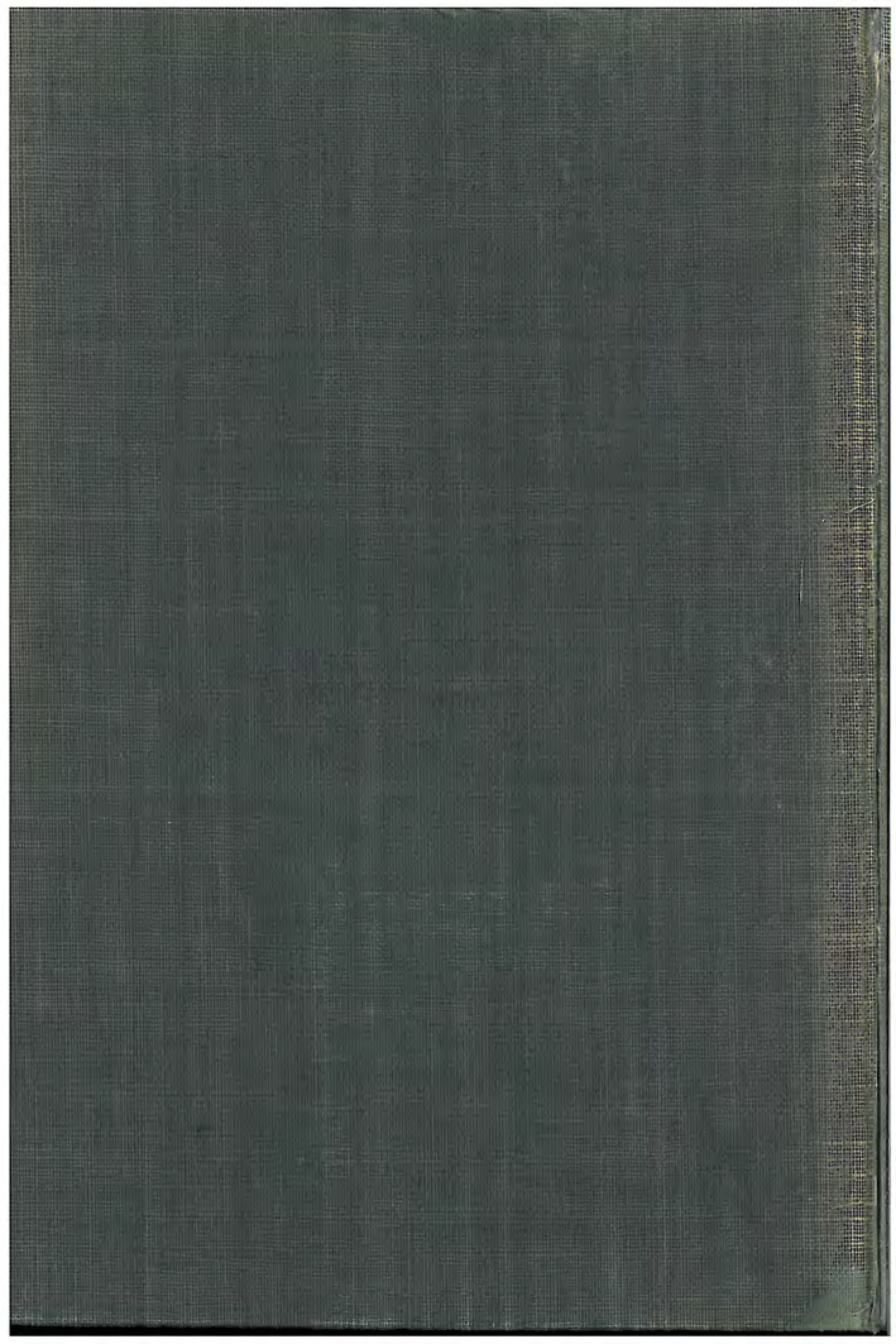
Geheftet M. 3.60, Ganzleinen M. 5.—

Inhalt: I) Die Wasserträger im Monde. Die Sage und ihre Wanderungswege. Der Mondbaum, der ewige Faden und die Spinnerin, Zusammenhänge zwischen Südostasien und Polynesien. Die Kröte — II) Mondmythen und Weckträume. Naturmythos und Elementargedanke oder Psychologische Mythendeutung und Wanderungstheorie. Mondsage, Durstreiztraum, Harnreiztraum. Flutsagen. Feuer und Wasser. Urindrang und Mondsucht. Symbolik der Flutsagen — III) Danaidenarbeit. Deutung der neuseeländischen Varianten. Danaidenarbeit. Das Los der alten Jungfern. Die Sonntagsschänder und ihre ewige Arbeit. Diebstahl und Mondversetzung — IV) Die Mondmutter und der Mondkult. Die analytische Deutung der Mondsucht. Mondsucht und Menstruation. Der Traumgedanke und die Entstellung. Kiddus lebana. Die lunare Sympathie.

Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Wien, VII., Andreasgasse 3

Sublimierung. S. 163.





ALMA
NACH

1928

I.P.V

Almanach der Psychoanalyse

1928